Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

Der Talisman des Weibes.

Roman

von

Georg Hartwig.

(Fortsetzung.)

„Am nächsten Abend wartete ich vergebens unter den Pinien. Der kommende Morgen," so berichtete Graf Freiberg der gespannt zuhörenden Irma weiter, „brachte mir die Gewißheit, daß die Marchesa mit Gaëtannina Florenz verlassen ... Jetzt wissen Sie Alles, wissen, weshalb ich dem abgeklärten Empfindungsvermögen Ihres Gemahls wenig Sympathie entgegenbringen kann. Mit olympischer Ruhe würde Ihr Gatte, mit mitleidiger Heiterkeit der Justizrath meine Jugendthorheit betrachten. Sie werden weder tadeln noch spotten!"

Er beugte sich zu Irma nieder, welche wie bezaubert von dieser ihr völlig neuen Sprache im Sessel lehnte, und fuhr fort: „Versuchen Sie es, mir nachzufühlen, was ich bei dem Gedanken leiden muß, daß Gaëtannina hinter den öden Mauern eines Klosters schmachtet, todt für die Welt, für eigenes Glück, während ich überreich beseligt wäre, ihre Füße umfassen zu dürfen!"

Er eilte zum Flügel, schlug heftig in die Tasten und begann wilde Phantasien zu spielen.

Irma hatte inzwischen klar erkannt, daß sie an jenem Abend nur Gaëtannina gleich empfunden und in der Zurückweisung ihres Gatten den unzweifelhaften Beweis seiner Gleichgiltigkeit empfangen habe. Damit stimmte Vieles, ach, Alles überein. Wenn Freiberg's Gefühle Liebe waren, wie nannte sich dann Meischick's unerschütterliche Ruhe? O Gott, und in dieser ertödtenden Atmosphäre sollte sie leben, verzichten, leiden bis an's Ende!

Das jetzt häufig wiederkehrende Erstickungsgefühl wollte ihr einen Angstschrei von den Lippen jagen, als sanfte, wohlbekannte Töne sich besänftigend an ihr Ohr schmiegten:

„Ich träumte von bunten Blumen,
So wie sie wohl blühen im Mai" —

Unwiderstehlich angezogen trat sie an die Seite des Spielenden. Waren sie Beide doch Leidensgefährten und angewiesen, einander zu trösten und zu ermuthigen. Konnte es etwas Edleres, Zuverlässigeres geben, als dieses Mannes Sympathie?

Der Graf schaute auf und wollte sich unterbrechen, aber Irma legte abwehrend ihre Hand auf seine Schulter. So spielte er weiter. Seltsam nur, daß unter den Erinnerungen, welche ihn bewegten, diese sanfte Berührung der jungen Frau ihn warm durchrieselte bis in die Fingerspitzen.

Leise, zitternd zuerst, als schäme sie sich des Bekenntnisses, dann von schwärmerischer Innigkeit hingerissen, zu-

letzt im vollen Affekt der Leidenschaft begleitete Irma mit ihrer süßen Stimme sein Spiel.

Freiberg fühlte sich von einer sonderbaren Täuschung befangen, die ihn an seinem gesunden Verstande zweifeln ließ. Er konnte plötzlich die Namen Irma und Castannina nicht klar aus einander halten, wußte nicht, auf welche von Beiden sich die Worte bezogen:

„Wann grünt ihr Blätter am Fenster?
Wann halt' ich mein Liebchen im Arm?"

Die blonde, strahlende Schönheit der Anwesenden verschmolz mit dem südlichen Liebreiz der ewig Verlorenen.

Irma schwieg bang athmend. Der Graf riß sich gewaltsam empor, aber nur um die herabgesunkene Hand der jungen Frau zu ergreifen und zweimal voll heftiger Zärtlichkeit an seine Lippen zu drücken.

„Mein guter Engel!" sagte er, unverwandt in ihre feuchtschimmernden Augen schauend. „Die Sprache ist zu arm, das auszudrücken, was mich in diesem Moment erfüllt!"

„O, still!" flüsterte Irma traumbefangen unter seinen Blicken. „Was kann ich, selbst hilflos, für Sie thun?"

Im Gange wurden Schritte laut. Wenige Augenblicke später öffnete sich die Thüre. Das ihn begleitende Mädchen ermuthigend am Arm führend, trat der Amtsrichter mit Margarethe Werner in das Gemach.

7.

Hans Meischick, in der Voraussetzung, daß die Gegenwart des Grafen einen wohlthätigen Zwang auf Irma's

Begrüßung ausüben werde, äußerte aufrichtig sein Vergnügen, ihn bei sich zu sehen.

Inzwischen hatte die junge Frau Zeit gefunden, sich zu fassen. Mit freundlichem Lächeln bot sie der schüchtern Nähertretenden die Hand zum Gruß. „Seien Sie mir willkommen!"

Meischick wandte sich ihr mit gewinnendem Scherz zu. „So froslig darfst Du einer Halberfrorenen, im Schnee beinahe Vergrabenen nicht begegnen, sonst thaut sie nicht auf. Ich bin überzeugt, Fräulein Werner bringt Dir trotz der ausgestandenen Kälte ein Herz voll wärmster Zuneigung entgegen. Nicht wahr?"

„O gewiß!" flüsterte Margarethe, die schöne Frau schwesterlich umfangend. „Und viele Grüße von Tante Käthe bringe ich, sehr viele und herzliche!"

Irma drückte ihre Lippen leicht auf Gretchen's Stirn. Unangenehmer hätte sich dieselbe nicht einführen können, als mit einem Auftrage der verhaßten Stiftsdame.

Freiberg verstand bereits vortrefflich, in Irma's Blicken zu lesen. Sofort trat er der Unterhaltung bei, während der Amtsrichter dem jungen Mädchen behilflich war, Mantel und Kapuze abzulegen.

„Graf Freiberg'" sagte Irma leichthin, mit einer gewissen Spannung Gretchen's Aeußeres überfliegend. „Ein Freund unseres Hauses — und sehr erfahren in allen schönen Künsten! Sind Sie musikalisch?"

„Aber Irma," fiel Meischick abermals scherzend ein und zwar mit der ganz bestimmten Absicht, Margarethe nicht unter die Botmäßigkeit der jungen Frau zu stellen,

„aber Irma, liebstes Kind, soll denn Fräulein Werner nach einer durchgreifenden körperlichen Abkühlung auch noch unter dem Frosthauch der Konvenienz erzittern? Jetzt wird's sich gleich zeigen, wer Schwestern gehabt hat — meine arme Irma leider nicht!"

Er brauchte nur leise an Gretchen's guten Willen zu appelliren; schon legten sich ihre Arme schmeichelnd um den stolzen Nacken der Widerstrebenden, drückte sie ihre Lippen auf Irma's Mund, mit weicher Stimme flüsternd: „Ich habe Schwestern, darum ist mir das trauliche Du eine süße Gewohnheit. Aber Dir, meine liebe Irma?"

„Ich will es gern versuchen!" entgegnete diese, Gretchen weniger als ihrem befehlshaberischen Gatten zürnend. „Du wirst indessen bald genug einsehen lernen, daß man mit mir die größte Nachsicht und Geduld haben muß. Nicht wahr, Hans?"

„Wenn Du es selbst eingestehst, so möchte ich den sehen, welcher daran zu zweifeln wagt!" erwiederte er fein ablehnend.

„Vielleicht thun Sie es doch, Herr Graf?" rief Irma mit herausforderndem Lächeln, ohne auf die erschrockene Miene des jungen Mädchens zu achten.

Freiberg verbeugte sich liebenswürdig. „Wieder ein Dilemma, in welchem ich mich wie in einem Netz verrennen soll, gnädige Frau! O, ich sehe mich vor! In beiden Fällen würden Sie meine Antwort mitleidslos verspotten."

„Ich fürchte auch, Herr Graf," erwiederte Meischick, Irma zuvorkommend, „die Launen der Damen sind bis-

weilen unberechenbar. Darum, wenn es Ihnen gefällig wäre, mit mir drüben eine Cigarre zu rauchen, könnten wir von dem unfruchtbaren Thema zu einem lohnenderen übergehen. Dreysing sagte mir nämlich heute Vormittag —," er öffnete die Thüre und verließ mit Freiberg den Salon.

Wie aus tiefen Gedanken auffahrend, richtete sich Irma empor. „Du wirst müde sein, Margarethe! Wie gefällt Dir der Graf?"

„Ich weiß es noch nicht!" entgegnete sie unschlüssig.

Die junge Frau lachte. „O, ich merke schon, Du bist eins von den weisen Menschenkindern, die erst nach reiflicher Ueberlegung urtheilen. Nun, das ist bei mir anders, ich folge dem ersten Eindruck, er bleibt der richtige!"

„Immer?"

„Ach, sei doch keine Wortklauberin!" rief Irma ungeduldig. „Wenn man jedes Wort auf die Wagschale legen sollte, müßte ich für eine Unterhaltung danken. Ausnahmen gibt es zu jeder Regel. Im Uebrigen paßt Du vortrefflich zu meinem bedächtigen Gatten, und es wird mir Vergnügen machen, einem Disput zwischen Euch zu lauschen. Ich kann mir dabei lebhaft eine japanische oder türkische Konversation vorstellen, wo zwischen zwei Worten immer fünf Tassen Thee oder Kaffee und die doppelte Anzahl Pfeifen genossen werden."

„Darf ich heute schon den Thee bereiten?" fragte Margarethe diensteifrig.

„Um's Himmels willen!" rief die junge Frau von Uebermuth erfaßt. „Meiner tiefsinnigen Parallele entnimmt

diese kleine, emsige Arachne nur den Begriff: Thee — Abendessen! Wie würde meinem Gatten dabei das Herz gelacht haben! Da wärst Du gleich hoch in seiner guten Meinung gestiegen. Ich spreche von glanzumflossenen Ruinen, Du jammerst über eine zerbrochene Untertasse, ich verfolge den Faden einer spannenden Erzählung, Du denkst an ungestopfte Strümpfe, ich begeistere mich an der Farbenpracht eines landschaftlichen Gemäldes, Du schiltst das Mädchen wegen vergilbter Wäsche — das muß ja ein Götterleben werden! Also Thee willst Du machen?"

„Bereitest Du ihn sonst nicht?" fragte Margarethe ohne jegliche Empfindlichkeit.

„Wie es kommt! Nun gut, ich übertrage Dir hiemit feierlichst dieses Amt, doch muß erst mein Gatte sein Ja und Amen dazu geben!"

„Weshalb sollte er nicht? Tante Käthe — ach, Irma, welch' eine vortreffliche Frau würdest Du in ihr kennen lernen! — litt es nie anders."

Verflogen war die heitere Laune der jungen Frau. Sie stand auf und leuchtete ihrem Gaste voran in das Fremdenzimmer. „Komm, ich will Dir Dein neues Heim zeigen!"

Beim Zurückgehen traf sie den Grafen auf dem Gange. Er näherte sich ihr hastig.

„Ich suchte Sie vergeblich im Salon. So darf ich mich hier verabschieden?"

Seine Stimme rief den Unterschied zwischen den beiden letztverflossenen Stunden qualvoll grell in Irma wach. Eine Thräne der Entmuthigung stieg langsam in ihren blauen Augen auf.

Freiberg las darin das Bekenntniß, daß sie unglücklich sei, und das Herz schwoll ihm in der Brust.

„Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen," sagte er gedämpft, sich zu Irma neigend, als wolle er sein Bild in dem Tropfenpaar an ihren dunklen Wimpern spiegeln, „man träumt auch nicht ungestraft von den bunten Blumen des Lebensfrühlings!"

Sie schüttelte unwillkürlich das schöne Haupt. Ihr Schmerz war ebenso aufrichtig und tief als das Bewußtsein ihrer Verlassenheit — wie auch das Gefühl, welches Freiberg in diesem Moment beseelte, noch schwärmerisch rein angehaucht war.

Ihre Hände sanken in einander. Wortlos trennten sie sich. — — — — — — — — — — —

Die Tage kamen und gingen, ohne daß die Situation im Meischick'schen Hause erheblich sich verändert hätte. Margarethe Werner, von dem Wunsche beseelt, sich nützlich zu machen, nahm nach und nach jede Wirthschaftssorge aus den Händen der jungen Frau. Dadurch vereitelte sie allerdings die Hoffnung des Amtsrichters, welcher Irma im Gegentheil zum häuslichen Fleiß angespornt sehen wollte, andererseits erwarb sie sich jedoch dadurch die Zufriedenheit der Letzteren, die nun ganz ungestört ihren Lieblingsbeschäftigungen nachhängen konnte. Zudem besaß Margarethe das Talent, geräuschlos thätig zu sein, im hohen Grade und die seltene Fähigkeit, Jedem nach seiner Eigenart die Häuslichkeit bequem und angenehm zu gestalten. Es gab hinfürder nichts mehr zu tadeln für Hans Meischick, und seine Hochachtung für das liebenswürdige

Mädchen stieg von Tag zu Tag. Eingedenk der Mahnung seiner Tante Käthe enthielt er sich gegen Irma standhaft jeglichen Vergleichs, was diese für Gleichgiltigkeit gegen ihre Person und Sympathie für Margarethe nehmen mußte und mit lächelnder Geringschätzung erwiederte. Ihre Liebe zu dem Gatten war jetzt schon thatsächlich erloschen, und wäre Meischick nicht ein Prinzipienreiter und Theorieheld, allerdings vom edelsten Schlage, gewesen, so hätte er hundertmal Gelegenheit gehabt, dies zu empfinden, denn Irma heuchelte nie. Sie wies die nüchterne Pflichterfüllung des Ehebegriffes mit Abscheu von sich, als gegen ihre idealen Anschauungen verstoßend, sie würde niemals ihr Herz um Krösus' Schätze oder einen hohen gesellschaftlichen Rang verkauft haben. In eine eisige, unzugängliche Atmosphäre gehüllt lebte sie an der Seite ihres Gatten. Jeglichen Versuch Meischick's, sie zärtlicher und weicher zu stimmen, wies sie mit spöttischem Hinweis auf irgend eine der vorangegangenen zahlreichen Differenzen zurück. Gretchen's Erscheinen, so oft ihr dasselbe auch unerwünscht war, gab Irma jedesmal Gelegenheit, sich Vorwürfen oder Auseinandersetzungen zu entziehen.

Mit staunender Verwunderung zuerst, sodann mit Unwillen und Schmerz verfolgte Margarethe das eigenthümliche Betragen der jungen Frau. Sie besaß keine Vorkenntniß des gegenseitigen Verhältnisses, wußte nicht, was Irma ihrem Gatten einst gewesen und ewig hatte sein wollen, darum fand sie keinen Milderungsgrund für die immer offener zu Tage tretende Widerspenstigkeit und Lieblosigkeit derselben. Es empörte sie im Stillen, Meischick

immer wieder den Versuch machen zu sehen, die Kluft zu überbrücken, und instinktiv ängstigte sie jeder Besuch des Grafen. Wie war es möglich, die gedankenklare Gemüthsruhe des Ersteren, sein zartfühliges Entgegenkommen, die unerschütterliche Innigkeit seiner Empfindungen der überhebenden Glätte Freiberg's, seiner einschmeichelnden Galanterie nachzusetzen? Ein Schüler war er gegen den Meister, ein schillernder Schmetterling, der trotz aller Liebenswürdigkeit sich sehr wohl seiner bevorzugten Geburt bewußt war. —

Der Justizrath, von einer Reise zurückgekehrt, hatte sich gegen Abend im Meischick'schen Hause eingefunden, von Irma mit schelmischer Freude begrüßt. Sie kannte den Zauber ganz genau, welchen sie auf den welterfahrenen Junggesellen ausübte, und war kindlich genug, sich dessen zu freuen.

„Jetzt wird mir erst wieder wohl!" rief Dreysing, behaglich am Ofen lehnend. „Ich vermißte in der Residenz zwei Sterne, welche mir gegenwärtig lieblich leuchten. Glücklicher Meischick!"

„Das machen Sie Anderen weiß!" lächelte Irma. „In der Residenz leben, heißt Lethe trinken und ein glückliches Vergessen aller elenden Krähwinkelei. Warum nahmen Sie mich nicht mit in die hehren Hallen der alten Götter? Männer sind Egoisten!"

„Meine schöne gnädige Frau," rief Dreysing, mit komischer Verzweiflung die Hände zusammenschlagend, „warum haben Sie das nicht früher gesagt? Ich hätte den Cerberus dort mit irgend einer juristischen Zauberformel

in den Tartarus gebannt und meinen Mantel à la Mephistopheles auf die Erde gebreitet. Ein bischen Feuerluft wird genialen Geistern nicht schwer zu bereiten. Ha, und dann auf und davon, in's Leben hinein! Sie sollten wirklich mit mir reisen, ich zöge uns die Quintessenz aller Reisegenüsse fachmännisch heraus! Adieu Sittlingen!"

„Für immer!" rief Irma.

„Das kennen wir," fuhr Dreysing fort. „Nachdem ich den Don Quixote an Ritterlichkeit und den Parzival an Heldenthum übertroffen hätte, würden Sie sehnsuchtsvoll in die Arme des Gatten zurückflattern mit dem Rufe: Sittlingen für immer! So würde es doch zuletzt kommen!"

„Um der vernünftigen Schlußwendung willen sei Ihnen das Frevelhafte des Vorhergesagten verziehen," erwiederte Meischick, Irma fixirend. „Zu unserer Zeit reist eine Frau nur sicher und gut unter dem Geleite des Gatten. Und was die geniale Feuerluft der guten Laune anbelangt, so würde diese just so lange vorhalten, als der flüchtige Reiz des Unstatthaften zu dauern pflegt. Statt Ihres Zaubermantels schiene mir die erste beste Post wünschenswerther, und die ganze Quintessenz, welche Sie aus den Genüssen herausdestilliren wollen, gebe ich für die letzte Ausgabe des Bädeker mit Vergnügen hin."

„Hochverrath!" rief Dreysing.

„Hausbackene Weisheit!" sagte Irma schneidend. „Ganz unerträglich anzuhören, aber sehr geeignet, liebenswürdigeren Ansichten als Folie zu dienen!"

Der Amtsrichter war bei dieser rücksichtslosen Auslassung bleich geworden.

Dreysing bemerkte mit Erstaunen, daß die Sprecherin vor dem zornigen Blick ihres Gatten die Augen zu Boden schlug. Er wußte plötzlich, daß es sich hier um mehr als um ein Wortscharmützel handelte, und bereute seinen Scherz. Zugleich fielen ihm verschiedene Aeußerungen Irma's ein, die ihm jetzt in einem ganz anderen bedeutsamen Lichte erschienen.

Freiberg, welcher mit seiner ganzen Aufmerksamkeit an Irma gebannt war und jede ihrer Bewegungen entzückt verfolgte, löste die unheilvolle Spannung durch eine Frage nach Fräulein Werner.

„Ja, wo bleibt Margarethe? Warum ist sie nicht bereits hier?" fragte Meischick finster.

Irma zuckte die Achseln. „Sie spielt gern das Aschenbrödelchen. Warum soll ich ihr dies unschuldige Vergnügen rauben?"

„Das heißt, sie —" fuhr Meischick auf, aber im Hinblick auf seine Gäste bezwang er sich und läutete am Glockenzug. „Fräulein Werner möchte erscheinen!"

„Also," fiel Dreysing ein, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, „jetzt werden wir Ihr Pflegekind zu sehen bekommen, Herr College! Welcher Gattung der weiblichen Schönheit ist sie zuzuzählen?"

„Gar keiner!" erwiederte Meischick kurz.

„Gibt es so viele Gattungen?" fragte Irma neugierig. „Ich dächte, was schön ist, wäre schön?"

„Der Kenner urtheilt subtiler. Da ist pro primo das klassische Profil: Stirn und Nase beinahe von gleicher Linie, Alles strengste Proportion bis in die Ohrläppchen

hinein, Ausdruck junonisch großartig — brrr, um Gottes willen nur keine Hexen oder Minerven zur Freundin begehren. Gegensätzlich präsentirt sich die stülpnasige Schönheit, Teint an Blümchenkaffee erinnernd, Mund groß genug, zweiunddreißig Perlen auf einmal zu zeigen, Stirn niedrig und kreisrund, voller barocker Einfälle, Temperament heiß und Lippen kirschroth —"

„Nun?" forschten Freiberg und Irma lachend wie aus einem Munde, als Dreysing stockte und sich bedenklich am Ohr zupfte.

„Fort damit! Der Zauber ist gefährlich, aber er hält nicht vor. Stülpnasige Profile ähneln sehr bald der Fledermausschönheit. Diese Weiber haben überhaupt etwas Vampyrartiges an sich. Kommt Numero drei, die gemäßigte Schönheit, welche Temperament und Seelenadel in dem kühnen Schwung ihrer Augenbrauen vereint —"

„Lieber College," unterbrach ihn der Amtsrichter, als er bemerkte, daß der Justizrath Irma's Bild zu zeichnen begann, „ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Fräulein Werner in keine Ihrer Kategorien hineingehört."

„Graf Freiberg, Ihre Meinung!" rief Dreysing lebhaft.

Dieser lächelte, dann sagte er: „Ein Madonnengesicht, Herr Justizrath."

„Also Numero vier! Warum ließ man mich nicht ausreden? Sehr rührend, sehr lieblich, aber regungslos, ohne Ebbe und Fluth —"

„Getroffen!" fiel Irma fast jubelnd vor Vergnügen ein.

Hier öffnete sich die Thüre zum Eßzimmer, und Margarethe trat nichts ahnend ein.

Meischick, durch das ganze Gespräch in seinem Zartgefühl verletzt, erhob sich, aber Irma kam ihm zuvor. „Erlaube, es ist meine Sache, Fräulein Werner mit unserem verehrten Freunde bekannt zu machen: Herr Justizrath Dreysing — unser Hausmütterchen, Margarethe Werner. So, nun kannst Du sie wieder unter Deine Fittige nehmen," schloß sie mit graziöser Handbewegung nach ihrem Gatten.

Gretchen, auf deren Wangen noch der Widerschein des Herdfeuers flammte, sah in diesem Moment ebenso mädchenhaft züchtig, als hübsch aus. Ihr rundes Gesichtchen mit den großen braunen Augen, die stets sanft und aufmerksam um sich schauten, das braune, glatt geflochtene Haar, vielleicht zu schlicht am Hinterkopfe befestigt, die kaum mittelgroße, aber volle Gestalt vollendeten ein Ganzes, welches zu Irma's ewig wechselreicher Schönheit in scharfem Kontrast stand. Jene Götter, welche um Irma's Mundwinkel zu flattern und zu flammen pflegten, machten Margarethens Lippen nie zu ihrem Tummelplatz, noch fand das Zagen und Jauchzen jener stolzathmenden Brust jemals einen Widerhall in der bescheidenen Seele des jungen Mädchens.

Widerwillig insgeheim legte Margarethe ihren Arm in den des Grafen, um ihm zur Tafel zu folgen, während der Amtsrichter allein hinterher schritt, dem geringen Einfluß grollend, welchen das junge Mädchen bisher auf Irma ausgeübt.

Bei Tische machte Freiberg den Vorschlag, die gesammte Ressourcengesellschaft zu einer Schlittenparthie aufzufordern, und wurde sofort von Seiten der schönen Hausfrau auf's Eifrigste unterstützt.

„Aber wohin sollen wir fahren?"

„Kronthal ist jetzt so weit eingerichtet," sagte der Graf sich verbeugend, „daß ich es wagen darf, den erlauchten Sittlingern dort ein kleines Fest zu geben."

„O, prächtig, charmant!" rief Irma sofort Feuer und Flamme. „Endlich einmal aus diesen dumpfen Mauern heraus. Aber wann, Graf Freiberg?"

„Nun, sobald als möglich. Uebermorgen. Morgen treffe ich die Arrangements."

„Sie täuschen sich über die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, Herr Graf!" warf Meischick artig ein.

„So mag der Justizrath helfen. Ich wünsche es," fuhr Irma mit bezaubernder Koketterie fort, dem galanten Ritter an ihrer Seite die Hand reichend, „und werde daraus ersehen, wie weit Ihre Versicherungen der Ergebenheit auf Wahrheit beruhen. O, erst die That," lächelte sie, als Dreysing ihre Finger an seine Lippen drückte, „dann der Lohn!"

Der Amtsrichter, sprachlos über dieses Gebahren seiner Gattin, bemerkte, wie Margarethe vor Ueberraschung ängstlich zusammenzuckte. Er schämte sich Irma's in diesem Augenblick.

Freiberg lächelte sorglos. Er wußte ebenso gut, wem zu Liebe er sich in das beschwerliche Unternehmen stürzte, als er wußte, daß Irma diese Gunstbezeugung lediglich

um seinetwillen ausgetheilt hatte. „Gut, ich lasse mir die Konkurrenz gefallen," rief er scherzend, „und nehme trotzdem alle Verantwortlichkeit auf mich, als da sind verbrannte Chokolade, mißrathener Kuchen —"

„Ich absolvire Sie im Voraus!" lachte Irma übermüthig.

„Es verräth jedenfalls" — Meischick konnte sich nicht länger bemeistern — „sehr viel Selbstgefühl von Deiner Seite, liebe Irma, daß Du einer ganzen Gesellschaft in diesem Fall vorgreifst. Dem Herrn Grafen wird Dein Urtheil nicht mehr noch minder gelten, als das unserer anderen Damen, und ich würde an Deiner Stelle etwas vorsichtiger sein, mich in den Ruf einer überhebenden jungen Frau zu bringen."

Sie biß sich zornig auf die Lippe, dann lächelte sie fast mitleidig. „Diese Befürchtung ist überflüssig, Leuten von Taktgefühl gegenüber — gegen die Klatschereien der großen Menge bin ich, wie Du weißt, gefeit. Es bleibt dabei, Herr Graf, die Schlittenparthie findet übermorgen statt! Es ist jetzt Ehrensache der beiden Herren, meinen Mann über den fraglichen Punkt eines Besseren zu belehren. Heben wir die Tafel auf."

„Aber, lieber Freund und College," flüsterte der Justizrath Meischick zu, als Alle im Salon versammelt waren, „wie können Sie einen harmlosen Scherz so erbarmungslos tadeln. Wir sind ja Alle einmal neunzehn Jahre alt gewesen."

„Sie berühren Ehestandsangelegenheiten," sagte der Amtsrichter frostig und scharf zugleich.

„Ich bitte um Verzeihung! Aber meine Verehrung und aufrichtige Freundschaft für Ihre liebreizende Gattin drängt mich, Ihnen zu sagen —“

„Ich verstehe,“ fiel er ungeduldig ein.

„Oder vielmehr Sie an ein weises Wort unseres Schiller zu erinnern: ‚Zwang erbittert die Gemüther, bekehrt sie aber nie!‘“

„Ihre Ansicht ist schätzenswerth, aber die meine ist hier die allein maßgebende. Die Manieren der großen Welt gehören wie ein rauschendes Orchester in große Räume, in kleinen Verhältnissen wirken beide zu grell.“

„Sie sind still geworden,“ sagte Irma gedämpft zu Freiberg, und als ob alle Bitterkeit in seinem warmen Blicke schmolz, lächelte sie ihn mit jenem Zucken der Mundwinkel an, worin Kinder Lachen und Weinen vereinen. „So still, mein Freund? Weshalb?“

„Sie fragen noch?“ flüsterte er heftig. „Nie wieder betrete ich diese Schwelle! Meine Ehre, meine Gefühle verbieten es!“

Sie faltete erschrocken die Hände. „Und ich —?“

Sie hatte es nur laut gedacht, der Graf aber fing den Seufzer auf. Eine jähe Fülle des Entzückens goß flammende Röthe über sein schönes Antlitz. Er hätte niederstürzen mögen vor diesen blauen hoffenden Augen. Haß gegen Meischick stieg glühend in ihm empor. „Darf ich Sie übermorgen in meinem Schlitten abholen?“ bat er innig.

„Ich weiß nicht,“ hauchte sie mädchenhaft verschämt.

Das Alles sah und bemerkte Margarethe Werner, trotz-

dem oder gerade deshalb, weil sie eifrig an dunklen Strümpfen für Tante Käthe's Schützlinge strickte und von Niemand beobachtet wurde. Unsagbare Furcht rang sich ihr plötzlich vom Herzen los. Sie schaute hinüber zu Meischick. Er erschien bleicher als gewöhnlich, seine Sprechweise war abgerissen und ironisirend. Auch er beobachtete Irma, aber er sah nur Koketterie in ihrem Mienenspiel. Freiberg's Persönlichkeit war ihm so vollkommen gleichgiltig, daß er ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte.

In diesem Sicherheitsgefühl, dieser Selbstverherrlichung gewissermaßen, lag die Erklärung seiner sonst unbegreiflichen Handlungsweise. — —

In den nächsten vierundzwanzig Stunden herrschte erwartungsvolles Treiben im Städtchen Sittlingen. Groß und Klein, Alt und Jung führten nur drei Worte im Munde: Schlittenfahrt, Freiberg und Kronthal.

Das Wetter war günstig, der Himmel mattblau, ohne Wolkenschmuck, die Sonne frostig golden, die Luft unbewegt und durchsichtig klar, der Erdboden eine glänzend weiße Decke, mit Silberbäumen längs der Chaussee eingefaßt, Alles flimmernd in stiller Winterpracht, die wie ein erstarrter Gedanke über der frühlingslustigen Natur hing.

Gleich nach zwei Uhr ließen sich hier und da in den Straßen muntere Glöckchen hören; auf dem Markt stand die gesammte Jugend, zappelnd vor Erwartung und Kälte. Alle Nichtressourcenfähige drückten wenigstens ihre Nasen an den Fensterscheiben platt, um den Vorgeschmack dieser

Lustbarkeit zu genießen. O, wie viel neidischer Hohn tröpfelte aus den Häuserreihen auf die glücklichen Insassen der Schlitten herab.

Irma befand sich an diesem Tage in fieberhafter Ungeduld. Ihre Stimmung war eine bräutlich ängstliche. Würde Freiberg sie wirklich abholen? Mit der ganzen Heftigkeit ihres Temperamentes gab sie sich dem Zauber dieser Frage hin. Die finstere Stirn des Gatten beachtete sie längst nicht mehr, er hatte für sie ja doch nichts Anderes als Tadel und Unzufriedenheit übrig. Ihr verletzter Stolz fragte nicht darnach, ob ihre Schuld die Fehler des Gatten nicht himmelweit überstiege, und zu ihrer Entschuldigung kann nur geltend gemacht werden, daß sie die Liebe ihres Gatten erloschen wähnte, wie die ihre.

Schön und strahlend wie ein dunkler Diamant erschien Irma in ihrem pelzbesetzten schwarzen Sammetkostüm, das Barett leicht in die Stirne gedrückt, am Fenster, schaute hinab auf das sich mehrende Gewühl und harrte. Und Freiberg kam nicht. Ihr eigener Schlitten stand bereits vor der Thüre. Wie schmerzhaft plötzlich das Blut in ihren Schläfen aufhämmerte! Sie mußte alle Kraft zusammen nehmen, dem voranschreitenden Gatten ruhig zu folgen, während Margarethe bescheiden Mantel und Tuch der jungen Frau nachtrug.

Sie standen auf der Schwelle des Hauses, vor sich ein lustiges Chaos von Menschen und Schlitten. Aller Augen hafteten neugierig auf dem vielbesprochenen Kleeblatt, als plötzlich ein hell gestimmtes Glockenspiel den Stimmenschwall übertönte. Sämmtliche Damen warfen sich be-

deutungsvolle Blicke zu, denn in scharfem Trabe sauste um die Ecke der Schlitten des Grafen, von ihm selbst gelenkt, eine zierliche Muschel, kostbar umhangen, mit feurigen Rappen bespannt, auf deren Häuptern stolzer Federschmuck sich schaukelte.

Athemlos vor Ingrimm lauschten die weiblichen Honoratioren Sittlingens, vor Allem Miekchen. Was folgen sollte, war ja sonnenklar und schob sie in die zweite Reihe der Fahrenden.

Gewandt sprang Freiberg zur Erde, dem Diener die Zügel hinschleudernd, doch bevor er Irma erreicht hatte, neigte sich Margarethens bleiches Antlitz flehend der jungen Frau entgegen.

„Du fährst doch lieber mit uns, Irma? Sage dem Grafen —“

Ebenso betroffen als erzürnt musterte diese die verwegene Mahnerin. „Ich wüßte in der That nicht, was Dich mein Thun und Lassen begutachten heißt! Halte Dich an Deinen Beschützer, bei ihm wirst Du Deinen Platz finden!“

Während dieses kurzen Zwiegesprächs hatte der Graf ein herrliches Bouquet frischer Rosen enthüllt und dasselbe Irma überreicht. Zugleich wandte er sich an Meischick. „Sie gestatten, Herr Amtsrichter, daß ich die Königin des Festes persönlich in Kronthal einführen darf?“ Ohne die geringste Notiz von Margarethe zu nehmen, noch die Antwort Meischick's abzuwarten, bot er Irma den Arm, geleitete die geliebte Frau die Stufen hinunter, hob sie schnell in die Kissen, schwang sich daneben, ergriff die Zügel

und setzte seinen Schlitten an die Spitze des sich nun ordnenden Zuges.

Der Amtsrichter, ein Aristokrat im besten Sinne des Wortes, fand dieses kühne Betragen ebenso ungebildet als lächerlich. Er beschloß, den Umgang mit Freiberg ohne Aufsehen in der ihm eigenen gewandten Manier abzubrechen. Da er Margarethe sehr aufgeregt über die ihr zu Theil gewordene Vernachlässigung, wie er wähnte, fand, wandte er sich ihr begütigend zu.

„Geben Sie Acht, der junge Held wird uns die längste Zeit mit seiner Gegenwart beehrt haben!" Als sie unruhig zu ihm aufschaute, nickte er scherzhaft. „Ich weiß, Sie zweifeln an meiner Energie! Es wäre besser gewesen, Tante Käthe hätte mich in meinen Plänen nicht gestört. Das hat auf Ihre Person gar keinen Bezug," fuhr er liebenswürdig fort, da Margarethe ihn offenbar mißverstand, „Sie sind mir ein lieber, sehr lieber Gast! Tante Käthe gab mir in anderer Beziehung gute Lehren, welche durchaus ihr Ziel verfehlen, wie Sie sehen!"

„Tante Käthe pflegt sonst immer Recht zu behalten!" sagte sie mit einfacher Offenheit.

Der Amtsrichter liebte keinen Zweifel an seiner Auffassung, deshalb änderte er das Thema.

„Tante Käthe schrieb mir einmal, Sie erinnerten sich meiner aus früherer Zeit — wo und wann haben wir uns gesehen?"

Sie wurde roth.

„Nun, es ist doch kein Verbrechen, mich kennen gelernt zu haben!" scherzte er.

„Gewiß nicht, aber es erscheint anmaßend, daß ich überhaupt davon sprach!"

„Anmaßend, wenn man Jemand nicht vergessen hat? Dann bin ich das Urbild der Bescheidenheit, denn diese Begegnung ist mir durchaus entfallen!"

„Auf einem Balle beim Geheimrath Lüdemann," erklärte sie bescheiden, aber nunmehr gelassen, obwohl die Erinnerung an jenen Moment ihr immer fest gezaubert in der Seele gestanden hatte, denn der Amtsrichter Meischick gehörte in die Kategorie der Männer, welche Frauenherzen unwissentlich, aber allmächtig anziehen. „Es war mein erster Ball, und ich tanzte schlecht und ängstlich; Sie standen neben mir am Pfeilerspiegel und redeten mir guten Muth ein."

„Ah, jetzt erinnere ich mich! Der schüchterne Backfisch mit den ängstlichen Bewegungen waren Sie?"

„Ja, ich!"

„Nun, da haben Sie sich aber außerordentlich zu Ihrem Vortheil verändert, ich gratulire!"

Er hielt ihr über der Pelzdecke die Hand entgegen, und sie legte ihre warme kleine Rechte zaghaft hinein.

„Ein Opfer, den warmen Muff zu verlassen, nicht wahr? Aber ich glaube, Sie bringen leicht Opfer?"

„Wenn ich sie gern erweise, von ganzem Herzen!"

Er nickte einverstanden, zog den Mantel fester um Margarethens Glieder und sprach, während sie pfeilschnell dahinglitten, über allgemein interessante Gegenstände, an welchen er zu seiner Befriedigung ihr ebenso verständiges als leidenschaftsloses Urtheil erprobte.

Dreyſing dagegen unterhielt ſeine geſchwätzige Nachbarin, die Bürgermeiſterin, nicht ſo lebhaft, wie dieſe gewünſcht. Miekchen erfaßte nämlich die gute Gelegenheit, ihr Gift gegen den Hausfreund der anmaßenden und koketten Amtsrichterin auszuſpritzen, und berührte hiebei Empfindungen, welche dem alten Herrn ſelbſt bei Freiberg's Erſcheinen ſehr bedrückend aufgeſtiegen waren. Weshalb hatte der Graf ihm ſein Vorhaben ſo ängſtlich verſchwiegen? Handelte er mit der jungen, unüberlegten Frau im Einverſtändniß? Und bewegte ſich Meiſchick's Unzufriedenheit auf der Baſis eines berechtigten Mißtrauens?

Miekchen raunte ihrem Gatten jubelnd in's Ohr: „Es iſt richtig, ich hab's getroffen! Dreyſing iſt verwirrt! Morgen gebe ich daraufhin einen Damenkaffee!"

Inzwiſchen genoſſen Irma und Freiberg den Reiz des ungeſtörten Beiſammenſeins in vollen Zügen. Wie ſie ſeeliſch getrennt von der Geſellſchaft waren durch ihren idealen Geiſtesflug, ſo eilten ſie auch räumlich allen Uebrigen um ein Beträchtliches voraus, immer zwiſchen ſtarrenden, eisfunkelnden Bäumen dahin.

Nicht lange mehr und von der Höhe des Weges blickte Irma hinunter auf das friedlich ſchweigſame Dorf Kronthal. Zur Rechten erhob ſich das ſtattliche Herrenhaus, ein ſchloßartiges Gebäude, von deſſen Thurm eine Flagge ihr heiteres Willkommen entgegen winkte. Durch das dunkle Tannengrün einer Ehrenpforte lenkte Freiberg ſein dampfendes Geſpann die Auffahrt hinan. Der Schlitten ſtand.

8.

Eine würdige Matrone, die Frau des Gutsinspektors, befreite Irma von ihren Umhüllungen, bevor Freiberg sie den teppichbelegten Gang hinabführte in den Tanzsaal. Eine warme, von Wohlgerüchen durchduftete Atmosphäre wehte ihnen daraus entgegen.

Der Rosenstrauß in Irma's Hand zitterte leise. Freiberg beugte sich darüber, pflückte zwei dunkle Blüthen heraus und bat sie, dieselben zu seinem Andenken in den blonden Locken zu tragen. Lächelnd willfahrte sie seinem Wunsche, aber vor dem Spiegel stehend fuhr sie plötzlich mit leisem Schrei zurück.

Im Nu war er an Irma's Seite. „Was ist geschehen? Ich bitte, sagen Sie mir, was Sie erschreckte?"

„Nichts!" flüsterte sie, noch von ihrem Gewissen durchschauert. „Meine eigene Einbildung! Ich sah, oder ich glaubte das Antlitz meines Gatten hinter mir zu erblicken. Eine alberne Sinnestäuschung — das Resultat unaufhörlicher Kränkungen! Geben Sie Acht, meine Freude ist für heute dahin!"

„Zittern Sie vor einem herzlosen Tyrannen?" fragte er, leidenschaftlich an ihrem schönen Anblick hängend. „Vor einem Manne, welchen Sie so reich, so überschwänglich reich beglückten, den Sie wie einen Auserwählten mit Ihrem Besitz begnadeten, zittern Sie? Zittern Götter, wenn sie ein unverdientes Himmelsgeschenk zurücknehmen? Nein, sie suchen Würdigere und hinterlassen Verzweiflung!"

„Hören Sie auf, hören Sie auf, Sie wissen nicht, was dieser Mann mir einst gewesen!" hauchte Irma mit flam-

menden Wangen. „Die Morgensonne meines Lebens fiel strahlend auf sein —“

„Und was hat er gethan, diese Strahlen unter dem Brennpunkt seiner Liebe zu sammeln?“ fragte er finster.

„Nichts! Und doch gab es eine Zeit, wo selbst meine Scheu vor ihm mir zur Seligkeit ward, wo ich das tadelnde Wort von seinen Lippen den Schwüren aller Männer vorzog, wo ich — genug, genug,“ unterbrach sie sich heftig auflachend, „Dreysing könnte diesen Zustand mit Recht als eine Gehirnkrankheit belächeln. Genesen fühle ich mich von meiner Thorheit — tausend bittere Enttäuschungen gaben mir das Bewußtsein zurück. Zu spät, zu spät!“

Freiberg ergriff ihre Hände und drückte sie an sein Herz. „Warum zu spät? Muß ich es Ihnen sagen —“

„Man kommt! Jetzt nichts mehr!“ rief sie tödtlich erschrocken. „Ich höre Stimmen!“

„Irma“ — jede Fiber in ihm pochte ungestüm — „wann wollen Sie mich hören?“

Halb bewußtlos neigte sie das schöne Haupt.

Der Graf verließ schnell den Saal, seine Gäste zu empfangen, und gab der jungen Frau somit Gelegenheit, sich zu fassen.

In ununterbrochener Folge fuhren nunmehr sämmtliche Schlitten vor das Herrenhaus. Neugierig über alle Maßen strömte die Elite Sittlingens durch die weit geöffnete Halle in das Innere des Schlosses.

Irma hatte sich auf einen Divan niedergelassen, als der Graf sie plötzlich in den Kreis seiner Gäste führte

und sie bat, mit ihm vereint die Honneurs des Festes machen zu wollen.

Auf diese Ehre hatte die Bürgermeisterin selbstverständlich gerechnet und konnte ein unheilverkündendes Lächeln und Hüsteln nicht unterdrücken. Dreysing schüttelte gleichfalls mißbilligend das Haupt, als des Grafen Blick ihn traf, und nahm sich vor, in Irma's Interesse diese absichtliche Kränkung so gut wie möglich bei den beleidigten Damen auszugleichen.

Der Amtsrichter, welchem die Art und Weise der gräflichen Huldigungen weit über das Maß des Erlaubten hinauszugehen schien, obwohl er Irma nur der Gefallsucht anklagte, beobachtete mit äußerstem Unwillen die unzweideutigen Spötteleien seiner Umgebung.

Margarethe zitterte für ihn. Jedes Lächeln, jeder Flüsterton schnitt ihr um seinetwillen tief in die Seele. Wo gab es ein Mittel, das heranschreitende Verhängniß aufzuhalten? „Tante Käthe," murmelte sie. Warum konnte diese nicht anwesend sein, die pflichtvergessene Nichte vom Arm des Verführers loszureißen? Wie die Beiden dahinflogen, von den Klängen der Musik getragen, strahlend, schön, nur für sich athmend und empfindend.

Die allgemeine Beobachtung wandte sich mehr und mehr mit schadenfroher Neugier dem Ehegatten zu; man wollte wissen, mit welchen Augen er seine Zurücksetzung betrachte. Das war der Moment, wo Dreysing endlich zu Freiberg gelangen konnte, ohne ihn auffälliger Weise aus seinem Gespräch mit Irma zu reißen.

„Verehrter Herr Graf," begann er, sein Punschglas

wie zur Probe gegen das Kerzenlicht emporhebend, während er mit scharfen Blicken das erregte Antlitz des jungen Mannes musterte, „ich denke, wir theilen uns auch weiterhin in die Rolle des Gastgebers. Jene Damen, welche ich bis dahin zu unterhalten den Vorzug hatte, warten jetzt sehnsüchtig auf Sie. Seien Sie unbesorgt, Frau Meischick soll an meiner Seite keines Ihrer geselligen Talente vermissen!“

„Was meinen Sie mit diesem Vorschlag?“ fragte Freiberg hochfahrend.

„Je nun,“ erwiederte der Justizrath mit Betonung, „mir scheint, daß unsere Gäste sich mehr mit den Augen als mit den Füßen ergötzen. Gönnen Sie ihnen zur Abwechselung eine andere Unterhaltung. Das meine ich!“

Der Graf biß sich leicht auf die Lippe. Er sah zu Irma hinüber, die kindlich lächelnd seinem Blick begegnete. „Wer hat Sie zu dieser Unterredung angestiftet? Wer wagt es, ein gehässiges Urtheil über jene geknechtete, despotischer Selbstsucht willenlos preisgegebene Frau zu fällen? Sie nicht, das weiß ich!“

„Hm!“ Dreysing neigte langsam sein Haupt und richtete es hastig wieder auf. „Darauf, mein lieber Herr Graf, dürfte der Amtsrichter es ankommen lassen! Sie und ich haben die Gastfreundschaft seines Hauses genossen!“

„Ich nicht mehr,“ sagte Freiberg gepreßt. „Nie mehr! Eher möge die Decke über uns zusammenstürzen, bevor ich das Opfer nochmals in den Händen seines Vergewaltigers sehe. Brechen Sie ab davon, ich kann es nicht hören, kann diesen Mann mit dem ehernen Herzen und der heuchlerischen

Gelassenheit nicht sehen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, ihn um Irma's willen zu vernichten!"

„Um Ir—ma's willen?" wiederholte Dreyssing vor Schrecken lang gedehnt. „Sie wagen — Still, keine Unterbrechung jetzt!" flüsterte er, seine Hand gewichtig auf den Arm des Hocherregten drückend. „Ich erinnere Sie daran, daß ich es war, welcher Sie in jenes Haus einführte unter gewissen Voraussetzungen —"

„Herr Justizrath —" fiel er bebend vor Zorn ein.

Unbeirrt fuhr der alte Herr fort: „Unter gewissen Voraussetzungen, die ich zu meinem aufrichtigen Leidwesen unerfüllt sehe!"

„Sie selber," lachte der Graf bitter auf, „gaben uns die Lehre, daß das Jugendfeuer naturgemäß ausbrennen müsse, bevor man in die seligen Ruhegefilde des Alters eintreten könne."

„That ich das?" fragte Dreyssing scharf. „Dann haben Sie den Zusatz zu hören vergessen: Liebe und Liebesleidenschaft ohne sittliche Berechtigung führen zur geistigen Anarchie, führen zum physischen Untergang, führen die Liebenden zu Haß und Verachtung!"

Der Graf war todtenbleich geworden. Er setzte zum Sprechen an, aber die Worte versagten ihm. Hastig wandte er sich von Dreyssing ab.

Da scholl über den ganzen Saal herüber die kreischende Stimme der Apothekerin: „Liebe Frau Meischick, kommen Sie doch einmal zu uns, wenn der Herr Graf Sie auf einige Augenblicke entbehren kann!"

Dem Amtsrichter war es, als schlüge ihm Jemand

in's Gesicht. Er glaubte, ein flammendrothes Mal der Scham auf Irma's Stirne brennen zu sehen, und sie that, als habe sie die Beleidigung nicht vernommen.

Margarethe, welche seinen Blick instinktiv suchte, vermochte ihre Angst nicht länger zu bekämpfen. Sie sprang auf, aber es drehte sich Alles vor ihren Augen wie im Wirbel. Erst als sie mitleidsvolle Stimmen um sich murmeln hörte: „Das arme Kind, wie es leidet durch diese Skandalgeschichte!" raffte sie ihre Kraft energisch zusammen und eilte auf Meischick zu. Sie traf ihn in der Mitte des Saales. Trotz der Unsicherheit ihres Empfindens bemerkte sie jene beängstigende Entschlossenheit in seiner Miene, welche Mitleid ausschließt.

„Sie fühlen sich unwohl?" sagte er schroff. „Wir fahren ohne Verzug nach Hause!"

Bereitwillig legte sie ihren zitternden Arm in den seinen und folgte ihm zu Irma's Sitz.

Diese hatte der Gesellschaft den Rücken gewandt und sprach fröhlich mit Dreysing, welchen sie um seiner ernsten Miene halber neckte.

Freiberg stand auf ihre Stuhllehne gestützt. In seiner Brust tobte ein Sturm. Was hätte er darum gegeben, die Lästerzungen aus seinem Hause weisen zu dürfen, um der geliebten Frau eine glänzende Satisfaktion zu verschaffen. Nur fünf Minuten noch allein mit ihr, und Alles war entschieden, jeder Kampf beendet. Irma war stark, war furchtlos und liebte ihn.

Der Justizrath sah den Amtsrichter kommen. Er wußte nicht, warum ihm das sanfte Antlitz Margarethens

in diesem Augenblick so unsympathisch vorkam, daß er seinem Rechtsgefühl zum Trotz Irma zu bedauern begann. Hätte er sie schützen können, er würde es gethan haben.

„Sie wollen uns verlassen, Herr College?“ fragte er in der Absicht, die junge Frau auf das Unvermeidliche vorzubereiten.

„Und zwar augenblicklich!“ entgegnete Meischick, Freiberg keines Blickes würdigend. „Du siehst,“ wandte er sich an Irma, „Fräulein Werner ist unwohl geworden in dieser Luft. Wir werden sie nach Hause geleiten.“

„Wir? Wirklich?“ Ein zornerfüllter Blick glitt aus Irma's leuchtenden Augen auf die demüthig gesenkte Stirne des Mädchens. „Fräulein Werner's Konstitution ist doch sonst nicht so zart. Warum nun auf einmal? Hat sie nicht genug getanzt? Dann freilich kann sie mir als Wirthin Vorwürfe machen, Ihnen auch, Graf Freiberg, Ihnen auch, Herr Justizrath!“

„Das zu erörtern behalte ich mir vor. Komm jetzt! Ich bitte Dich, komm!“ wiederholte Meischick, ihre Hand ergreifend und sie zwingend, sich vom Stuhl zu erheben. „Wir sind Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühewaltung, lieber Justizrath! Können Sie jetzt ohne Stütze gehen, Fräulein Werner? Ja? Dann nimm Du meinen Arm, Irma!“

„Sehr gütig,“ lächelte die junge Frau mit bleichen Lippen. Die Rolle, zu welcher sie angesichts der lauernden Gesellschaft herabgedrückt ward, goß Eistropfen in ihr wallendes Blut. Ohne Selbstbeherrschung, nur dem empörten Stolze folgend, wollte sie Protest einlegen, als die

vor Entrüstung bebende Stimme des Grafen sie innehalten ließ.

„Ich dächte, Ihrer Frau Gemahlin stände vor Allen das Recht zu, über sich selbst zu entscheiden!“

„Aber ich,“ fiel Dreysing auf's Aeußerste beunruhigt ein, „halte dafür, daß unsere liebenswürdige Wirthin sich Ruhe daheim gönnt!“

Meischick zuckte zu beiden Aeußerungen verächtlich die Achseln. „Auf Wiedersehen, meine Herren! Ich bitte, sich nicht stören zu lassen, wir finden den Weg allein!“

Er zog mit unwiderstehlichem Druck Irma's Hand in seinen Arm und verließ mit beiden Frauen den Tanzsaal.

Pfeilschnell glitt der Schlitten durch die Winternacht, über welche jetzt der Vollmond in leuchtender Klarheit Wache hielt. Unter seinem silbernen Blick lagen die bereiften Triften rings umher wie ein lang hingestreckter flimmernder See zwischen den eisbehangenen Bäumen, deren Zweige sich leise wie im Traum bewegten. Auf der Höhe des Weges breitete sich noch einmal das aus allen Fenstern lichtstrahlende Schloß Kronthal vor den Augen der Fahrenden aus, lockend schön wie ein Feenpalast in Märchengebilden — dann sank es dahin, sie fühlten es alle Drei, für immer.

Meischick's Blick streifte weder das herrliche Landschaftsbild, noch die Züge seiner Gefährtinnen. Das Läuten der Schlittenglocken schnitt ihm schmerzlich durch sein rastlos arbeitendes Hirn, welches den Kern dieses Wirrsals noch immer nicht erfaßte. Eine peinigende Nervosität, durch gewaltsame Selbstbeherrschung äußerlich verhüllt, ließ ihn

das Ende dieser unglückseligen Fahrt kaum erwarten. Was jetzt kommen mußte, eine Scene unwürdigen Kampfes und Streites, ihm so tief verhaßt als unausbleiblich, dünkte ihm zuletzt Erlösung aus dieser stummen Qual.

Die Stadt war erreicht. Durch finstere, enge Straßen sausten sie in unverminderter Eile dahin. Der helle Mondesglanz malte verzerrte Riesenschatten auf das spiegelglatte Pflaster, an die kahlen Häusermauern, welche der hocherregten Seele Irma's wie eben so viele furchterregende Gefängnisse erschienen.

Jetzt hielten sie unter lautem Peitschenknall. Meischick sprang zur Erde. Mit sprechender Geberde wies die junge Frau Margarethens Unterstützung zurück und betrat, athemlos vom schnellen Treppengang, zuerst ihr Gemach. Das junge Mädchen beabsichtigte eine Kerze anzuzünden, als der Amtsrichter sie ersuchte, ihn mit seiner Gattin allein zu lassen. Gehorsam zog Margarethe sich nach unverständlich dargebrachtem Gutenachtgruß zurück.

Irma, trotz aller Vorbereitung klopfenden Herzens, sah ihren Gatten hastig Pelz und Hut auf den Divan schleudern, bevor er schweren Schrittes auf und nieder zu gehen begann. Er suchte offenbar nach Worten.

Ihr ward bange in dem geisterhaften Dämmerschein. Sie warf gleichfalls die Umhüllungen beiseite und steckte schnell einige Kerzen an; das hell auf flackernde Licht derselben gab ihr einen Theil ihrer Unerschrockenheit zurück.

„Irma —!"

Sie zuckte bei dieser harten Stimme zusammen.

„Irma, Du hast das Ziel erreicht, Du hast Dich los-

gesagt von den Pflichten der Weiblichkeit, Du hast meine Achtung, mein Vertrauen eingebüßt. So weit sind wir durch Dein verwerfliches Spiel gekommen, daß die ärmste Tagelöhnersfrau Dir ein Beispiel der Moralität geben kann, daß Diejenigen, welche Dein geistiger Hochmuth als unzurechnungsfähig bezeichnete, morgen mit den Fingern auf Dich weisen dürfen!"

„Sage das nicht noch einmal!" fuhr sie drohend auf.

„Fühlst Du wirklich noch eine Regung der Scham? Du, die dem Urtheil einer ganzen Gesellschaft unweiblichen Trotz entgegensetzte? Die sich nicht scheute, den unschuldigen Blicken Margarethens das verächtliche Schauspiel einer vollendeten Kokette zu geben? Die sich erkühnte, in meiner Gegenwart dem Grafen Aufmunterungen zu schenken, welche meine Würde, meine Ehre dem allgemeinen Gespött preisgeben?"

„Und was thatest Du in den Jahren unserer Ehe anders, als meine Frauenwürde systematisch zu Boden zu drücken?" rief sie zitternd vor leidenschaftlicher Entrüstung. „Waren Deine spöttischen Bevormundungen etwas Besseres als Mißachtung, die fortgesetzten Zurückweisungen etwas Besseres als Lieblosigkeit? Und Du wirfst mir einen Vertrauensbruch vor, den Du selbst von Anfang unserer Ehe an begangen hast und bis heute, bis jetzt zu dieser Stunde hast anwachsen lassen bis zur offenbaren Beleidigung?"

„Weil ich der Thor war, eine edle, bildungsfähige Seele in Deiner schönen Hülle zu wähnen, beging ich den Mißgriff, Dich erziehen zu wollen, unermüdet, Du weißt es! Mein Dank ist, daß Du den faden, oberflächlichen Galanterien eines unreifen Knaben mehr Gewicht beilegst —"

„Schweige von ihm! Seine Beurtheilung liegt außer Deiner Fassungskraft. Eher können Himmel und Erde sich vereinen, Feuer und Eis, als Du ihn begreifen kannst. Er und Du!“ Sie lachte bitter auf. „Zwei Pole, die sich nie begegnen können, weil eine Welt von Verschiedenheiten sie trennt!“

„Sie dürften sich doch begegnen, früher als Du glaubst,“ entgegnete er, ihre Hand ergreifend und heftig pressend. Sein sonst kalter Blick glühte vor Zorn. „Der Graf wird mein Haus nie wieder betreten, das merke!“

Unbedacht ihrem Impulse folgend rief sie: „Fordere ihn dazu auf, und er wird Dir den Rücken wenden! O, noch gibt es Männer, die Deine Despotie verabscheuen, die in der gebrochenen Willenskraft eines Weibes keinen Triumph sehen, sondern die Schande des Unterdrückers! Solch' ein Mann ist der Graf! Du hast ihm vollauf Gelegenheit gegeben, mein Loos bedauernswerth zu finden, Du hast ihn davon überzeugt, daß Dein Herz bar an Liebe und Anhänglichkeit ist. Du hast ihm mit Deinem hochmüthigen Pochen auf Unfehlbarkeit und Gattenrecht den Haß gegen Dich selbst in die Seele gepflanzt! Nun wunderst Du Dich, daß er mich besser begreift als Du? Und wenn er Nichts für mich fühlte als Mitleid,“ rief sie, in heiße Thränen ausbrechend, „so machte ihn das schon zum rettenden Gott für mein verkanntes Herz.

Der Amtsrichter fixirte Irma einige Sekunden sprachlos. Endlich sagte er mit vernichtender Ruhe: „Dein widersinniger Hang zur Romantik hat Dir den gesunden Verstand geraubt — oder, oder —“ Er trat ihr heftig

einige Schritte näher und riß die Rosenknospen von ihrer Brust. „Hast Du nicht blos aus Gefallsucht gefehlt — hast Du“ — er stockte abermals — „hast Du sie erwiedert, diese — gräflichen Gefühle? — Hast Du?!“ rief er mit zusammengepreßten Zähnen. „Antworte! Sprich!“

Sie verharrte stumm. Ein fast freudiges Gefühl beherrschte so ausschließlich ihr Empfinden, daß sie furchtlos und offen dem empörten Manne in's Auge sah.

„Wenn es wahr ist,“ flüsterte er mit durchdringender Schärfe, indem er verächtlich die dunklen Rosen auf dem Teppich zertrat, „wenn es möglich ist, daß Du Dich so weit vergangen hast, mir die Treue zu brechen, wenn Du diese Hand, welche ich unzählige Male als mein Eigenthum umschlossen, diese Lippen“ — er klopfte heftig mit der Fußspitze auf den Boden. „Wenn Du es gethan hast, mir das angethan, Irma —“

„Was dann?“ sagte sie triumphirend. „Was würdest Du thun, Dir meine Liebe zurück zu erwerben?“

Er stieß ihre Hand von sich. „Nichts, so wahr ich lebe!“

„So hast Du auch kein Recht, von Deinem gekränkten Herzen zu sprechen. Leugne nicht, Du besitzest kein Herz! Verletzte Eigenliebe macht Dir jeden Mann verhaßt, welchen ich Deiner niederdrückenden Gesellschaft vorziehe. Selbst die harmlose Anhänglichkeit Dreysing's hast Du mir längst zum Vorwurf gemacht. Meinst Du, ich hätte Dich nicht erkannt in Deiner Anbetung der faden Indolenz Margarethens?“

„Das reine Mädchen laß aus diesem schwarzen Streite

fort," fiel er ihr in's Wort. „Ihr unbefleckter Name müßte Dich tief im Gewissen schmerzen, falls Du ein solches besäßest. Hätte ich gewußt, zu welchem entwürdigenden Schauspiel ich sie meiner Tante Käthe abgenöthigt —" Er schwieg und strich heftig über seine allgemach sich röthende Stirn, als koste es ihn Ueberwindung, Irma's hoch aufgerichtete Gestalt, ihr flammend schönes Antlitz, das leidenschaftliche Zucken der brennenden Lippen länger zu sehen. „Du wirst von nun an erfahren, welche Rechte dem Mann über sein pflichtvergessenes Weib zustehen. Verwünscht sei meine bisherige Duldsamkeit, das fruchtlose Harren auf den Sieg der Vernunft! Ich werde Maßregeln ergreifen, welche Dein ferneres Betragen in undurchbrechbare enge Grenzen ziehen. Weder Mitleid, noch Gefühlsschwäche sollen mich verhindern, Dir die Bahn vorzuzeichnen, auf welcher allein ein ferneres Zusammenleben möglich ist. Geh'! Ich spreche nicht weiter darüber, ich werde handeln! Diese Stunde war schrecklich, eine Wiederholung wäre lächerlich! Geh'!"

Während dieser laut betonten Worte, die den Stempel der Unerschütterlichkeit trugen, steigerte sich Irma's Zorn bis zur Exaltation. Ihr ungestümes Temperament schleuderte jeden Zwang mit fieberhaftem Widerwillen von sich. Sie haßte die eherne Stimme, die ihr wie das Drohen eines erbarmungslosen Feindes klang, während der Graf ihr wie ein edler, selbstloser Schützer verfolgter Weiblichkeit erschien. Einer sinnlosen Eingebung folgend bückte Irma sich nieder, riß die mißhandelten Rosen vom Teppich auf und drückte sie fest gegen ihren wogenden Busen. „Noch

gehe ich nicht!" rief sie. „Erst sollst auch Du mich zu Ende hören! Diese Stunde wird nie wiederkehren, weil Du in meinem Herzen fortan todt bist! So will ich jetzt aufrichtig sein, denn mag mein Vergehen sündig heißen in Deinen Augen, freidenkende, wohlwollende Menschen werden mir verzeihen. Du hast mich mit kaltem Blut um Glück und Liebe betrogen, nicht ich Dich. Tadle die Vorsehung, welche Dich zur Empfindungslosigkeit verdammte, mir gab sie warmes Gefühl, Begeisterung, Zärtlichkeit, das Bedürfniß, mein Leben zu genießen. In meinen Adern rollt ein Etwas, das Du nicht begreifst. Und dieses unaussprechliche Etwas, das meine Stimmungen beherrscht, mich selig macht und traurig zugleich, dieses Gottesgnadengeschenk willst Du mit Deinen Zwangsmaßregeln bannen? Wenn der Vogel einmal die Fittige regen gelernt hat, bleibt er nimmer still im Nestdunkel zurück. Du willst ein weiser Mann sein und erwartest solche Widersinnigkeit! Hättest Du mich geliebt, wie ich es von Dir ersehnte — nein, nein," unterbrach sie sich, die schlanken Hände im Paroxysmus der Leidenschaft an die schmerzhaft pochenden Schläfen drückend, „nichts mehr von Dir! Wann hätte ich je gelogen? Botho Freiberg liebt mich und ich liebe ihn! Was Du bei Seite warfst in blindem Eigendünkel, gehört ihm voll an, mein Herz! Jetzt hasse mich, hasse mich!" rief sie aufstampfend, „aber tyrannisiren wirst Du mich nicht, so lange ein Athemzug in mir lebt!"

Durch die nachfolgende Stille der Erschöpfung klang das schwere Athmen des Amtsrichters. Einen Moment sah er wie geblendet in das flackernde Kerzenlicht, dann

zog er sein Taschentuch hervor und drückte es lange, lange gegen Stirn und Augen. Er begrub in diesem Augenblick seine Liebe, und ein heißes Tropfenpaar rollte langsam seine Wangen herab.

Irma war ermattet in einen Sessel gesunken. Jetzt war Alles gesagt. An das Folgende vermochte sie nicht zu denken. Ja, sie mußte sich erst auf die Gegenwart besinnen, als ihr Gatte plötzlich bleich und kalt wie ein Marmorbild vor ihr stand.

„Du wirst Dich reisefertig machen!“

Sie hörte kaum, was er sagte.

„Du wirst Dich reisefertig machen,“ wiederholte er nachdrücklich. „Dem öffentlichen Skandal wenigstens kann ich vorbeugen. Morgen Mittag bringe ich Dich und Margarethe zu meiner Tante Käthe!“

Sie schrie laut auf vor Entsetzen.

Er lächelte spöttisch. „Du hättest verdient, daß ich Dich Deinem gräflichen Liebhaber auslieferte, damit die Strafe Dir unverkürzt zu Theil würde. Ich denke nur an mich, wenn ich der würdigen Frau die Zumuthung stelle, Wächterin eines treulosen Weibes zu sein. Wenn es noch ein Mittel gibt, Dein heißes Blut zu zähmen und den Makel in etwas auszulöschen, so ist Tante Käthe's Haus diese letzte Zuflucht.“

„Ein Kerker ist es, ein Besserungshaus, nichts weiter!“ rief die junge Frau erschüttert. „Und später? Sprich, was gedenkst Du später über mich zu verhängen? Ich will es wissen!“

„Nichts! Tante Käthe wird weiter über Dich bestimmen!“

entgegnete er kalt. „Bereite Dich vor. Wir reisen pünktlich, damit ich zur Erledigung einer anderen Angelegenheit rechtzeitig zurück bin!“

Mit gewohnter Sicherheit und Ruhe raffte er Mantel und Hut vom Divan auf und verließ, ohne die Zurückgesunkene eines weiteren Blickes zu würdigen, den Salon.

9.

Eine Viertelstunde verrann. Die junge Frau regte sich nicht aus ihrer Erstarrung. Beide Hände vor das Antlitz gepreßt, lag sie im Sessel, ihr Haupt tief in dem weichen Polster verborgen. Nichts störte die Stille der Nacht ringsumher, als das monotone Ticken der Wanduhr und hin und wieder das leise Knistern der Wachskerzen. Irma war bis zur Ohnmacht betäubt von dem Vorangegangenen, bis zur Verzweiflung entsetzt vor dem, was folgen sollte.

Ein Schauer, der ihren ganzen Körper durchrieselte, gab ihr das klare Bewußtsein zurück. Sie blickte nach der Richtung, wo ihr Gatte verschwunden war, und einem Weinkrampfe gleich brachen Seufzer, Schluchzen, Thränen aus der bedrängten Brust hervor. Endlich ließ Irma die Hände sinken und athmete freier auf. Bitterkeit und Schmerz führten sie in die Tage frohverlebter Jugend zurück und hielten ihr zum Hohn das Spiegelbild ihrer augenblicklichen Lage so treu vor Augen, daß sie wie von Furien gepeinigt aufsprang. Welche Zukunft lag vor ihr! Vor der finsteren Oede einer Gefängnißzelle, ja, vor dem starren Dunkel des Grabes würde sie nicht mehr geschaudert haben als vor dem Scheinleben unter der bedingungslosen Herrschaft der ver-

haßten Stiftsdame. Und keine Rettung, keine Aussicht auf lichtere Zeiten, nur graue Mauern, enge, dumpfe Räume! Die überschäumende Jugend in den Kreis grillenhafter Intoleranz hineingezwängt!

„Ich verliere darüber meinen Verstand,“ murmelte das junge Weib, mit weit geöffneten Augen um sich schauend. „Was thue ich, dem Verhängniß zu entrinnen? Wen rufe ich an in meiner Noth? Wer hilft mir? Habe ich denn Niemand auf dieser Erde, dem meine Angst zu Herzen geht? Niemand, Niemand! Ich stehe allein!“

Die Uhr tickte fort und fort in ihr Gedankenspiel hinein, die Schläge klangen von Minute zu Minute lauter, zuletzt glaubte Irma deutlich ein Wort zu unterscheiden. „Morgen, morgen,“ so klang es fort und fort und jagte der irregeführten Frau Angstperlen auf die blasse Stirn. „Morgen!“

„Fort muß ich,“ flüsterte sie, obwohl das Hämmern ihres Herzens ihr fast den Athem benahm. „Bleiben kann ich nicht! Nie will ich sein verhaßtes Antlitz wiedersehen! Von seiner Gnade leben fortan, welche Schmach! Wer aber nimmt mich bei sich auf?“

Die Wanduhr tickte lauter denn zuvor „morgen, morgen“ durch die brütende Stille. Der Mond schwand hinter Wolken, das Kerzenlicht brannte trüber und trüber. Wenn es erlosch, war der gefürchtete Tag angebrochen. Eine Vision nach der anderen zog an Irma's aufgeregtem Geiste vorüber. Sie sah sich an der Schwelle des Stiftshauses stehen, sah ihren Gatten spöttisch lächelnd in weiter Ferne entschwinden, hörte Margarethens heuchlerischen Gruß und

die drohende Frage ihrer Zuchtmeisterin: „Was hast Du meinem Neffen angethan?“ Ein Fieberschauer riß diese Phantasiegebilde aus einander. Irma schwankte. Hier lebendig begraben, und dort die weite, lockende Welt! Wie ein Blitzstrahl fiel ihr der Gedanke in die Seele: wenn sie fort sollte, fort mußte, wenn sie von ihrem Gatten aufgegeben war, was konnte sie dann veranlassen, seinem tyrannischen Willen noch weiter Folge zu leisten? Und wie Centnerlast fiel es ihr vom Herzen. Die Freiheit, die langersehnte Freiheit warf ein glücklicher Moment jetzt gleich einem Gnadengeschenk ihr in den Schoß.

Irma, das Kind des Augenblicks, war sofort wieder sie selber. „Frei!“ rief sie und faltete die Hände dankend in einander. „Mein Gott, warum ließest Du mich so grausam leiden? Frei, für immer! Zu Freiberg nun, zu ihm!“ Doch Schamröthe bedeckte jäh ihre Wangen. „Jetzt sollte ich vor ihn treten als hilflos Bittende? Ach, das hieße eine Willkür mit der anderen vertauschen! Wenn er mich sucht, wird er mich finden!“ Sie gedachte sehnsüchtig seines flehenden Blickes, seines heißen Lächelns, aber die Prophezeiung ihres Gatten tönte dazwischen. Es war ein schwerer Kampf, doch Irma's Stolz besiegte das entehrende Verlangen.

Draußen dämmerte der Morgen. Noch regte sich nichts im Hause. Auf der Straße dröhnte das Rasseln des schwerfälligen Postwagens, welcher nach dem Postgebäude fuhr. Wie ein glückverkündender Gruß drang dieses Geräusch in das lauschende Ohr der jungen Frau. Sie sah sich im Gemach um, sie horchte an der Thüre des Korridors — Alles still. Zwei Kerzen waren verlöscht, die dritte fristete

noch ein kümmerliches Dasein. Fort! Das Pelzbarett, der Radmantel lagen verführerisch nahe. Irma hüllte sich hinein und zog den Schleier fest und dicht um das schöne Antlitz. Hastig eine kleine Börse zu sich steckend, gewahrte sie den Hausschlüssel auf der nämlichen Stelle, wohin ihr Gatte ihn gestern Abend achtlos geschleudert. Sie ergriff denselben und eilte lautlos wie ein Schemen die Treppen hinab. Leise öffnete sich das Schloß, die Angeln bewegten sich — Irma stand auf der Schwelle der Freiheit, eines neuen Lebens. Die kalte Frühluft mit Wonne einsaugend, eilte sie vorwärts. Da hielt der Wagen — hinein und frisch hinaus in die herrliche Welt! Langsam rollten die Räder über den hartgefrorenen Damm, und der Postillon blies mißtönend und verschlafen sein Abschiedslied. — —

Mehrere Stunden später begegneten sich Meischick und Margarethe Werner im Speisezimmer. Eine falbe Wintersonne, von Dünsten gelblichroth gefärbt, schien matt durch die bunten Vorhänge. Meischick hatte nur wenige Stunden gegen Morgen in seinem Lehnstuhl geschlummert und fühlte sich körperlich und geistig unbehaglich genug.

Margarethe, von dem Wunsche beseelt, sich so wenig als möglich bemerklich zu machen, ordnete geräuschlos den Frühstückstisch und reichte dem Amtsrichter stumm seine Tasse mit dem heißen, duftigen Trank, sorglich bis zur Hälfte gefüllt, wie er es liebte.

Vom nahen Kirchthurm schallten Glockenschläge. Meischick blickte auf. „In drei Stunden müssen Sie reisefertig sein, ich bringe Sie sammt Irmengard zu Tante Käthe

zurück. — Nun, freuen Sie sich nicht," fragte er beinahe ungeduldig, als er Spuren eines standhaft verborgenen Schrecks feinfühlig errieth, „aus dieser ungesunden Atmosphäre erlöst zu werden?"

„Und Sie?" Ihre braunen Augen ruhten voll inniger Theilnahme auf seinen Zügen.

„Ich? Sie denken an mich? Was für ein gutes Mädchen Sie doch sind!" Er nickte ihr zu. „Sie können die Versicherung mitnehmen, daß ich Ihren Fortgang aufrichtig bedaure. In Ihnen steckt Anlage zu einem Hausgenius. Doch wo bleibt Irma?"

„Ich sah sie noch nicht!" erwiederte Margarethe, von seinen Worten bewegt. Wie gern hätte sie jedes Opfer gebracht, das Dasein dieses Mannes fernerhin in etwas zu erhellen.

„Sie schläft," murmelte er bitter. Er stand auf und näherte sich widerwilligen Schrittes dem Schlafgemach. Er mußte hineintreten, denn die niedergelassenen Vorhänge tauchten den traulichen Raum in tiefe Dämmerung. War es eine Sinnestäuschung? Das Bett stand unberührt. Da packte ihn eiskaltes Grauen, welches ihn schwindeln machte vor dieser letzten unauslöschlichen Schmach. Seine Hand griff nach einer Stütze — dann lachte er laut auf, daß es Margarethe durchschauerte, und schlug sich heftig vor die Stirn. „Ich Narr! Ich Blinder! Konnte es denn ein anderes Ende nehmen? So tief mußte sie sinken! Margarethe!" rief er plötzlich grell. „Sehen Sie, was mein Weib mir angethan — entflohen ist sie zu ihrem Verführer! So kommen Sie doch und lachen Sie den

albernen Ehemann aus! Nein, trösten Sie mich nicht!“ unterbrach er sich rauh, als das junge Mädchen aus seiner geballten Hand Blutstropfen fließen sah und sich fürsorglich bückte, dieselben fortzuwischen.

„Sie haben sich an dem scharfen Pfosten geschnitten,“ sagte sie sanft. „Hier ist Wasser und ein Schwamm!“

Er beachtete ihre Bemühungen nicht. „Gestern begrub ich meine Liebe zu dieser Unwürdigen,“ stieß er abgebrochen hervor, „von heute ab ist sie ganz und gar für mich aus den Reihen der Lebenden gestrichen! Ich will ihren Namen nicht mehr hören! Mag sie sterben und verderben, niedersinken oder emporsteigen, für mich ist sie todt, schlimmer als todt! Nun zu ihm!“ Entschlossen, als habe er Margarethens Gegenwart vergessen, wandte er sich ab und schritt hinaus.

Wenige Minuten später suchte der Amtsrichter den Justizrath Dreysing in seiner Wohnung auf. Das Gespräch zwischen Beiden war kurz.

„Lassen Sie mich Schritte thun, Ihre unbedachte Frau zu retten!“ sagte Dreysing. „Ich fahre augenblicklich nach Kronthal hinaus!“

„Darum wollte ich Sie eben ersuchen! Nachdem Sie aber Ihren Entdeckungsgelüsten dort Genüge gethan haben, überbringen Sie dem Herrn Grafen meine bescheidenen bürgerlichen Bedingungen, unter welchen ich in den Tausch zu willigen gesonnen bin, gern zu willigen gesonnen bin, Herr Justizrath!“

„Daß ich es sein mußte, der diese verderbliche Annäherung herbeiführte!“ rief Dreysing, seine künstliche Haar-

ordnung durcheinander reißend. „Warum in aller Welt gaben Sie auch nicht schärfer Obacht auf diese Herzensverirrung Ihrer Gattin!"

„Ich habe keine Gattin mehr," bemerkte Meischick, diesen Vorwurf kühl ablehnend. „Zur Sache! Machen Sie dem Grafen bemerklich, daß seine Rechte erst mit dem Augenblick in Kraft treten, wo ich aus dem Leben geschieden bin. Heute Nachmittag drei Uhr werde ich in der Lichtung des Buchenwaldes für ihn zu sprechen sein. Mein Sekundant sind Sie!"

„Ja, in Gottes Namen! Aber wenn etwas mir je am Herzen genagt hat, so ist es dieser neue Beweis von der Unzulänglichkeit unserer Menschenkenntniß. Ich beklage Sie aufrichtig!" sagte Dreyfing, seine Hand vielsagend auf Meischick's Schulter legend. „Aber wenn wir uns jetzt abermals in Ihrer Gattin täuschten, wenn sie nicht dem in ihrer Lage natürlichsten Impulse folgte? Soll ich auch in diesem Falle —?"

„Ich hoffe, der Graf wird meinen gestrigen Abschied immerhin einer Kugel für werth halten. Das Rendez-vous findet statt, mag sie bei ihm sein oder nicht. Der Meuchelmörder, der Buschklepper treiben ein ehrenhafteres Gewerbe, als der Frauendieb. Beide besitzen wenigstens Scheu genug, ihrem Laster im Winkel der Niedertracht zu fröhnen. Anders der Schurke, welcher am hellen Tage der Gastfreundschaft frech in's Antlitz schlägt. Ich kenne keine sittenlosere Schandthat. Hätte ich über einen Mann zu richten, der dem Verführer seiner Frau auf frischer That eine Kugel durch den Kopf jagte, bei Gott, ich —"

„Sie sprächen ihn nicht frei, dafür stehe ich!“ fiel Dreysing hitzig ein. „Wären Sie nicht überreizt, würde ich ausführen, daß in hundert ähnlichen Fällen der betrogene Ehegatte neunzigmal den dritten Theil der moralischen Allgemeinschuld mitträgt, so oder so.“

„Also bis in diese äußerste Ecke der Toleranz hinein hetzt Sie Ihre blinde Voreingenommenheit?“ fragte Meischick vor Zorn erbleichend. „Ich, der ich gegen meinen Willen gezwungen bin, ein so zartes Band wie das der Ehe zu entschleiern, weil ich es zerreißen will, ich sage Ihnen, daß mein gutes Gewissen wie ein Fels ähnliche Phantastereien überdauern wird. Wenn Sie noch hinzugefügt haben werden, daß ich im Punkt der Ehre zu engherzigen Anschauungen huldige und geschmacklos genug bin, eine so hochgestellte Vetterschaft nicht hinreichend zu würdigen, so haben Sie Alles gesagt, um mir die Haupt-, wenn nicht die Alleinschuld an diesem Bubenstück aufzubürden.“

„Sie sind wieder zu schroff, viel zu schroff!“ rief Dreysing ärgerlich, sich ihm in den Weg stellend. „Schroff wie immer! An diesem Stein des Anstoßes ist Ihre Gattin gestrauchelt. Die Zeit wird's lehren. Freiberg's Neigung, glauben Sie mir, wurzelt zunächst im Mitgefühl, von tausend bunten Farben romantischen Ritterthums umspielt. Es ist mehr Donquixoterie, als Liebeswahnsinn!“

„Wenn das ist, hoffe ich ihn so gründlich von dieser Marotte zu heilen,“ lächelte der Amtsrichter spöttisch, „daß er nach meiner Kur keines zweiten Arztes mehr bedarf. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen!“

Dreysing sah ihm lange kopfschüttelnd nach. „Schade um den prächtigen Kern in dieser zuweilen recht ungenießbaren Hülle! Ich fürchte, dieser Wetterschlag wird ihn nach und nach knorrig werden lassen, bis er wie eine Eiche Schatten vollauf spendet, aber nur bittere Eicheln als Kost gewährt. Arme kleine Frau! Du wolltest süße Früchte vom Lebensbaum pflücken! Jetzt suchst Du sie noch in verbotenen Paradiesen, wehe Dir, wenn Du sie einst nur noch im Schlamm finden wirst! Nein, nein, es wäre zu jammervoll, das auszudenken! — Habe ich nun nicht Recht," fuhr er verdrießlich auf, „wenn ich den Schwerpunkt unseres Daseins in die ungestörte Schmerzlosigkeit des Gemüths verlege? Wozu hänge ich alter Thor meine Sympathien an zwei so aufreizende Menschenkinder? Sie werden ohne mich ebenso gut ihr Heil finden oder zu Grunde gehen. Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit — sind ja alles Seifenblasen!"

Der Amtsrichter, nach Hause zurückgekehrt, hatte sich in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen, um die letzten Anordnungen zu treffen und sein Testament aufzusetzen. In diesem vermachte er Margarethe Werner den größten Theil seines Vermögens, um, wie es an der betreffenden Stelle hieß, ihr die Möglichkeit zu geben, einen Gatten nach freier Wahl mit ihrer Hand zu beglücken. Sodann unterwarf er seinen Waffenkasten einer eingehenden Revision und beauftragte schließlich das Hausmädchen, ihm einen Wagen um die zweite Nachmittagsstunde zu bestellen.

Pünktlich wie immer fand er sich zur Mahlzeit im Speisezimmer ein.

Margarethe stand am Fenster. Sie hatte beabsichtigt,

von ihrer Heimreise zu sprechen, um die erforderliche Meldung an Tante Käthe vorauszusenden, aber rücksichtsvoll wie immer stellte sie ihr eigenes Interesse in den Hintergrund. Sie hätte nicht jene praktische, feinfühlige Natur besitzen müssen, wenn ihr eine eigenthümliche Spannung in Meischick's Zügen, eine nie gehörte Weichheit seines Tones entgangen wäre. Aber ob auch ihre Brust von Sorge und Zweifel heftig bewegt athmete, ob sie auch mit Aufbietung aller Seelenkraft darnach rang, ihm einen Theil seines Kummers abzunehmen, so kam doch keine voreilige Frage, kein aufdringliches Bedauern über Margarethens Lippen. Der Ausdruck ihrer Sympathie gab sich nur in einer gesteigerten Aufmerksamkeit für sein leibliches Wohl kund und berührte Meischick unsäglich wohlthuend.

„Fräulein Werner," sagte er nach längerem Nachsinnen, „ich habe Sie hoch genug schätzen gelernt, um Ihnen aus dem, was mir vielleicht bevorsteht, kein lächerliches Geheimniß zu machen. Je gefaßter Sie nun sein werden, desto leichter gestalten Sie mir die zwingende Nothwendigkeit."

„Sprechen Sie!" sagte das junge Mädchen leise, obwohl sie fühlte, daß ihre Hände auf dem Schoß sich schmerzhaft in einander drückten. „Ich ahne plötzlich — der Graf —!" rief sie laut.

„Richtig! Der Graf und ich werden uns schießen. Im Fall ich nicht zurückkehren sollte — ist das Ihr Versprechen?" unterbrach er sich vorwurfsvoll, als tiefe Blässe über Margarethens frische Wangen zog. „Nun also, im Fall ich nicht lebend zurückkehren sollte, erweisen Sie mir

den letzten Freundschaftsdienst, den Haushalt ohne Ueberstürzung aufzulösen und hier zu verweilen, bis mein Testament eröffnet ist. Versprechen Sie es mir?"

Sie nickte. Thränen, die sie gewaltsam unterdrückte, erstickten ihre Stimme.

„Gut! Anderen Falles können Sie heute Abend noch abreisen. Telegraphiren Sie an Tante Käthe, das genügt! Da es möglich wäre, daß mir das Abschiednehmen späterhin beschwerlich fallen dürfte, wollen wir uns gleich jetzt zum letzten Mal die Hand drücken." Er erhob sich, trat auf Margarethe zu, die ihm bescheiden entgegen kam, und reichte ihr beide Hände.

„Gott sei mit Ihnen," flüsterte sie.

„Grüßen Sie Tante Käthe. Werden Sie glücklich, so glücklich, als Sie es verdienen. Wollte Gott, wir hätten länger friedfertig bei einander bleiben können! Leben Sie wohl, Margarethe!" Er nickte ihr herzlich zu und zog sich zurück.

Eine Viertelstunde später lauschte Margarethe athemlos am Fenster dem langsam verhallenden Geräusch der Räder, welche ihn davontrugen.

Der Buchenwald lag nicht allzu weit von dem Städtchen entfernt. Eine Chaussee führte bis zur Hälfte des Weges, von da zweigte sich ein Fahrdamm ab, welchen der stetig wärmer wehende Thauwind mit blankem Glatteis überzogen hatte. Im Gehölz selbst lag noch tiefer Schnee, erweicht zwar, aber frisch und unberührt. Nicht ein Flechtchen Moos guckte unter der weißen Decke hervor, nur an der geschützten Seite der Bäume drängten sich halberfrorene

Reste in die Borkenrisse der hochgewachsenen Stämme. Hungrige Krähen hüpften auf den kahlen Aesten und flatterten zankend und kreischend zur Erde hinab.

Meischick und der Justizrath erschienen zuletzt auf der rings bewachsenen Lichtung, welche wie ein künstlich geschaffenes Waldgemach aus dem dichten Bestande heraustrat.

Freiberg, bis zur Wuth erregt, ging dem Amtsrichter entgegen. „Sie haben Verdächtigungen der niedrigsten Art gegen Ihre Gattin Ausdruck gegeben und somit die Meinung bestärkt, welche ich bereits von Ihnen empfangen. Wäre die beklagenswerthe Frau in ihrer Herzensangst vor dem Bedrücker zu mir geflohen, um Schutz zu finden, wer wollte sie tadeln? Daß sie es nicht that, beweist die Reinheit ihrer Gesinnung und vermehrt meine Theilnahme sowohl, als meinen Schmerz um ihr ferneres Geschick. Ich werde nicht ablassen, Irma zu suchen und um ihre Liebe zu werben!"

Meischick sah mit kalter Geringschätzung an dem Antlitz seines Gegners vorbei nach einer Gruppe lärmender Vögel.

„Sind Sie fertig?"

„Noch nicht! Auch ohne diesen Schlußakt hätten Sie mir Rede und Antwort stehen müssen für die Beleidigung des gestrigen Abends. Ihre Forderung ist der meinen nur zuvorgekommen."

„Ich bin von Dreyssing hinlänglich unterrichtet," erwiederte Meischick achselzuckend.

„So fangen wir an!" rief der junge Mann, von dieser abweisenden Kälte auf's Aeußerste gereizt. „Ich gäbe mein

halbes Leben darum, könnte ich die Thränen Ihres mißhandelten Weibes an Ihnen rächen!"

„Und ich," sagte Meischick, ihn spöttisch fixirend, „gebe mein ganzes Leben darum, Ihnen die romantischen Grillen aus dem Kopfe zu jagen!"

Die Sonne neigte sich bereits dem Untergange zu, als die unversöhnlichen Gegner mit erhobenen Waffen sich einander näherten. Die Hand des Grafen zitterte vor Leidenschaft, Meischick's Rechte dagegen zielte bedächtig.

Zwei Schüsse widerhallten zu gleicher Zeit im Walde. Ein Vogelheer stob kreischend auseinander. Bläulicher Pulverdampf umwob die Stätte des Kampfes. Als er sich zertheilte, stand der Amtsrichter unversehrt; Freiberg's linker Arm hing schlaff und blutend am Leibe nieder. Die Kugel hatte ihr Ziel um einige Zoll verfehlt.

Freiberg's Sekundant trat mit Dreysing zugleich zwischen die Streitenden. „Der Ehre ist Genüge geschehen!"

Aber der Graf, fühllos gegen den Schmerz und unempfindlich gegen jeden anderen Eindruck als die überlegene Haltung seines Todfeindes, rief mit wuthflammendem Antlitz nach frischen Waffen.

„Sie sind zu erregt," flüsterte ihm sein Freund besorgt zu. „Sie stehen dadurch bedeutend im Nachtheil!"

„Einer von uns Beiden! Er oder ich!" murmelte Freiberg zwischen den Zähnen. „Ich werde mir Mühe geben, ruhiger zu scheinen, als ich diesem vermeintlichen Halbgott gegenüber sein kann."

„Fertig!"

Abermals funkelte der Sonnenschein auf den blanken

Läufen, als sprühten tausend Blitzstrahlen aus ihrem Metall hervor. Athemlos harrend lag selbst die Natur in tiefes Schweigen gehüllt.

Ein Zucken der Begeisterung glitt über Freiberg's edle Züge; sein Herz schlug höher. „Irmengard," rief er mit lauter Stimme, „diese Kugel rächt Deine Leiden!"

Lang hin rollte das Echo der rasch auf einander folgenden Schüsse durch den Wald, bis es sich in weiter Ferne zu verlieren schien. Wie unsinnig fuhr das schwarze Volk in den Aesten auf und suchte unter durchdringendem Geschrei das Weite.

Regungslos lag der Amtsrichter im weichen Schneebett niedergestreckt.

Schreckensvoll löste sich der Kreis der Männer. Dreysing trat zu Freiberg.

„Todt! Der Himmel nehme die Schuld dieses Mordes von Ihrer Seele!"

„Todt!" wiederholte der Graf. „Es sollte so sein!" Er wandte sich ab. „Verbinden Sie mich, Doktor, die Wunde fängt an zu brennen!"

Aus Meischick's Brust ergossen sich fort und fort Ströme heißen Blutes und färbten das weiße Lager purpurroth. Auf den starren, wachsbleichen Zügen schwebte ein letztes ironisches Lächeln, als verachte er noch im Tode die Bemühungen seiner Umgebung.

„Fassen Sie an, Justizrath, wir wollen ihn nach dem Wagen zurücktragen!" befahl der kleine, bewegliche Arzt, als er nach einer oberflächlichen Untersuchung einen Nothverband angelegt hatte.

Der Graf, den verwundeten Arm in der Binde tragend, empfahl sich kurz und fuhr davon. Sein Begleiter half den leblosen Körper des Amtsrichters vom Boden aufrichten.

„Nun?“ fragte er leise mit bezeichnender Geberde.

„Vorwärts!“ kommandirte der Mann der hübschen, sanften Doktorin. „Plappern können wir später darüber. Den Oberkörper niedriger, Dreysing! Ich steige zuerst ein. So, nun legen Sie ihn auf meinen Schoß! Schärfen Sie dem Menschen da oben noch einmal ein, Schritt für Schritt zu fahren!“

Langsam, mit dem Paradeschritt des Todes, setzte sich das Gefährt in Bewegung.

Margarethe Werner hatte die Zwischenzeit benutzt, ihre Habseligkeiten einzupacken und sich für die Nachtfahrt vorzubereiten. Sie besaß kein erregbares Nervensystem und deshalb auch kein lebendiges Spiel der Phantasie. Es war ihr nicht gegeben, vor möglichen Schreckbildern zu zittern, deshalb hatte sie auch jetzt trotz ihrer tiefen Besorgniß und Trauer die Hände nicht müßig in den Schoß legen können, sondern überall Ordnung geschafft und das Andenken der treulosen Irma um Meischick's willen so viel wie möglich aus den Räumen verbannt.

Es dämmerte bereits, als die Hausthüre drunten heftig aufgerissen ward. Margarethe eilte pochenden Herzens auf den Flur hinaus und beugte ihr ängstlich forschendes Antlitz tief über das Treppengeländer. Noch brannte kein Licht in dem dunklen Korridor. Hastig eilte sie zurück und kehrte, die hellleuchtende Lampe in der Hand tragend,

wieder. Allmächtiger, welcher Anblick enthüllte sich ihr! Ein Gefühl der Erstarrung durchschlich Margarethens Körper. Sie lehnte selbst leichenblaß am Treppengeländer. Aber der kleine Doktor rief schon ungeduldig herauf: „Die Schlafstube auf! Das Bett in Ordnung gebracht! Warmes Wasser! Leinwand! Charpie!"

Im Nu überwand ihre praktische Natur nutzloses Jammern. Nie zeigte sich Tante Käthe's Einfluß und Erziehung glänzender in ihrem Zögling, als in den kommenden schicksalsbangen Minuten. Da erst, als ihre Hilfeleistungen zur Zufriedenheit des Arztes vollauf erschöpft waren, gönnte sie sich die Wohlthat unaufhaltsam strömender Thränen. Auf ihren Knieen lag sie vor der Stubenthüre, hinter welcher der theure Mann mit dem Tode rang und sandte heiße Gebete gen Himmel empor. Wie endlos lange dehnte sich die nimmer rastende Zeit, ach, und was für unheilbares Leid senkte sich vielleicht jetzt eben auf dieses unglückselige Haus herab! Tief aufschluchzend barg Margarethe ihr Antlitz in den Händen. „Es darf nicht sein," flüsterte sie, „er darf nicht sterben! Es muß ein Mittel geben, ihn zu retten. Wüßte ich es, und sollte es mein Leben kosten, ich tauschte es mit Freuden ein!"

„Fräulein Werner," flüsterte die Stimme des Arztes durch den Thürspalt, „kommen Sie geräuschlos herein!"

„Er lebt? O, Gott der Gnade —!" rief sie aufspringend.

„Wenn Sie so fortfahren zu lamentiren, müssen Sie draußen bleiben! Meischick will Sie sehen!"

„Ich bin ruhig! Jetzt“ — sie trocknete die feuchten Augen — „ganz ruhig!“

„Und daß keine Scene drinnen aufgeführt wird, wie?“ fragte er noch einmal mißtrauisch.

„Keine!“

In der Krankenstube brannte helles Licht und blendete Margarethens Augen. Allmählig erst unterschied sie die Gegenstände und Personen. Hier der Doktor ihr zur Seite, dort die behäbige Gestalt des Justizrathes, sorglich am Bettrand des Freundes Wache haltend, und dort in den Kissen, farblos wie ihr fahles Weiß, der tödtlich Verwundete. Er hielt die Augen weit geöffnet nach dem Eingang. Als Margarethens Gestalt darin erschien, zuckte ein schattenhaftes Lächeln um seine Lippen.

„Fräulein Werner,“ begann der Arzt sogleich im geschäftsmäßigen Ton, um jede Unterredung abzuschneiden, „Sie sehen, wie die Sachen stehen. Der Herr Amtsrichter darf unbedingt nicht sprechen. Bis wir eine zuverlässige Krankenwärterin engagirt haben, müssen Sie Samariterdienste thun. Also, zum Beispiel, diese Nacht hindurch hier neben dem Bett wachen. Ich werde alle zwei Stunden erscheinen und nach dem Befinden des Kranken sehen, nebenbei eine strenge Kontrole meiner Vorschriften führen. Verstanden?“

„Ja!“ sagte das junge Mädchen leise, aber fest.

„Ganz gut! Vorläufig bleibt der Justizrath noch bei ihm. In der Zwischenzeit will ich Sie instruiren, kommen Sie!“

Mit äußerster Anstrengung hob Meischick seine Rechte

ein wenig vom Bett empor. Margarethe sah es, und ihr Herz wollte bei diesem traurigen Anblick vor Schmerz springen, aber sie hörte das tadelnde Räuspern des Arztes und ruhig legte sie ihre Finger sekundenlang um die seinen, ohne den Blick von seinen fragenden Augen abzuwenden.

In dem nun folgenden Zwiegespräch schlug Doktor Siemrich einen sehr ernsten, sehr nachdrücklichen Ton an. Er gab wenig Hoffnung, und auch diese nur dann, wenn er auf die strikteste Erfüllung seiner Anweisungen rechnen könne. Die Beschaffung einer geeigneten Pflegerin wolle er selbst in die Hand nehmen, doch müßte er Margarethe darauf aufmerksam machen, daß gerade in den nächsten Tagen die Gefahr und die Verantwortung am größten seien.

Das junge Mädchen hatte aufmerksam jedem Wort gelauscht. Endlich sagte sie mit überzeugender Sicherheit: „Herr Doktor, so jung ich bin, sind mir Nachtwachen und Krankendienst nichts Fremdes. Wenn man Geschwister hat, übt man sich frühzeitig darin. Ich übernehme mein Amt mit Gottvertrauen. Was aber die Pflegerin betrifft, so glaube ich, daß dem Herrn Amtsrichter die stete Gegenwart einer Fremden lästig fallen wird.“

„Aber Sie allein —“ warf er mißbilligend ein.

„Ich allein nicht. Die vortrefflichste Frau wird mir zur Seite stehen, eine nahe Anverwandte des Herrn Amtsrichters. Noch heute werde ich brieflich um ihre Unterstützung bitten. Und sie wird kommen, die gute, edle Tante Käthe!“

„Schön, schön, liebes Fräulein! Das genügt mir vor-

läufig. Und nun auf Ihren Posten! Still und stumm wie das Grab!"

Die Nacht verging. Der junge Tag brach an. Meischick's Körperschwäche wich einem rapide eintretenden Wundfieber. Höher stieg die Gefahr von Stunde zu Stunde. Doktor Siemrich wich nicht mehr von seinem Lager, und einem Automaten gleich an Pünktlichkeit und Gelassenheit leistete Margarethe ihm Handlangerdienste. Nur zuweilen überlief es sie kalt und heiß zugleich, wenn der Amtsrichter in wilden Phantasien die Bilder seines kurzen Ehelebens, süße und herbe, durch einander warf, bald scherzend, bald tobend, jetzt bittend, dann drohend und verwünschend. Freiberg's Name schwebte stets auf seinen heißen Lippen. Was die Sprache an Haß und Bitterkeit auszudrücken vermag, das rief der Kranke diesem Zerstörer seines Glückes nach. Dreysing's Namen begleitete er nur mit schallendem Gelächter und bezeichnete ihn spöttisch als den getrüffelten Kapaun, dessen Lebensweisheit ebenso saftig als pikant sei. Margarethens Andenken allein schien in ihm erloschen. Zuweilen, wenn ihre Hand die kalten Umschläge auf seiner glühenden Stirn erneuerte, verwechselte er sie mit Irmengard und wies ihre Hilfe zornig ab. Dann konnte sie wohl schmerzlich bewegt sich tiefer zu ihm niederbeugen, aber weder Eifersucht, noch verzeihliche Mißgunst trübten den milden Glanz ihres Auges. Selbstverleugnung war Margarethens zweite Natur, und sie verstand es nicht, wenn der Doktor oder der Justizrath ihre Opferfähigkeit als etwas Bewunderungswürdiges priesen.

10.

In der Frühstunde des fünften Tages, als das Leben Meischick's in der äußersten Gefahr schwebte, rollte ein Wagen im schärfsten Trabe durch die schlummertrunkenen Straßen Sittlingens. Vor des Amtsrichters Hause hielten die schnaufenden Rosse an. Der Schlag wurde herabgerissen, eine verhüllte Frauengestalt sprang energisch zur Erde.

Droben erschien Margarethens überwachtes Antlitz forschend an den Scheiben.

„Tante Käthe!" schrie sie in Angst und Jubel auf. „Tante Käthe!" und stürzte die Stufen hinunter und in die ausgebreiteten Arme der hochgewachsenen Frau, welche sich liebevoll über das Haupt ihres Schützlings neigte.

„Gott zum Gruß, mein Kind!"

Margarethe schmiegte sich fest, als sei nun Alles gut, an die Brust der Stifsdame. „Noch lebt er, Tante Käthe!"

„Dann laß mich selbst sehen, Kind!"

Während Beide Hand in Hand die Treppe emporstiegen, sprach sie mit tiefer, sonorer Stimme, deren Klang allein schon beruhigend wirkte, von Gretchens allzu flüchtig abgefaßtem Schreiben, von ihren Bestrebungen, sich eher loszureißen, und von dem Schneckengang der Fahrgelegenheit.

„Oben wären wir nun, Kind. Führe mich zuerst in mein Zimmer und melde mich dann dem Doktor an."

Als sie allein war, legte Tante Käthe einen Moment nachsinnend die Hand vor die Augen, wie um sich für die kommenden Eindrücke vorzubereiten. Wie sie jetzt dastand, war sie das Bild majestätischer Würde, und Niemand hätte geglaubt, welche lustigen Funken ihrem Geist, welche treffen-

den Witzworte ihrer beweglichen Zunge entspringen konnten. Schon das Aeußere der Stiftsdame wich von dem allgemeinen Zuschnitt ab. Die Form ihres stets schwarzen Gewandes erinnerte lebhaft an eine Klostertracht, welcher Eindruck nur durch reichen Spitzenschmuck um Hals und Hände gemildert ward. Auf ihrer Brust funkelte ein Diamantkreuz von blendender Schönheit, ein Erbstück ihrer Mutter und von Tante Käthe wie ein Heiligthum bewahrt. Durch ein typhöses Fieber ihres langen Haares beraubt, trug sie das kurz nachwachsende schlicht zurückgekämmt, nur von einem schwarzen Band umschlungen, wodurch die Aehnlichkeit mit ihrem Neffen noch mehr hervortrat.

Tante Käthe war nie schön gewesen, und für das Prädikat „hübsch" waren ihre Züge viel zu groß angelegt. Der Schnitt ihres Gesichtes ähnelte römischen Profilen, ohne jedoch deren klassische Reinheit beanspruchen zu können. Von Gestalt das größte Frauenmaß erreichend, zeigte ihre Figur dennoch eine Proportion, welche in ihrem Alter Bewunderung erregen mußte. Von einer oberflächlichen Dame einst gefragt, welche Mittel sie anwenden solle, ihren eigenen Körper auch so tadellos zu halten, hatte Tante Käthe kurz erwiedert: „Tragen Sie fleißiger Ihre kleinen Kinder, Tags über auf dem rechten Arm, während der Nacht auf dem linken!" Ueberhaupt erfreuten sich Tante Käthe's Aussprüche einer gewissen Popularität daheim.

Inzwischen war Margarethe geräuschlos zu Doktor Siemrich geschlichen und flüsterte ihm in's Ohr: „Frau v. Langen ist angekommen. Darf sie herein?"

„Erst sehen," erwiederte der kleine Herr kurz, sprang auf und ging hinaus.

Als er an der Seite der Stiftsdame wieder erschien, trug er zwar das Ansehen eines Pagen neben seiner Herrin, aber seine Miene drückte volle Befriedigung aus und nicht ohne Stolz räumte er Tante Käthe den eigenen Platz neben Meischick's Schmerzenslager ein.

So tief auch der Todesengel die Fittiche über den Leidenden niedersenkte, daß ihr schauriges Wehen seine Stirne fast berührte, er entfloh doch allgemach weiter und weiter, Angst und Gefahr nach sich ziehend. Die kranke Brust heilte.

Aus der tiefen körperlichen Schwäche, welche dem Aufhören der Fieberparoxysmen folgte, erhob sich die gute Konstitution des Amtsrichters neu gestärkt. Das gesundende Leben in ihm drängte die Melancholie seiner Gedanken nach der Richtung thatkräftiger Entschlüsse, hob den geistigen Druck der erlittenen Schmach von seiner Seele und stellte den Trieb der Selbsterhaltung, diesen Urtrieb der Menschheit, in seiner vollen Stärke wieder her. Naturgemäß erstarkten daran die Eigenthümlichkeiten des Charakters und Temperaments in gleichem Maße; zuletzt konnte man das Geschehene als eine Krisis betrachten, in welcher Meischick's Charaktereigenthümlichkeiten die Feuertaufe erhalten.

Das anhaltende Schweigen, wozu ihn zeitweise wiederkehrende Schmerzen in der Brust nöthigten, füllte ihm die Unterhaltung beider Frauen auf das Angenehmste aus. Margarethens etwas umschleierte Stimme wirkte oft wie ein gedämpfter Sonnenstrahl auf Meischick's Nervensystem, ihre nie endenden Aufmerksamkeiten wurden ihm geradezu

unentbehrlich, wenn er auch der Urheberin in den meisten Fällen gar nicht gedachte. Irma's Name kam über keine Lippe. Dagegen hatte Tante Käthe mit Dreysing eine lange und eindringliche Unterredung, welche den unerhörten Schritt der jungen Frau ohne Vorurtheile beleuchtete und zu dem Resultat führte, daß die Stiftsdame dem Justizrath eingestand, ihre Prognose dieser Ehe stünde mit deren Schlußeffekt völlig in Einklang.

„Es ist dies ein Ergebniß," sagte Tante Käthe nachdenklich, „welches den alten Zweifel von Neuem anfacht, ob wir bei Eingehung einer Ehe die Fähigkeit haben, für die Dauer unserer Gefühle mit einem Eide einzustehen. Fast möchte man Nein sagen. Dieses Paar! Es hätte auf seine guten Vorsätze Welten gebaut. Lassen Sie mich ehrlich sein: mein Neffe hätte dieses Mädchen nie heirathen dürfen!"

„Nein! Auch ohne Freiberg's Dazwischenkunft würde die schiefe Bahn, auf welche ihre heterogenen Anlagen Beide gerissen hatten, zur Katastrophe geführt haben. Dieser erste Sturm bewies, wie entwurzelt der innere Zusammenhang bereits war."

„Und war es nun dennoch Liebe, was Beide einst so selig gemacht?"

„Gewiß! Die Voraussetzungen dieser Ehe waren sogar sehr günstig," sagte Dreysing lebhaft. „Aber der Meister und Bildner hat den Edelstein zu hart angefaßt, bis er ihm unter der Hand zerbrach."

„Das alte Lied von der Trüglichkeit unserer Weisheitssprüche!" rief Tante Käthe mißbilligend. „Die Gegensätze

haben sich in diesem Fall nicht angezogen, sondern abgestoßen. Es gibt doch nichts Unzuverlässigeres als unsere ganze Lebensweisheit! Aber da hilft kein Warnen. Was die Voreltern Falsches gesprochen, muß nothwendig für die Nachlebenden wissenswerth sein. Da bearbeiten unschuldige Kinder das Gaunerwort: ‚Einmal ist keinmal!‘ mit allem Aufwande ihrer noch unentwickelten Spitzfindigkeit, und das ebenso sittenlose: ‚Wer A sagt, muß auch B sagen!‘ Alles sehr geeignet, künftige Gewissensbisse zu beschwichtigen."

„Ja," warf der Justizrath bedenklich ein, „wie denken Sie in diesem Falle über das mangelnde B Ihrer Frau Nichte?"

„Wäre sie meine Tochter gewesen, ein Kind meiner Grundsätze, sie würde zu entbehren verstanden haben!"

„Erziehung gegen die Forderungen des Temperamentes?" sagte Dreysing ungläubig mit dem Auge zwinkernd. „Kunst gegen Natur?"

„Wir Frauen," erwiederte die Stiftsdame mit überzeugender Ruhe, „sind die geborenen Pflegerinnen der Sitte, mag der Unverstand uns immerhin Unterdrückte, Sklavinnen, systematisch aus den Menschenrechten Gedrängte nennen. In unserer Brust lebt ein unausrottbares Vorempfinden alles dessen, was Scham und Sitte schädigen oder verletzen könnte. Nicht äußerer Zwang, sondern innerste Nothwendigkeit legt uns die Fesseln keuscher Weiblichkeit an. Schande über jene Frauen, die sich von Naturrechten etwas vorpredigen lassen. Mache man die Probe, löse man die Schranke, führe man das weibliche Geschlecht

in diese Freiheit hinaus, unter Hundert werden Neunzig mit Entsetzen davon fliehen, und die bleibenden Zehn sind dann der sprechende Beweis für die unbefleckt bleiben wollende Keuschheit des Geschlechtes."

„So würde das Resultat ausfallen, gottlob!" sagte Dreyßing beifällig. „Ob aber Natur oder Kunst den Sieg hier erficht? Der Charakter ist angeboren. Deshalb behält das ursprüngliche Empfinden sein Recht."

„Wer würde Irmengard getadelt haben, wenn sie nach reifer Ueberlegung ein Band zu lösen wünschte, welches Beide nicht mehr zu befriedigen vermochte? Aber dazu besaß sie vorläufig weder Erfahrung noch geistige Reife. Sie kannte das Leben viel zu wenig, um zu wisseu, ob der Preis ihr großes sittliches Opfer aufwiegen würde. Wäre sie meiner geistigen Schule entwachsen, nie hätte sie dem Gedanken an eine heimliche Flucht Raum gegeben. Dafür mache ich zunächst Irmengard's Erzieher verantwortlich."

„Ich danke Ihnen," sagte Dreyßing, die Hand der Stiftsdame an seine Lippen drückend, „daß Sie meinen armen, wilden Liebling nicht rettungslos den Ausgestoßenen zuzählen. Ein edles, heißes Herz kann irren, aber die Flammen brauchen nicht immer zu verzehren, sie können auch reinigen. Für jetzt mag Ihr Neffe die Enttäuschung tiefer empfinden, Irma's leidenschaftliches Gefühl aber läßt mich fürchten, daß, wenn einst die Reue über sie kommen sollte, ihr Schmerz verzweiflungsvoll auf sie einstürmen wird."

Tante Käthe nickte. „Was Irma's Liebe zu Freiberg

anbelangt, so ist sie ein Resultat der Gegensätzlichkeit, und es trifft meinen Neffen der schwere Vorwurf, ihr durch die verkehrtesten Heilmittel zum Siege verholfen zu haben. Er mißt eben alle Menschen nach seinem eigenen sittlichen Werth, und dieser ist leider für die Mehrzahl zu erhaben. Schon als Knabe war er ein Muster der Pflichttreue, der Verschwiegenheit, der Entsagungsfähigkeit, aber er verlangte auch, daß seine früh verwittwete Mutter in ihm gewissermaßen den Beschützer erblickte. Leidenschaften jeder Art sind ihm fremd geblieben, selbst das Bedürfniß freundschaftlichen Anschlusses, dagegen konnte jeder Ehrenmann auf seine Hilfe und Unterstützung unbedingt rechnen. Im Verkehr mit Frauen beobachtete er von jeher eine zarte Rücksichtnahme, die ihm viel Köpfe und Herzen entgegenzog, aber lediglich mitleidiger Schonung mit unseren Schwächen entsprang. Sehen Sie, das ist ein richtiges Bild meines Neffen, und nun sagen Sie mir, wie war es möglich, daß er sich selbst so untreu werden konnte, dieses heißblütige, verzogene Kind mit vollster Innigkeit an sein Dasein zu ketten?"

„Psychologische Räthsel," erwiederte Dreysing schnell, „lösen sich in der Thatsache auf, daß innere Vorgänge für uns ein Buch mit sieben Siegeln sind — daran herumdeuteln können wir. Und so meine ich erstens, daß kein Mann ungerührt an Irma's Persönlichkeit vorüberzuschreiten vermag, und zweitens, daß ihn die Liebe über ihre unbesiegliche Eigenart getäuscht hat. Wie dem auch sei, das Band ist zerrissen. Es ist meine Pflicht, bei erster Gelegenheit —"

„So bald als thunlich mögen Sie Ihren Auftrag ausrichten," sagte die Stiftsdame beifällig, „an eine offene Rücksprache mit meinem Neffen ist vorher nicht zu denken. Was geschehen muß, lieber gleich gethan! Jetzt blutet die Seelenwunde noch und braucht nicht von Neuem aufgerissen zu werden. Auf Wiedersehen, lieber Justizrath! Ich denke, Sie bringen es noch so weit, mit zu den Auserwählten der Tante Käthe zu gehören. Es kommen nur ganz charmante Leute in diesen Kreis hinein!" schloß sie lächelnd.

„So bin ich jetzt schon ganz charmirt von dieser Aussicht. Wenn es nicht bereits Frühling draußen wäre, würde ich glauben, daß mir soeben ein Mailüftchen über's Herz gehuscht sei!" rief der alte Herr mit gewohnter Liebenswürdigkeit. „Also ein Ritter in spe vom Orden der edlen Tante Käthe. Auf Wiedersehen!" — —

Die Natur feierte ihr Auferstehungsfest. Von Tag zu Tag mehrte sich der Chor der Sänger in den linden, lauen Lüften, und immer vollstimmiger schmetterte er sein Lied auf die keimende, knospende Erde herab. Unaufhaltsam rann ihrer Lebenssäfte Strom durch das Aderngezweig wintermüder Erstlingskinder. Die Anemone öffnete dem linden Frühlingshauche ihr rundes Antlitz, dem frischen Grün der Wiesen entstieg prahlend die goldflammende Dotterblume, jede selbst eine kleine Sonne, um welche Insekten sich im Kreise schwangen. Weithin blühten Schlüsselblümchen, bescheiden hauchte Blauveilchen sein Frühlingsglück in holden Düften aus, Luft und Sonnenlicht öffneten an Baum und Strauch die sprossenden Augen. In einem warmen Regen küßte der Himmel seiner geliebten

Erde künstlerisches Schaffen, und siehe da, die Morgenröthe des neuen Tages fand den leicht gewobenen Schleier maigrünen Blätterschmuckes völlig entfaltet.

Hans Meischick hatte zum ersten Mal eine Ausfahrt in's Freie unternehmen dürfen, als er, heimgekehrt, den Justizrath zu sich bescheiden ließ. Seine Stimmung, seit jener erschütternden Katastrophe ohnehin wenig mittheilsam, hatte in den letzten Tagen die bekannte ironische Färbung angenommen, welcher stets seelische Erregungen zu Grunde lagen. Diese Erregung gab sich auch in dem Gespräche kund, das er am Nachmittage nach seiner Ausfahrt mit Tante Käthe führte und das der Eintritt des Justizraths unterbrach.

„Gut, daß Sie endlich kommen, Herr Justizrath," rief Meischick ihm entgegen. „Ich wollte Ihnen Vollmacht geben — nein, bleibe!" sagte er kurz, als die Stiftsdame Anstalt machte, sich zurückzuziehen, „es ist kein Geheimniß, und Du hast das Recht, endlich klar zu sehen." Er ging nach seiner Gewohnheit zur Beruhigung etliche Male im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er hart vor Dreysing stehen und sagte schroff: „Ich beabsichtige eine Scheidung von meiner gewesenen Frau. Leiten Sie dieselbe ein!"

„Hm!" Der Justizrath nahm mit aller Bequemlichkeit Platz, nachdem er Tante Käthe freundschaftlich begrüßt hatte. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß der Antrag von Seiten Ihrer gewesenen Gattin bereits vor zwei Monaten ergangen ist."

Der Amtsrichter erbleichte sichtlich. Ein Sturm von

Empfindungen rüttelte an seiner zur Schau getragenen Gelassenheit. „Also sie — kam mir zuvor?“ fragte er endlich stockend.

„Lieber Neffe,“ mischte sich Tante Käthe beschwichtigend ein, „so wie die Sachen liegen, ist eine Trennung auch in Irma's Interesse geboten!“

Er lachte bitter. „Glaubst Du, daß ich daran zweifle? Aber daß sie, sie die Initiative zu ergreifen wagt, sie, die mich so schwer gekränkt, die mein Herz —“ sein Widerwille gegen Gefühlsausbrüche ließ ihn stocken — „die mich an den Rand des Grabes stieß — und Du willst sie in Schutz nehmen?“ wandte er sich heftig an Tante Käthe. „Gerade Du? Weißt Du, gegen wen sie, mich ausgenommen, den tiefsten Haß empfand? — gegen Dich!“

„Haß?“ fragte Tante Käthe achselzuckend. „Kindische Abneigung ist kein Haß!“

Er klopfte mit der Fußspitze nervös erregt auf den Boden. „Du zweifelst? So höre!“ Und ohne Bemäntelung, ohne Umschweife entwickelte Meischick den lauschenden Zuhörern folgerichtig das Bild seiner unglücklichen Ehe, bis alle geistigen Verwickelungen dieses interessanten psychologischen Prozesses klar wie gesponnene Fäden über den treibenden Grundmotiven zu Tage lagen.

Als der Amtsrichter geendet, erhob Tante Käthe mißbilligend das Haupt.

„Ich würde meine unbedeutende Person niemals mit Deinem bitteren Herzeleid vermengen, wenn Du mich nicht als Schreckgespenst dargestellt und somit einen Theil der Allgemeinschuld auch auf meine Schultern geladen hättest.

Wer es so gut mit Euch meinte wie ich, konnte Besseres erwarten. Indem Du einige meiner Briefe, sämmtlich für Euch Beide bestimmt, zurückhieltest, erwiesest Du Dir und mir den allerschlechtesten Dienst. Ja, wenn ich meinem Gefühl folgen darf, überzeugt es mich fast, daß Dein Weib weniger vor Dir als vor mir entfloh."

„Das könnte möglich scheinen," sagte Dreysing, „aber auch diese Prämisse täuscht. Der Scheidewege gab es hier zu viele."

„So mag der erste uns denn auf ewig und himmelweit aus einander führen!" rief Meischick. „Sind Sie direkt von ihr beauftragt worden?"

„Nein! Ein Rechtsanwalt in Leipzig führt die Sache Ihrer gewesenen Gattin."

„Wo ist sie?"

„Darüber fehlt vorläufig jede Auskunft. Schwierigkeiten werden keiner der beiden Parteien erwachsen."

„Und" — es lag in dem Ton dieser Frage beinahe der Wunsch ausgedrückt, selbige bejaht zu hören — „und hat sie irgend welche Ansprüche erhoben?"

„Nicht die geringsten!"

„Mein lieber Neffe," rief Tante Käthe erstaunt, „Du bist und bleibst ein Fremdling im Ideenkreise dieser trotzig stolzen Frau! Jene Frage hätte ich Dir beantworten können, obwohl ich Irmengard nie sah."

„Ich an Deiner Stelle," warf er bitter ein, „würde es der ehrvergessenen Gattin abbitten, daß Dein Neffe sie zwei Jahre hindurch im Herzen und auf Händen trug. Nichts mehr davon jetzt! Ich fühle mich durchaus erschöpft!"

Es klopfte energisch. Doktor Siemrich öffnete die Thüre mit der Vehemenz eines gelinden Orkans. Ihm folgte eine zweite Persönlichkeit, welche in dem Rufe einer medicinischen Autorität stand und den Anwesenden als Professor Haßlinger vorgestellt wurde.

„Denken Sie," rief der kleine Doktor und schlug sich vor Vergnügen in die Hände, daß es laut schallte, „da schreibt mir mein alter Studienfreund Haßlinger, er werde heute in der nächsten Kreisstadt beschäftigt sein. Das konnten wir uns nicht entgehen lassen, wie?" Er richtete seine funkelnden Brillengläser zuerst auf Tante Käthe, sodann auf Dreysing, zuletzt triumphirend auf Meischick. „Wie? Was? Ich bat ihn also, seine Inspektionsreise bis hierher auszudehnen und mit mir zu berathen, wohin wir unseren Patienten den Sommer über zu schicken haben. Wie?"

Das Resultat dieser Konsultation stimmte alle frohen Hoffnungen bedenklich herab. Der Professor erklärte den linken Lungenflügel für sehr angegriffen, überhaupt Meischick's ganze Körperkonstitution für hinfällig genug, um eine so sichtbare Nervenverstimmung zu begründen. Er machte es dem Amtsrichter zur ernsten Pflicht, nicht allein die Sommermonate, sondern zum Mindesten auch die Hälfte des Winters in San Remo zuzubringen und sich dabei völliger geistiger und körperlicher Ruhe hinzugeben. Diese letzte Forderung legte er später beiden Frauen noch besonders dringlich an's Herz, indem er ausdrücklich darauf bestand, daß Tante Käthe die Reise mit ihrem Neffen gemeinsam unternähme.

Der Amtsrichter, welcher den Rest des Tages über mit Fieberanwandlungen kämpfte, rief gegen Abend die Stiftsdame an sein Bett. Sie hatte bereits Schreck und Verdrießlichkeit über eine so unverhofft lange Wanderschaft durch die Liebe zu dem Kranken siegreich überwunden. Deshalb sagte sie, ohne seine Bitte zu hören: „Wir reisen natürlich zusammen. Margarethe wird an meiner Statt in's Stift zurückkehren. Ich habe bereits Alles mit ihr besprochen."

Als in diesem Augenblick das freundliche Antlitz des jungen Mädchens in der Thürspalte erschien, um etwaige Aufträge in Empfang zu nehmen, winkte Meischick sie gleichfalls an sein Lager. Ein warmer Strahl dankbarer Zuneigung verschönte dabei die fahle Blässe seiner Wangen, und der scharfe Zug um die Mundwinkel machte jenem seltenen, dafür desto anziehenderen Lächeln Platz, welches Tante Käthe stets mit Genugthuung erfüllte.

„Margarethe, waren Sie schon in Italien?"

„O nein! Das ist auch nichts für mich!" gab sie einfach zurück.

„Wirklich nicht? Auch nicht, wenn ich Sie bitte, herzlich bitte, unsere Dreieinigkeit nicht aufzulösen, sondern Ihre Hilfeleistungen in der Ferne fortzusetzen? Ich kann dieselben nun einmal nicht mehr entbehren, wie Sie ja längst wissen!"

„Ich? Ich sollte —" Margarethens Freude über die letzten Worte Meischick's, sowie über die Aussicht, ihm nahe zu bleiben, hatte nichts mit idealer Reisesehnsucht zu schaffen. Alle Schönheit der Welt war ihr gleichgiltig.

„Tante Käthe,“ rief sie, dieser, welche selbst auf das Angenehmste überrascht war, beide Hände küssend, „hast Du’s gehört?“

„So bedanke Dich nur an der richtigen Stelle!“

Erröthend streckte sie Meischick die Rechte entgegen. Er nahm sie und drückte dieselbe herzlich zwischen beiden Händen. „Man darf seinen guten Genius nicht von sich weisen, Margarethe. Zudem bedürfen Sie der Erholung, wie ich selber!“

Acht Tage später waren sie abgereist.

Ganz Sittlingen befand sich in einem wahren Taumel der Erregung. Diese spannenden Vorgänge, nie dagewesen in den Annalen kleinstädtischer Winkelkrämerei, gaben den Klatschbasen reichlichen Stoff bis zur Rückkehr des nun wieder auf der Heirathsliste obenan prangenden Amtsrichters. Wie laut auch die äußere Stimme der Empörung sich dagegen verwahrte, im Grunde hatte Irmengard durch ihre heimliche Abreise allen Sittlingerinnen den größten Gefallen erwiesen.

11.

Der Sommer kam, der Herbst entschwand, es ward Winter. Ein neuer Frühling stand vor der Thür. Da endlich liefen in Sittlingen die ersten Nachrichten aus San Remo ein. Das milde Klima und die Ruhe hatten eine vollständige Heilung des Kranken bewirkt. Gleich nach den Osterfeiertagen beabsichtigte der Amtsrichter in seine amtliche Stellung zurückzukehren.

Jetzt erreichte die allgemeine Aufregung ihren Höhe-

punkt. Man ward plötzlich inne, daß ganz Sittlingen solidarisch verpflichtet sei, seinem Abscheu vor Mord und Treubruch durch demonstrative Beweise der Sympathie Ausdruck zu geben. Die Honoratioren mußten als Verkörperung des guten Rechtes Meischick von ihrem allseitigen Wohlwollen überzeugen, dessen erster Ausfluß ein Liebesmahl im Hause des Bürgermeisters werden sollte. Ein Ständchen wurde bei den Stadtmusikanten im Voraus bestellt, und die Apothekerin ließ es sich nicht nehmen, die Entréethüre der Meischick'schen Wohnung mit einer Monstreguirlande zu belasten. Viel hätte nicht gefehlt, so wäre eine poetische Versicherung aufgesetzt worden, in welcher die ganze Gesellschaft sich anheischig machte, ihn sein Wittwerthum vergessen zu lassen. Denn daß der Gefeierte die langweilige Stiftstante und das überflüssige Gretchen, von deren Samariterthum man damals förmlich begeistert gewesen, wieder mitbringen könnte, fiel keinem Sittlinger im Traume ein.

Justizrath Dreyssing, welcher im Herbst seine Stellung als Rechtsanwalt und Notar niedergelegt und sich auf Reisen begeben hatte, fehlte bedauerlicher Weise, als die Stimmen für oder wider eine kurze Begrüßung des Amtsrichters, gleich nach seinem Eintreffen, durch das Stadtoberhaupt am Stammtisch gesammelt wurden. Zuletzt einigte man sich dahin, diese wohlgemeinte Rede zum Festbraten aufzusparen, damit auch die Damenwelt ihre Neugier thunlichst befriedigen könne.

So weit war Alles auf das Sorgfältigste vorbereitet, als die Dienstmagd den Befehl von Meischick zugesandt

erhielt, statt des Frühmahles ein Abendessen herzurichten, da er mit eigenem Fuhrwerk gegen Mitternacht in Sittlingen einzutreffen beabsichtige.

Dieser erste Schlag wirkte recht abkühlend. Um Mitternacht! Welcher vernünftige Mensch reist mit theurem Miethswagen in der Finsterniß, wenn er es bei Tage mit der fahrplanmäßigen Post billiger und besser haben kann! —

Noch hallte der zwölfte Schlag vom Rathhausthurm in den nebelschweren Lüften wider, da rollte eine gedeckte Kutsche denselben Weg hinauf, welcher einst Freiberg's lustig läutenden Schlitten hatte dahinsausen sehen, und hielt unter den vereinzelt erleuchteten Fenstern am Marktplatz. Meischick, von dem gut instruirten Hausmädchen freudigst begrüßt, stieg wortkarg dankend aus, dagegen berührte ihn der Ueberraschungsschrei äußerst unangenehm, mit welchem diese enragirte Sittlingerin das Vorhandensein der beiden nicht im Programm stehenden Damen konstatirte.

Tante Käthe, von ihrem Neffen sorgfältig geführt, betrat mit tiefer Wehmuth die Schwelle wieder, welche sie vor Jahresfrist bangen Herzens verlassen. Im Salon droben standen sich alle Drei eine Weile stumm einander gegenüber. Dann ergriff der Amtsrichter zugleich ihre und Margarethens Rechte und drückte sie innig.

„Euch danke ich mein Leben! Ihr gehört zu mir, wie ich zu Euch! Ihr nahmt die zerstörende Bitterkeit aus meiner Seele, welche mich im besten Fall zum Einsiedler, zum Menschenfeind gemacht hätte. Daß ich noch an Frauentreue, Manneswort und Tugend glauben kann, ist Euer

großes Verdienst, ein größeres noch, als Ihr Euch um mein immerhin entbehrliches Dasein erworben habt. Tante Käthe, Margarethe, bleibt mir ferner nahe mit Eurer milden Lebensweisheit, selbst wenn ich sie nicht immer verstehen kann!"

Tante Käthe nickte lächelnd. „Wenn Du es auf Dich nehmen willst, mich meinem alten, lieben Asyl noch für längere Zeit untreu werden zu lassen —"

„Möchtest Du nicht erst eine Tasse heißen Thee trinken, Tantchen, und dem Herrn Amtsrichter ein Gleiches anrathen?" rief Margarethe, nachdem sie schnell das Nöthige angeordnet hatte. Ihre Einwilligung bedurfte ja keines Wortes, und ihr Glück über dieses neue Zusammenleben fand in der Sorge um die beiden theuersten Gestalten den natürlichsten Ausdruck.

„Ohne Sie, ohne meinen guten Genius," sagte Meischick, mit der dargereichten Tasse zugleich die Hand des jungen Mädchens umschließend, „was würde aus mir geworden sein?"

„Ich denke, Andere hätten es ebenso gut gemacht, vielleicht nur nicht so gern," lächelte sie, bescheiden erröthend. Dann lief sie auf Tante Käthe zu, wie stets, wenn Freude oder Kummer ihr Herz beschwerte, und drückte sich fest gegen deren treue Brust.

„Nun, Kind," sagte diese, die schweren braunen Flechten streichelnd, „morgen werden wir die Sache gründlich besprechen, denn für vier thätige Hände dürfte meines Neffen kleiner Haushalt doch wohl keinen Raum bieten. Für heute gute Nacht, Hans!" Sie stand auf. „Du kommst mir wohl bald nach, Kleine?" und entfernte sich.

„Ich will nur noch den Zucker forträumen!"

„Margarethe," sagte Meischick, zu ihr an das Büffet tretend, „lassen Sie sich nicht bange machen! Wo ich und Tante Käthe bleiben, sind Sie der liebe Dritte im Bunde, ich gebe Ihnen mein Wort darauf!"

„Wenn ich überflüssig würde — anderswo könnte ich nützlicher sein!"

„Sehr möglich! Aber Sie bleiben, Sie bleiben," fügte er fast befehlend hinzu. „Unter fremde Leute, die Ihrer Mühewaltung den armseligen Bissen Brod vorzählen, die Ihr gutes Herz benutzen, um Wuchergeschäfte damit zu treiben? Niemals! Haben Sie vergessen, daß Sie mir großmüthig mein Vermögen zurück erstatteten, welches Ihnen bereits gehörte? Sie theilen also nur, was Ihnen von Rechts wegen ganz zukäme, wenn Sie bei uns bleiben. Genug, Sie bleiben! Nicht wahr, Margarethe, wir werden schon Arbeit vollauf für Ihre unruhigen kleinen Hände ersinnen?"

Das Letzte hatte er in seiner bestrickend weichen Art gesprochen und ihr wie zum Vertrag die Hand hingestreckt.

Ohne daß Beide es bemerkten, trat hier das Hausmädchen Jette in's Gemach und blieb mit boshaftem Lächeln und brennender Neugier regungslos an der Thüre stehen.

„Denken Sie nicht an mich, nur an sich," flüsterte Margarethe, dankbar zu ihm aufschauend. Als er aber ihre Rechte mit der überzeugenden Würde, welche ihm in Momenten der Aussprache anhaftete, an seine Lippen führte, senkte sie verlegen die braunen Augen und eilte so schnell als möglich aus seiner Nähe.

Am anderen Morgen ward Jette zur Marktzeit von sämmtlichen Frauen, hohen und niederen Standes, um Nachrichten bestürmt. Ihre Worte wurden wie eben so viele Orakelsprüche aufgenommen und mit wahrem Heißhunger verschlungen. Allgemeine Enttäuschung und Ingrimm gegen die klettenartigen weiblichen Verwandten brachen sich Bahn neben der tiefen Mißachtung einer so unbegreiflichen männlichen Charakterschwäche.

„Ich denke nicht daran, mir diese drei Personen zu Tisch zu laden!“ rief die Bürgermeisterin. „Das fehlte gerade, daß wir vom Regen unter die Traufe kämen! Du sagst kein Wort zu ihm!“ rief sie ihren arglos nach dem Rathhaus wandelnden Ehegatten an. „Wenn er so viele Damen um sich hat, kann er unsere Gesellschaft entbehren!“

„Natürlich!“ höhnte die Apothekerin. „Er braucht uns nicht. Ich will's Ihnen auch sagen warum — aber leise!“

Sofort steckte ein Dutzend Damen athemlos ihre Hüte zusammen.

„Jette sagte mir soeben, daß der Amtsrichter eine Liebschaft mit dem jungen Mädchen unterhält!“

„Herr Gott!“ — Das kam unerwartet wie ein Donnerschlag, aber schmeckte dennoch so süß wie Honigseim. Einen Augenblick waren die Köpfe aus einander geprallt, aber noch schneller flogen sie wieder zusammen.

„Ja, das kann ich Sie versichern! Die alte Gelegenheitsmacherin, die Tante, hat sie gestern wieder allein gelassen, und als das Pärchen Jettens Gegenwart bemerkte, ist das junge Mädchen ganz verwirrt davongestürzt!“

Die Wissenschaft der Apothekerin war nicht sobald Gemeingut geworden, als sie auch schon von der engherzigsten Verleumdungssucht wie ein Drachenei ausgebrütet und großgezogen wurde. Unter der Assistenz unerschöpflicher Kaffeekannen und Bierkrüge, unter Blumenduft und Tabakrauch nahm der häßliche Schemen immer konsistentere Formen an, bis er zuletzt, ein wahrer Riesenbalg urtheilsloser Niedertracht, fix und fertig zur allgemeinen Ansicht hingestellt ward. Darnach hatte der Amtsrichter Meischick schon vor seiner Ehe die intime Bekanntschaft Margarethe Werner's gemacht und solche seiner Gattin verheimlicht. Die Stiftsdame, zornig darüber, daß ihrem Schützling diese gute Parthie entgangen, ruhte in der Folge nicht eher, als bis sie das leichtfertige Geschöpf der jungen Frau in's Haus hineingezwungen hatte. Jette versicherte, gehört zu haben, daß Irmengard die Aufnahme geradezu verweigerte, aber von dem gewissenlosen Gatten auf das Liebloseste dazu gezwungen worden war. Also betrogen von ihrem Gemahl und hintergangen von der unschuldsvollen Miene des jungen Mädchens fiel die beklagenswerthe Frau in Verzweiflung und wandte sich Schutz suchend an den Wüstling Freiberg. Dieser arbeitete gewissermaßen dem Amtsrichter in die Hände, als er jene Schlittenfahrt in's Werk setzte, denn während er selber Irmengard zu umstricken versuchte, gab er Meischick Gelegenheit, sich ungestört Margarethen zu widmen. Auf jenem Tanzfest nun hatte der unersättliche Frauenjäger es sich einfallen lassen, seine Blicke auch der Geliebten Meischick's zuzuwenden und dadurch erst den Haß des Amtsrichters entflammt. In

der darauf folgenden Nacht machte dieser gewissenlose Barbar seiner unglücklichen Gattin den Vorschlag einer Trennung, nachdem er ihr seinen Entschluß kund gethan, niemals von Margarethe lassen zu wollen. Daher die Flucht Irmengard's. Das Duell war vom Grafen Freiberg provocirt worden, nicht von dem Amtsrichter. Was dann folgte, war lediglich die Fortsetzung der alten Beziehungen geblieben, nur mit dem Unterschied, daß Meischick eine Liebschaft mit Margarethen bequemer fand, als eine legitime Verbindung, welche nach dem Vorgefallenen doch nur leere Form gewesen wäre ...

In diesem Tone bewegte sich die Unterhaltung einer stattlichen Gesellschaft im Kaffeegarten des Städtchens, als Meischick, vom Spaziergange ermüdet, durch die Hinterpforte desselben eintrat und, um einer lästigen Begrüßung zu entgehen, sich still und ungesehen in einer schattigen Laube niederließ.

Rastlos arbeiteten die Zungen nebenan weiter in dem allbeliebten Thema. Der Amtsrichter unterschied Stimmen und Worte deutlich genug, um seinen Ruheplatz zu verwünschen, als plötzlich sein Name, von den scharfen Lippen der Apothekerin genannt, an sein Ohr drang. Unfreiwillig lauschend ward er Zeuge der Ehrenkränkung, die Margarethe um seinetwillen erfuhr. Es überlief ihn heiß und kalt bei diesem widerlichen Gemisch von Bosheit und Unvernunft. Wie sollte er dagegen ankämpfen? Warum kam ihm erst jetzt der Gedanke, so manche wunderliche Anspielung auf diese schmutzige Quelle hinzuleiten?

Ein schallendes Gelächter riß ihn aus seinen Grübeleien.

„Das ist des Pudels Kern gewesen! Und wenn der gute Siemrich nicht —"

„Der sollte es doch wahrhaftig wissen können!" rief Mieckchens dröhnender Baß dazwischen. „Es ist komisch, daß die Gescheidten in solchen Fällen immer die Dümmsten sind!"

„Das sage ich ja eben!" demonstrirte die erste kreischende Stimme dagegen. „Wenn er seine Vernunft zu Hilfe genommen hätte, müßte er eingesehen haben, daß auf jeden Fall gereist werden mußte, mußte, verstehen Sie? Ganz gleich, wohin!"

„Natürlich! Solche langen Reisen sind manchmal sehr heilsam und nothwendig!" kicherte die Apothekerin. „Ein ganzes Jahr! Ei, das läßt man sich gefallen!"

„Und wie ich höre," sagte Mieckchen, ihre fetten Hände triumphirend zusammenschlagend, „soll das schöne Gretchen schon wieder fortgeschickt werden! Die gefällige Tante —"

Der Schluß dieses Satzes wurde von einem lärmenden Heiterkeitsausbruch übertönt, welcher dem Amtsrichter das Blut vor Empörung und Scham in die Wangen trieb.

Lautlos stand er auf und verließ den Garten. Als die Pforte desselben hinter ihm zufiel, riß das Geräusch ihn wie aus dumpfer Betäubung empor. Er blickte auf. Alles kam ihm plötzlich fremd vor, der schmale Wiesensteg, die verkümmerten Birken, der morsche Stacketenzaun an seiner Seite. Wenige Schritte eilte er hastig fort, dann blieb er abermals sinnend stehen und überlegte, ob er auch nur den Schatten eines solchen Verdachtes durch irgend eine Unvorsichtigkeit heraufbeschworen haben könnte.

Nein und abermals nein! Sein ganzes Verhalten Margarethe gegenüber war das Ergebniß dankbarer Anerkennung, er liebte sie wie eine Schwester. Und sie? Der Gedanke berührte ihn unbehaglich, daß sie ihm eine wärmere Neigung entgegenbringen könnte. Und dennoch, wie wohlthuend hatte schon der Ausdruck ihrer Freundschaft auf ihn gewirkt! Meischick schalt sich einen Undankbaren, einen Egoisten, zugleich durchfuhr ihn die Erinnerung an das soeben Vernommene wie ein schneidiges Schwert. Margarethe, die kindlich Reine, das Opfer ihrer Treue! Mit welcher Miene sollte er fortan unbefangen in ihr heiteres Antlitz schauen, wie die Hand noch zu berühren wagen, welche sich ihm vertrauensvoll, ahnungslos entgegen streckte? Konnte er Tante Käthe's hoheitsvolle Frauenwürde länger dem niedrigsten Argwohn aussetzen?

Er stampfte den Wiesengrund vor Ingrimm. Alles wieder zerstoben, vernichtet! Nicht durch Gewalt, sondern durch schleichende List, die wie ein giftiges Reptil im Finstern den Boden untergräbt. Und kein Ausweg, kein Mittel, den ungreifbaren Feind übler Nachrede mit Manneskraft zu überwinden! Ein Gefühl der Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Er kam sich angesichts seiner Ohnmacht zum ersten Mal bemitleidenswerth vor, und gegen diese Erniedrigung empörte sich sein stolzes Selbstbewußtsein. Unaufhaltsam eilte er jetzt vorwärts, ohne Zweck und Ziel, in den lichten Maientag hinein, nur um den inneren Sturm zu dämpfen. Aber immer gleichen Schritt hielt die mißtönende Mahnung: „Wie willst Du an Margarethe zurückgeben, was man ihr um Deinetwillen genommen hat?"

Langsam verglomm der letzte Streif des Abendrothes am Horizont, als Meischick erschöpft den Rückweg einschlug. Sein Entschluß war gefaßt, aber was ihn derselbe gekostet, las man in der Blässe seiner Züge, aus dem scharfen Zusammenpressen der Lippen, aus der hochfahrenden, schroffen Haltung, die ihn in Sittlingen nicht mehr verlassen sollte.

Einen Stich gab es ihm durch das Herz, als er plötzlich dicht vor sich Tante Käthe's hohe Gestalt neben Margarethe aus dem Gebüsch auftauchen sah. Ihr freudiger Zuruf verletzte ihn fast wie ein körperlicher Schmerz. Dennoch ging er Beiden ohne Verzug entgegen.

„Höre, lieber Neffe," sagte die Stiftsdame, „es ist nicht kameradschaftlich von Dir gehandelt, für den ganzen Nachmittag zu verschwinden und uns zugleich in Sorge und Neid zu versetzen. Ich hoffe, Du trägst keine weltumstürzenden Gedanken mit Dir herum und gestattest uns simplen Hausblümchen jetzt, Dich heim zu begleiten?"

Er lächelte gezwungen. „Wer weiß! Weltumstürzende Gedanken, nein, aber vielleicht doch umwälzende! Guten Abend, Margarethe!"

„Sie sind angegriffen vom weiten Gang?" sagte sie besorgt.

Wie sie jetzt vor ihm stand, treuherzig, liebevoll, makellos, überkam ihn eine tiefe Rührung. Jedes giftige Wort brannte ihm von Neuem in der Seele, so daß er den Blick unwillkürlich vor ihr zu Boden schlug.

Tante Käthe trieb zum Aufbruch. „Es wird kühl! Das ist nichts für Dich, Hans!"

„Du verzeihst, Tante,“ sagte er schnell gefaßt, „Margarethe wird mir heute ihren Arm geben!“ Ohne Zögern ergriff er ihre Hand, welche sie in wortlosem Staunen nicht einmal zurückzog, legte dieselbe fest in seinen Arm und schritt vollends der Stadt zu.

Vor dem Thore stießen alle Drei mit dem ganzen Damenschwarm aus dem Kaffeegarten zusammen. Das war ein Anstoßen und Augenzwinkern, Raunen und Erstaunen! Auf solchen Anblick war Niemand gefaßt gewesen. Der kalte Gruß von Seiten des Amtsrichters, das zum Mitleid neigende Lächeln Tante Käthe's blieben unbeachtet, nur Margarethens heiße Röthe, die ihr selbst ganz unerklärlich dünkte, fesselte die liebevolle Aufmerksamkeit des ewig Weiblichen. —

Zu Hause angekommen, begab sich Meischick ohne Verzug in das Wohnzimmer seiner Tante und offenbarte mit überzeugender Kürze die Absicht, um Margarethens Hand werben zu wollen. Mochte er auch den wahren Grund seiner Werbung verhehlen, Tante Käthe's Scharfsinn ließ ihn sich nicht unterschlagen, wenn sie auch feinfühlig darüber schwieg. Sie war ebenso aufrichtig überrascht von dieser neuen Wendung der Dinge, als bekümmert um deren Ausgang, und verschwieg ihrem Neffen keineswegs, daß sie ihn für einen der am schwersten zu befriedigenden Ehemänner halte.

„Du sagst, Dein Entschluß sei unwiderruflich, ich will es glauben, aber ich fürchte, daß Du selbst nicht immer an diese Unwiderruflichkeit glauben wirst. Du behauptest, für Deinen guten Willen einstehen zu können, aber wer

steht Dir dafür, daß der jetzige Zustand Deines Herzens derselbe bleiben wird? Daß Margarethe glücklich bleibt, wird weniger Dein Verdienst sein, als das ihre, denn Du liebst sie nicht; sie aber wird ihre dunklen Gefühle sehr schnell erkennen lernen, sobald Du Dir die Mühe gegeben hast, dieselben einmal hervorzulocken."

„Meinst Du, ich könnte je an Unbeständigkeit kränkeln?" fragte er vorwurfsvoll.

„Mein lieber Neffe, dieses Je und Nie und Ewig sind, schlecht genommen, Selbstbetrügereien! Im besten Fall kannst Du für Deine Selbstbeherrschung einstehen, für Deine Empfindungen nie, und diese wechseln bekanntlich, wie unsere Herzschläge und Farbe und Stimme wechseln. Du mußt Dich nicht selbst zum Ideal hinaufschrauben wollen und Anderen das gleiche Wagniß zumuthen. Margarethe ist eher das Gegentheil eines Ideals. Sie wird Dich ergänzen mit ihrer Realität, vielleicht auch — und hier liegt meine Befürchtung — übersättigen damit. Hohe und höchste Töne wirst Du nie mit ihr anschlagen können!"

„Um Gottes willen, Tante Käthe," rief er heftig aufspringend, „für welchen Narren hältst Du mich! Meinst Du, ich habe ein ganzes Jahr Margarethens Charakter studirt, um solch' thörichte Ansprüche an sie zu stellen? So wie sie ist, schätze ich Margarethe, meine Werbung ist der höchste Beweis davon. Und wenn Du alle anderen Triebe beweglich nennst — ich thue es nicht und entschuldige es nie — Dankbarkeit und Pflichtgefühl sind unverrückbar. Diese wird sie unveräußerlich bei mir finden."

„Trotz alledem," sagte die Stiftsdame bedenklich, „bietet mir Dein jetziger Seelenzustand geringe Garantien. Körperliches Leid verklärt bei Menschen von Deinen Anlagen den Geist, gewöhnliche Naturen dagegen drückt es bis zum Stumpfsinn herab. Alle Märtyrer geben hievon Zeugniß. Nun also, so siehst auch Du gewisse Dinge in einem Lichte, welches späterhin bei normalem Körperzustand bedeutend abgeschwächt scheinen könnte. Warte ein Jahr!"

Der Amtsrichter, welchem die Wahrheit des Gesagten einleuchtend genug war, schüttelte ernst das Haupt. „Gewisse Dinge vertragen keinen Aufschub. Nicht der Schnellhandelnde, sondern der Zögernde ist in diesem Fall der Unbesonnene. Als Du mir damals Margarethe anvertrautest, geschah dies unter der Bedingung, über ihre Ehre zu wachen wie ein Vater. Ich thue es jetzt, Tante Käthe. Du hast nur eine Wahl, ich nur eine Pflicht. Was ich Dir damals versprach und halten kann," fuhr er mit scharfer Betonung fort, „wiederhole ich heute: ich will über Margarethens Glück und Wohl wachen wie ein Mann, der in ihr nicht das Weib seines Herzens, aber den Genius seines Lebens verehrt. Kannst Du es darauf hin wagen?"

Sie sah ihm lange forschend in die Augen, dann reichte sie ihm ihre Hand. „Ja! Obwohl ich wünschen möchte, daß Margarethe Dein Haus nie betreten hätte!"

„Dergleichen Reflexionen sind der Ballast unseres Denkvermögens," sagte er abbrechend.

„Wann willst Du mit Margarethe sprechen?"

Meischick sann flüchtig nach. „Thue Du es für mich,

Tante Käthe, es wird besser sein. Laß meine Worte das Siegel unter einen schon aufgesetzten Vertrag werden. Ich brauche Dich nicht zu bitten, in Margarethens Heiligthum schonend einzudringen. Sie allein unter uns hat freie Entscheidung, ihr erster Impuls ist der bestimmende!" Er drückte ihr noch einmal herzlich die Hand und entfernte sich.

Tante Käthe ergriff unverzüglich die Glockenschnur und läutete.

Margarethe eilte dienstfertig herbei. „Soll ich Licht anzünden, Tantchen?"

„Nein, Kind, wir wollen ein Dämmerstündchen feiern! So, ich am Fenster und Du auf Deinem Lieblingsplatz zu meinen Füßen. Warum zögerst Du, Kleine?"

Sie seufzte. „Ach, Tantchen, mir ahnt, was Deine Herzensgüte so liebevoll zu umhüllen wünscht! Laß mich erst Muth fassen!"

„Gretchen, was fällt Dir ein! Meinst Du, ich wollte Dich wieder in die Fremde schicken?"

„Ja, ja!" rief das junge Mädchen, sich zu ihren Füßen niedersetzend und beide Hände, wie gewohnt, auf Tante Käthe's Schoß faltend.

„Närrchen, das Gegentheil beschäftigt mich!"

„O wirklich! Sieh, schon der bloße Gedanke, von Euch zu scheiden, macht mich unendlich traurig!"

„Mein Neffe schätzt Dich hoch. Er sprach erst soeben mit mir darüber und drückte den Wunsch aus, Dich seinem Hause für immer zu verbinden. Dagegen streitet nun allerdings Deine Berechtigung, Dir einstens einen eigenen Herd zu begründen."

„Nie, Tantchen, wenn ich hier bleiben darf!“ sagte sie, Tante Käthe's Rechte küssend.

„Aber, Kind, Du wirst doch auch schon an eine eheliche Verbindung gedacht haben, wie es jedes Mädchen Deines Alters thut! Sei einmal ganz aufrichtig, Margarethe, es liegt mir viel daran! Willst Du?“

„Wie immer, Tantchen, wenn wir ganz unbelauscht sind,“ flüsterte sie.

„Gut! Hast Du Dich schon einmal für einen Mann interessirt?“

„Ja, Tantchen, vor Jahren. Als ich noch ein ganz junges, dummes Backfischlein war, gefiel mir Jemand sehr gut!“

„Und wer war denn dieser Bevorzugte?“ fragte Tante Käthe in der Absicht, durch einige harmlose Nebenfragen unmerkbar zum Ziele zu gelangen. „Vielleicht wohl gar ein Prinz?“

„O nein,“ rief Margarethe eifrig, obwohl nicht frei von Verlegenheit, „an solche Märchendinge habe ich nie geglaubt! Du kennst den Mann ganz gut, Tante Käthe — ach, es ist ja Thorheit, daß ich es überhaupt erwähnte!“ unterbrach sie sich, über und über erröthend.

Tante Käthe schwieg einen Moment auf's Aeußerste betroffen. Dann beugte sie sich tiefer zu dem jungen Mädchen nieder und fragte leise, aber sehr bestimmt: „Mein Neffe, Hans Meischick?“

Gretchen nickte. „Wir schwärmten damals Alle für ihn, weil er uns so ritterlich und interessant dünkte!“

„Was ich höre! Und hat mein Neffe diese stille Ver-

ehrung nie bemerkt, nie, Margarethe? Besinne Dich! Nie, so lange Du bei ihm weilst?"

„Was glaubst Du!" rief Margarethe, wieder erheitert aufschauend. „Bin ich doch ein verständiges Mädchen geworden! Wie würde ich es gewagt haben, ihm mit meiner Bewunderung lästig zu fallen, für so unbescheiden wirst Du mich hoffentlich nicht gehalten haben, Tante Käthe! Das mußt Du mir auf der Stelle versichern, sonst müßte ich mich ja vor dem Herrn Amtsrichter schämen!"

„Nein, mein Herzenskind!" rief Tante Käthe voll inniger Freude, ihren Liebling fest in die Arme schließend. „Das aber weiß ich nun: Du bist meinem Neffen herzlich zugethan — zu seiner großen Freude! Sieh, er hat mich beauftragt, den Zustand Deines Herzens zu erforschen, um Dir die Bitte nahe zu legen, seine Gattin —"

Margarethe stieß einen Schrei aus und sprang empor, ebenso schnell aber sank sie wieder zu Tante Käthe's Füßen nieder und drückte ihr heißes Antlitz in deren Schoß.

„Du brauchst nicht zu erschrecken, Kind!" beruhigte sie die Stiftsdame, selbst tief bewegt. „Ich habe nur hinzuzufügen, daß er mir sein Wort gegeben hat, Dich treu durch's Leben zu führen. Von seinem Herzen — Du kennst dessen frische Wunde — darfst Du vorderhand keine Leidenschaft erwarten. Stille, innige Zuneigung, mein Liebling, ist zuweilen ein besserer Anfang für die Ehe, als stürmische Hingebung. Wirst Du damit zufrieden sein können und bleiben?"

„O, so sehr, Tantchen!" flüsterte sie unter Thränen des Glückes. „Ich will Alles aufbieten, ihn sein Unglück

vergessen zu machen, und je mehr mir das gelingt, desto glücklicher werde ich sein!"

„Nun will ich Licht holen!" sagte Tante Käthe sich entfernend.

Margarethe, von dankbaren Empfindungen überwältigt, eilte mit gefalteten Händen zum Fenster und sandte ein heißes Gebet zu den mondbeglänzten Wolken empor. Eine süße, wohlthuende Ruhe durchdrang ihre Seele, sie hatte die Wonne des alleinigen Besitzes ebenso schnell empfunden als begriffen. Da stritt kein Jauchzen in ihr mit bangem Zagen, kein Triumphgefühl mit namenlosem Sehnen; der Wunsch, dem theuren Mann zu dienen, ihn mit Aufbietung aller Seelenkraft von der eigenen Zuneigung zu überzeugen, herrschte unbestritten, ausschließlich in Margarethens Brust. Deshalb konnte sie, als Hans Meischick plötzlich neben ihr stand, wohl leise erbeben, aber dennoch frei zu ihm aufsehen.

Er reichte ihr die Hand. „Margarethe, möchtest Du an meiner Seite glücklich werden, so glücklich, wie ich es aus bester Ueberzeugung erhoffe?"

Sie nickte. „Ich weiß, daß ich es sein muß, so lange ich Dich lieben darf!"

Er sah hinauf zu den mattflimmernden Sternen. Da durchzuckte ihn plötzlich die schmerzlich-süße Erinnerung jener Stunde, wo er ähnlich und doch, ach, wie unendlich anders zu einem liebreizenden Kinde gesprochen und unter Wonneschauern ihr den Brautkuß auf die zitternden Lippen gedrückt. Es überkam ihn etwas wie Entsetzen vor sich selber; fast hätte er Margarethens Hand fahren lassen.

Aber die Vision schwand, als Tante Käthe jetzt mit Licht eintrat. „Du blendest uns!“ sagte er, die Augen leicht bedeckend ...

Wenige Wochen später fand die kirchliche Einsegnung des Paares in aller Stille statt. Tante Käthe, erfreut, daß die Umstände ihr eine endliche Heimreise vergönnten, hatte beschlossen, sofort nach der Trauung Sittlingen zu verlassen, da der Amtsrichter einer Hochzeitsreise nicht Erwähnung gethan.

Margarethe bewegte sich voll froher Hoffnung in den Räumen, welche nun bald ihr dauerndes Heim werden sollten, für Alle sorgend, nie an sich selbst denkend. Daß Meischick öfter denn zuvor die Einsamkeit aufsuchte, bekümmerte ihre Seele nicht, war er doch, wenn er zurückkehrte, stets freundlich, ja heiter bemüht, jeden Wunsch von ihren Lippen zu lesen. An Irmengard dachte Margarethe nie, deshalb fürchtete sie die Erinnerung an diese auch nicht für den geliebten Mann. Stillselig ließ sie sich den blühenden Myrtenkranz von Tante Käthe's treuen Händen auf das Haupt drücken; in ihre Thränen mischte sich kein anderer Wermuthstropfen als der Schmerz über die bevorstehende Trennung von dieser verehrten Frau.

„Bleibe nur Du selbst,“ sagte Tante Käthe, bevor der Amtsrichter seine Braut abzuholen kam, und küßte Gretchen's klare Stirn, „denn darin liegt die Gewähr Deines Glückes. Denke stets daran, mein Kind!“

„Ich will es, weil es ihm gefällt,“ hauchte sie, unter dem Blick des eintretenden Geliebten erröthend.

Als die Stunde des Abschieds nahte, zog sich der

Amtsrichter in ein angrenzendes Gemach zurück, um beiden Frauen eine letzte ungestörte Aussprache zu ermöglichen. Er fühlte sich abgespannt. Die Stille rings umher that ihm wohl. Den Kopf in die Hand gestützt, ließ er das monotone Ticken der Wanduhr wie ein einschläferndes Narkotikum auf sich wirken. Seine Gedanken weilten in der Gegenwart. Alles war geordnet. Ruhig und behaglich glitt sein Lebensschiff fortan auf geebneten Wogen dahin. Quälende Wünsche, Zweifel und Enttäuschung konnten ihn nicht mehr erreichen, dafür bot Margarethens Temperament die ausreichendste Bürgschaft. Seiner Absicht, Sittlingen im Laufe dieses Jahres noch zu verlassen, stellten sich keinerlei Schwierigkeiten in den Weg, um so weniger, als die Wahl des neuen Aufenthaltsortes ihm gleichgiltig war.

„So wäre denn das Ziel meiner Bestrebungen erreicht,“ sprach Meischick bei sich, „gute Kameradschaft in der Ehe, wo jede Partei in der richtigen Erkenntniß ihrer Fähigkeiten der anderen bereitwillig eine Superiorität zugesteht. Das wahre Glück des Lebens ist Frieden, ist Ruhe, stiller Genuß reueloser Freuden. Das Ringen nach Besitz, sei es in der Liebe, sei es um materielle Güter, trägt immer etwas von der rohen Wuth des Hirsches an sich, viel von der Unverschämtheit des Plebejers im Straßenkampf, am wenigsten von dem berechtigten Selbstbewußtsein eines höheren sittlichen Werthes. Wie eine Sache gewonnen ward, zeigt sich in ihrem Genusse. Was Leidenschaft zusammenführte, reißt Leidenschaft auseinander, die durch Kriecherei eroberte Position kann nur durch Schweifwedelei

erhalten werden, Gewalt erfordert Grausamkeit, und wer durch Hinterpforten sich eingedrängt hat, wird sein Leben lang nur durch Hinterpforten aus und ein gehen können. Jeder Mensch wandelt zu Zeiten durch unmoralische Anwandlungen wie durch frischgestrichene Thüren; so lange er strikte geradeaus geht, wird er keinen Schaden erleiden, dagegen die kleinste Biegung nach rechts oder links wird ihn häßlich zeichnen. Aber wer fragt danach in unserem Jahrhundert?" Ein eigenthümliches Frösteln unterbrach die philosophische Betrachtung des Amtsrichters. Er lächelte: „Das sind Gedanken am Hochzeitstage!" Er kam sich inkonsequent vor, daß er darüber erstaunt sein konnte; der Gipfel leidenschaftsloser Zuneigung war ja nunmehr erreicht.

Durch die geschlossene Portière des Nebenzimmers drang kein Stimmenwechsel mehr, kein Flüsterlaut. Meischick wollte aufspringen und hinein gehen, aber unwiderstehlich gefesselt blieb er in der nämlichen Stellung sitzen. Eine Melodie drang plötzlich an sein Ohr — wer sie sang oder spielte, daran dachte er jetzt nicht, aber er erkannte diese Töne wieder. Wie mit Zaubergewalt führten sie in seiner Erinnerung den Augenblick zurück, wo Irmengard, halb lachend, halb weinend, dem trauernden Oheim dasselbe Lied zum Abschied vorgesungen. Wie hieß es doch? Die Worte fielen ihm nicht ein, aber er wußte, daß diese Töne ihm damals auch im Herzen nachgeklungen, als er glückerfüllt den Myrtenkranz von Irma's blondem Haupte hob. Damals und jetzt —!

Ein kurzes, heftiges Zittern des ganzen Körpers löste

den Bann. Meischick richtete sich langsam auf und dehnte seine Glieder, als müsse er drückende Lasten abwälzen. Festen Schrittes betrat er das angrenzende Gemach.

Margarethe kniete still zu Tante Käthe's Füßen. Er rief ihren Namen. Augenblicklich sprang sie empor und eilte an seine Brust.

Als Beide sich nach der Stiftsdame umschauten, war Tante Käthe verschwunden. Unter lustigem Schmettern des Posthorns fuhr sie zum Thore hinaus.

12.

Der November ist in der Residenz kein angenehmerer Monat als in einem Binnenstädtchen. Auch das beste Trottoir wird schlüpfrig wie der holprigste Bürgersteig, die Rinnsteine gurgeln überall das nämliche Klagelied, und hier wie dort schütten bleigraue Wolken ihren unerquicklichen Vorrath von wässerigen Schneeflocken und schneeigen Regentropfen durch eine nebelschwere Atmosphäre nieder.

Es dunkelte bereits. Gasflammen tauchten in langen Reihen zwischen den schwebenden Dünsten auf, rothe, verschwommene Lichtpunkte, welche in den wogenden Nebelmassen hin und her zu tanzen schienen. Zuweilen übertönte das athemlose Lärmen und Rasseln in den Straßen, das Pfeifen und Läuten, Stampfen und Jagen ein gellender Windstoß. Heftigere Schauer wirbelten ihm nach. Drunten auf dem Erdboden in Wasser zerfließend, klammerte sich die Feuchtigkeit desto fester an die strahlenden Schaufenster und verhüllte sie mit tropfenden, undurchsichtigen Schleiern.

Vor einem der besuchtesten Kaffeehäuser entstand an jenem Spätnachmittag ein kleines Gedränge von durchkälteten und durchnäßten Residenzlern, welche hier bei heißem Belebungstrank die Misèren des Novemberwetters von sich abzuschütteln gedachten. Ein Herr, in Pelz gehüllt, den Hut fest auf sein Haupt gedrückt, befand sich unter den Einlaßbegehrenden. Das volle, blühende Antlitz überschaute mißtrauisch die bereits dicht gefüllten Räume, welche wenig Hoffnung auf ein ungestörtes Ruheplätzchen boten, und soeben wollte er sich mit klingender Ueberredungskunst an einen der aufwartenden Kellner wenden, als ein junger Mann hinter seinem Ecktisch aufsprang und ihm lebhaft entgegeneilte.

„Herr Justizrath — welch' angenehmer Zufall!"

Der Angeredete hob gemächlich sein Augenglas von der Nase und entfernte die daran haftenden Tropfen, dann setzte er es wieder auf und fixirte den Sprecher flüchtig. „Sie hier, Graf Freiberg? Seien Sie willkommen bei dieser verwünschten Witterung und inmitten dieses kribbelnden Ameisenhaufens! Wo haben Sie Ihren Standpunkt gewählt?"

„Drüben am Fenster! Ein bequemer Platz für die Unterhaltung — theilen wir ihn!" Freiberg entzog dem Justizrath seine Hand und schritt zu dem bezeichneten Tisch, während Dreysing sich mit Hilfe des Kellners zuerst seines Pelzes entledigte und dann zwischen Tischen und Stühlen sich hindurchwindend ihm nachfolgte.

Als sei dies die wichtigste Sache von der Welt, erprobte er schweigend die Güte des ihm gereichten Kaffee's,

that noch ein zweites Stück Zucker hinein, kostete abermals und begann endlich mit der Miene des Kenners den vortrefflichen Mokka langsam zu schlürfen.

Der Graf saß ihm gegenüber voll gespannter Erwartung, ungeduldig und bewegt von quälenden Fragen.

„Noch eine Portion, Kellner! Und einen Benediktiner! Diesen Gang durch die Straßen spüre ich bis in das Mark meiner Knochen," meinte der Justizrath nach einer Weile. „Sie sehen übrigens nicht ganz so frisch aus, wie vor einigen Jahren, Graf Freiberg!"

„Ich habe lange an meinem Arm herumkuriren müssen," erwiederte der junge Mann schnell, „und doch ist er halb steif geblieben. Sehen Sie! Die berühmtesten Aerzte sind mit ihrer Kunst daran gescheitert. Woher kommen Sie, Herr Justizrath?"

„Aus Brüssel. Warum?"

„Warum?" rief der Graf mit schmerzlichem Vorwurf. „Sie fragen noch?" Er beugte sich tiefer über den Tisch. „Wo ist Irmengard?"

Dreysing schob seinen Stuhl zurück und zwinkerte forschend mit den Augen. „Soll das Scherz sein oder Ernst?"

„Heiliger Ernst! Sagen Sie mir um Gottes willen, Herr Justizrath, wo ist Irmengard! Unter den Lebenden kann ich sie nicht finden, unter den Todten —" er brach hastig ab. „Gleich nach jenem Ereigniß damals erhielt ich, wie Sie ja bereits wissen, einige Zeilen von Irma's Hand, in welchen sie auf unbestimmte Zeit Abschied von mir nahm. Seitdem hörten unsere Beziehungen zu einander auf. Was habe ich gelitten in diesen Jahren!"

Dreyßing klopfte die Asche von seiner Cigarre ab. „Ich bin im vorigen Herbst in's Privatleben zurückgetreten."

„Ich weiß, ich weiß, mein Vater hat mir davon geschrieben. Als ich Ihnen damals in Sittlingen Lebewohl sagte, glaubte ich bestimmt, Sie bei meiner Rückkehr dort wiederzufinden. Es war nicht der Fall. Diese große Enttäuschung verdarb meine erste Kur vollständig."

„Das bedaure ich aufrichtig!"

„Lassen Sie doch den förmlichen Ton gegen mich fallen," sagte Freiberg halb bittend, halb verletzt. „Ich bedaure nichts, gar nichts, als den unglückseligen Entschluß der theuren Frau, sich vor mir zu verbergen. Ich hatte das Recht als Mensch und Cavalier, sie vor brutalen Uebergriffen ihres Gatten zu schützen. Das Leben und die Gesundheit dieses Mannes wiegen noch heute bei mir nicht einen Seufzer der geliebten Frau auf."

„Was wünschen Sie von mir also zu hören?" fragte Dreyßing, sichtlich unangenehm berührt von dieser Wendung. „Die Scheidung ist regelrecht erfolgt."

Des Grafen Stirne färbte sich höher. „Wo weilt Irmengard?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte er achselzuckend.

„Das heißt, Sie wollen es nicht wissen!"

„Wäre dies der Fall, könnte ich es ja ohne Winkelzüge eingestehen. Nein, ich weiß es leider nicht. Meine Spuren haben mich getäuscht, die letzte, sicherste verlief gleichfalls im Sande, sie eben führte mich nach Brüssel."

„Mir sind die Hände durch eine schwere Krankheit meines Vaters lange Zeit gebunden gewesen," unterbrach

ihn Freiberg eifrig. „Außerdem hoffte ich immer, das Geheimniß müsse sich endlich von selbst entschleiern. Während des ersten Jahres unterhielt ich mit dem Verwalter von Kronthal Beziehungen, er war ja in die Sache eingeweiht; seit aber ein Fremder in seine Stelle eingerückt ist und mein Widerwille gegen das elende Nest Sittlingen eher zu- als abgenommen hat, stehe ich außer aller Verbindung."

„Haben Sie Ihr Domizil jetzt in der Residenz aufgeschlagen?" fragte Dreysing nach kurzer Pause.

„Für diesen Winter, ja," versetzte Freiberg. Dann, wie sich plötzlich auf etwas besinnend, fragte er hastig: „Stehen Sie mit Meischick in Korrespondenz?"

„Nein, aus dem einfachen Grunde, weil er niemals mit mir korrespondirt haben würde über das, was seine Herzensangelegenheiten betrifft. Und sonst verknüpfen uns keinerlei Interessen."

„Wenn ich hoffen dürfte," flüsterte der Graf, leidenschaftlich seine Hand auf Dreysing's Arm pressend, „daß meine Abneigung gegen diesen Mann auch in Ihrer Seele Wurzel treiben könnte, ich würde glücklich sein!"

„Wenn man, wie Sie es gethan, einem rechtschaffenen Mann schwere Kränkung zugefügt hat, so ist das kein Grund, Proselytenmacherei mit seinem Haß zu treiben," sagte Dreysing ablehnend. „Kommen Sie einmal in die gleiche Lage und sehen Sie zu, ob Sie eine Korrektur Ihres ehelichen Verhaltens von Seiten eines romantischen Jünglings nicht ahnden werden. Darüber kein Wort, Herr Graf! Ich will vor meinem Gewissen nicht in die

Lage kommen, Sie zu beklagen, obwohl Sie als Unfriedenstifter dem Verhängniß gewissermaßen ebenfalls verfielen."

„Ich sage Ihnen, daß der Gedanke, Irmengard könnte elend und in Kümmerniß leben um meinetwillen, mir, so oft er mich faßt, den Verstand rauben will," murmelte Freiberg, sein schönes Antlitz beschattend. „Sie hat an mir nicht recht gehandelt. Tag und Nacht glaubte ich oft ihren Hilferuf zu vernehmen. Ich leide mehr, das schwöre ich Ihnen, als Meischick je um sie gelitten hat."

„Die kleine Frau hat eine Energie in sich, um welche mancher Mann sie beneiden könnte. Daß ich's nur gestehe, jene fatale Geschichte damals und sodann eine gewisse Verantwortung, welche meine Bekanntschaft mit Ihnen mir auferlegte, verleideten mir den Aufenthalt in Sittlingen vollständig, daß ich mich schließlich zu persönlichen Nachforschungen bequemte. Jener sächsische Rechtsanwalt, welcher die Scheidung in Irma's Auftrag vermittelte, war leider so gründlich von ihr instruirt worden, daß nicht das Mindeste aus ihm herauszulocken war. In Dresden ist sie gewesen, so viel steht fest. In Leipzig möglicherweise. Ohne Hilfe der Behörden werden wir ihren Aufenthalt vermuthlich nie entdecken, und zu deren Inanspruchnahme ist keine Veranlassung geboten. Vielleicht hat sie längst an der Seite eines anderen Mannes Glück und Frieden gefunden."

Freiberg schob seine Tasse so heftig von sich, daß sie zu Boden fiel und in Scherben zerbrach. „Alles, nur das nicht!"

Der Justizrath stieß gemächlich blaue Rauchwölkchen in die Luft und blickte den Grafen an wie Jemand, dem

er nicht völlig traute. „Alles? Hat Ihr Herr Vater Kenntniß von dieser Sache genommen?"

„Wozu diese Frage?" fuhr der Graf auf.

„Sie werden die Familienstatuten nicht so ohne Weiteres umgehen können, meine ich," versetzte Dreysing ruhig.

„Wäre ich jetzt Hans Meischick," lachte Freiberg mit schmerzlichem Spott, „so würde ich diesen Eingriff in meine Naturrechte mit schneidiger Waffe abwehren, so aber gebe ich Ihnen die Versicherung, daß in dem Augenblick, wo Irmengard sich an mein Herz lehnen will, alle äußeren Schwierigkeiten wie Spreu zerstieben werden. Meine Verpflichtungen dieser Frau gegenüber wiegen schwerer als alle angeborenen Rechte!"

„Ah, gut so," nickte Dreysing, ihn voll Interesse betrachtend. „Das war wie ein rechter Mann gesprochen! Jetzt heißt es nur, den trotzigen Flüchtling einfangen. Ich stelle mich Ihnen zur Verfügung. Nachdem ich in der halben bekannten Welt Umschau gehalten, beabsichtige ich, den Rest meines Lebens hier zuzubringen. Was haben Sie heute Abend vor?"

„Nichts!" sagte Freiberg zerstreut.

„Ich auch nicht. Es wird schwül hier, gehen wir."

„Wohin?"

„Auf's Gerathewohl vorläufig."

„Was," fragte der junge Mann, sich gleichfalls erhebend, „ist aus dem Mädchen geworden, welches damals bei Meischicks lebte?"

„Weiß ich nicht! Sie war mir immer unsympathisch, selbst als barmherzige Samariterin. Hätten Sie dagegen

ihre Protektorin, die Stiftsdame v. Langen, kennen gelernt, so würden Sie eine der interessantesten, gescheidtesten Frauen in ihr bewundert haben. Das ist noch reine, unverfälschte Rasse. Kellner, zahlen!"

Nachdem dies Geschäft erledigt war, verließen Beide das Kaffeehaus und schritten in die dunkle Nacht hinein. Es hatte aufgehört zu stürmen, dafür war die Temperatur erheblich gesunken und statt des Schlackerschnee's schwebten nunmehr dichte Flocken lautlos zur Erde herab.

„Was haben wir denn hier?" fragte Dreysing, vor dem weitgeöffneten Portal eines Gebäudes stehen bleibend, in welches zahlreiche vermummte Gestalten hineinströmten, deren Kopfbedeckungen meist auf das weibliche Geschlecht hinwiesen. „Sahen Sie die wüthenden Blicke jener Riesendame? Die galten uns ohne Zweifel! Da, hören Sie, ich glaube, man nannte das Wort Verbrecher."

„Was wird's sein!" erwiederte Freiberg ungeduldig. „Ein Ballhaus oder dergleichen."

„Na, hören Sie 'mal, wenn die Tänzerinnen, welche binnen zwei Minuten an uns vorüber hüpften, nicht zusammen ein Jahrtausend zählen, so will ich mit jener ehrsamen Hünin, welche uns mit so liebreichen Blicken durchbohrte, den ersten Galop tanzen. Die hiesige Männerwelt scheint selbst im Ballsaal einem mittelalterlichen Geschmack zu huldigen, und es kommt mir vor, als mache sich, wie überall, so auch hier eine Ueberproduktion an Fleisch und Knochen bemerkbar."

„Es ist wahr, junge Gesichter sind kaum darunter," lächelte der Graf, von dem Eifer seines Gefährten be-

lustigt. „Aber wenn wir noch länger hier stehen bleiben, könnte man uns schließlich für Schneemänner halten und nasenstübern. Kommen Sie doch!"

„Gleich! Halten Sie diese etwa auch für eine Terpsichore?" fragte Dreysing, auf eine Erscheinung deutend, deren Physiognomie nach der Lehre, daß jedes menschliche Gesicht Aehnlichkeit mit irgend einem Thiere habe, ohne Zweifel einem Raubvogel glich, und welche jetzt mit wahrhaft männermordender Verachtung an den beiden Herren vorüber in's Haus schritt. „Nun, was gibt's, mein Freund?" wandte er sich an einen Mann, der ihm sowohl als Freiberg ein Billet sanft aber nachdrücklich in die Hand zu schieben suchte. „Was sollen wir damit?"

„Hören sich die Herren doch droben den Vortrag des berühmten Doktor Fowder an. Er spricht nur für das ganz gebildete Publikum."

„Daraufhin könnten wir es wagen, hoffe ich, trotz aller Bescheidenheit. Und darf man nicht wissen, um welches längst und tief empfundene Bedürfniß es sich in diesem Falle handelt?"

„Der amerikanische Herr Doktor spricht heute über die Frauenfrage."

„Ah so, daher dieses kennzeichnende Sortiment Zuhörer! Merken Sie etwas, Graf Freiberg? Nun, wir danken Ihnen, mein Freund! Welcher Weg führt denn zur Garderobe?"

„Wollen Sie im Ernst daran denken?" fragte der Graf unlustig.

„Warum nicht? Ich an Ihrer Stelle ließe mich nicht

zweimal auffordern, meine Weltanschauung um einige Dogmen zu bereichern. Wie ist's?"

„Nun, meinetwegen, da ich für jetzt doch nichts Besseres vorhabe! Zuletzt wird es Einem fast gleichgiltig, wie man die Zeit des Wartens hinbringt. Gehen wir also!"

Von einer Fluthwelle zuströmenden Publikums getragen, betraten Beide den glänzend erleuchteten, angenehm durchwärmten Saal, dessen Sitzplätze fast vollzählig in Beschlag genommen waren. Nur noch einige hintere Stühle an den Langseiten und in den beiden Logen standen leer. Alle Hörerinnen drängten sich so nahe wie möglich jenem überseeischen Stern entgegen, welcher binnen weniger Minuten durch die Kraft seiner Rede schmerzhafte Ketten brechen wollte, während die männliche Minorität im Bewußtsein der zu erwartenden moralischen Niederlage sich thunlichst nach dem Ausgange zum Restaurationslokal zurückzog. Es gehörte eine nicht zu unterschätzende Tapferkeit dazu, sich als ungedeckte Zielscheibe dem schweren Geschütz höhnischer und stechender Blicke auszusetzen, während schadenfrohe und verächtliche Bemerkungen wie leicht gefiederte Pfeile im Saale umherschwirrten.

Dreysing und Freiberg waren gefeiet genug gegen solche Waffen, um sich bis in die Nähe des Rednersitzes vorzudrängen, und selbst ein wahres Kartätschfeuer mißliebiger Andeutungen vermochte ihre sichere Position nicht zu erschüttern.

„Doktor Fowder's neues Evangelium scheint auch nur für die Armen und Zurückgesetzten erfunden zu sein," lachte

der Justizrath, die Anwesenden musternd. „Junge und hübsche Weibchen brauchen weder Ermahnung noch Zuspruch, sie herrschen absolut in der Welt. Das wissen die kleinen Schelme nur zu gut! Da sehen Sie einmal, Herr Graf, die Rothblonde in der ersten Reihe! Pikante, üppige Erscheinung, wie?“

Der Eintritt des Vortragenden überhob Freiberg der Antwort.

Sogleich brach ein donnernder Applaus, untermischt mit begeisterten Zurufen im weiblichen Auditorium los, welchen Doktor Fowder mit den üblichen drei Verneigungen in Empfang nahm.

Seine persönliche Erscheinung war die eines gebildeten Mannes, groß, schlank, mit etwas nach vorn geneigter Haltung. Den Kopf trug er je nach den Verhältnissen, als Triumphator stolz emporgerichtet, oder bedeutsam gesenkt wie ein Arzt, welcher über das Leiden eines theuren Patienten nachsinnt und die richtige Heilmethode soeben gefunden hat. Nichts konnte wechselnder sein, als der Blick seines grauen Auges, dem bald etwas katzenartig Lauerndes, bald taubenhaft Harmloses, bald flammend Begeistertes zu Grunde lag. Den ausgesprochen sinnlichen Schnitt seines Mundes wußte Doktor Fowder mit einem resignirten Lächeln meistens geschickt zu verhüllen, wie er denn überhaupt jene Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln entwickelte, die alle seelischen Empfindungen, unwahre und wahre, je nach Bedürfniß, zur Schau stellt.

Nachdem seine Verehrerinnen sich etwas beruhigt hatten, nahm der Gefeierte den Sitz hinter dem Tische ein, dabei

glitt sein Auge schnell aber scharf zu Dreysing und Freiberg hinüber.

„Ein unangenehmer Patron!“ raunte der Graf.

„Ein bewußter Komödiant! Passen Sie auf!“ gab der Justizrath zurück.

Dem Vortrag zu Grunde lag das Wort Mephisto's: „Vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider! nie die Frage.“

Von der Behauptung ausgehend, daß sich in der gesammten Zoologie kein Beispiel aufbringen ließe, wonach das weibliche Thier dem männlichen willenlos unterstellt sei, ja, eigens dazu geboren werde, jenem Dienst und Gehorsam zu leisten, auch durch kein Naturgesetz verpflichtet sei, sich gleichartiger Lebenstriebe zu begeben und neben dem Geschlechtsunterschied noch einen Moralitätsunterschied gut zu heißen, kam Doktor Fowder mit feurigen und fließenden Worten auf den Kernpunkt seiner Rede zu sprechen: auf die nothwendige Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse, in welchen das Weib des 19. Jahrhunderts ihre traurige Nebenrolle zu spielen habe.

„Wenn man, wie ich, Länder und Erdtheile durchstreift, um sehenden Auges und fühlenden Herzens menschlicher Noth und Verzweiflung nachzuspüren, so heftet sich ein lang hintönender, nie verhallender Seufzer an die Fersen des aufmerksamen Wanderers: der Weheruf vergewaltigter Frauen! Ja, meine hochverehrten Gönnerinnen, der solidarisch verbündete Egoismus eines nur physisch stärkeren Geschlechtes hat sich willkürlich zum Herrscher duldsamer Sanftmuth aufgeworfen. Wo ist die Gattin, welche nicht

angstvoll zittert, eine Essensstunde zu versäumen, während ihr Gatte bei tausend Gelegenheiten ganz nach Belieben halbe Nächte und Tage außerhalb zubringt! Und wenn er endlich trunkenen Sinnes naht, ein Bild der Widerwärtigkeit, wer ist gezwungen, sich dienstwillig vom Lager zu erheben, die hilfreiche Hand darzubieten, also gewissermaßen dem Laster thränenden Blickes zu schmeicheln? Die Ehefrau! Und ihr Dank? Am frühen Morgen, wenn der Gemahl den Rausch verträumt, muß sie eine durchweinte Nacht von sich abschütteln, die Sklavin seines Hausstandes muß seine Kinder warten, pflegen, ohne Rücksicht auf ihre eigenen tief verstimmten Nerven, muß zuletzt noch ängstlich sorgen, alle üblen Folgen seiner Unmäßigkeit zu mildern und" — hier erhob der Redner seine Stimme und schleuderte einen heißen Zornesblick über die verlegenen Mienen etlicher Sünder — „und gewärtig sein, bei dem geringsten Klagelaut moralisch, wenn nicht gar thätlich mißhandelt zu werden. Uebertreibe ich? Sicher nicht!"

Hier erhob sich ein unheilvolles Rauschen im weiblichen Auditorium, welches den drohenden Sturm daheim verkündigte, und doch hatten sämmtliche verwelkten Jungfrauen ihren ledigen Stand nie mehr beklagt, als eben jetzt bei dieser anschaulichen Schilderung. Jene röthlich-blonde Emanzipirte mit den lebhaften Farben und genußheischenden Zügen lächelte eigen, während ihre und Fowder's Blicke sich trafen, dann kreuzte sie ihre vollen Arme bequem über der Brust und begann Freiberg zu fixiren.

„Ihr gerechter Zorn," fuhr der Redner fort, „gibt mir den Muth, das Bild Ihres Elends zu vervollständigen.

Wo ist eine Hausfrau, die nicht mühselig auf dem Wochenmarkte einige Groschen am Preise der Lebensmittel abzufeilschen beflissen ist, in Sturm und Regen, Kälte und Hitze? Meine Damen, ich bin Mann und weiß, daß zahllose blinkende Münzen als Trinkgeld in die Hände hübscher Kellnermädchen gleiten, Münzen aus derselben Börse, in welche hausfrauliche Sparsamkeit den ersparten Groschen triumphirend gesteckt hat."

„Abscheulich! Frevelhaft!" murmelte es im Saale. Man sah feste Entschlüsse auf ohnehin charakterstarken Gesichtern lebendig werden.

Nachdem Doktor Fowder im weiteren Verlauf seines Vortrags das Elend der Frau mit den Krebsschäden allgemeiner sozialer Verhältnisse in Verbindung gebracht, ging er von der Anklage und Beweisführung zur Schlußharmonie über.

„Immer hat die Weltgeschichte Beispiele dafür aufgebracht, daß Tyrannei nur eine gewisse Spanne Zeit andauert. Thoren und Verstockte können ihr Ohr wohl den Vorboten revolutionärer Umwälzungen verschließen, Weise und Gutgesinnte nicht. Ihre Seufzer, meine Gönnerinnen, sind nicht wirkungslos in den Lüften verhallt, Ihre Thränen nicht spurlos im Sande zerronnen. Der Tag ist nicht mehr fern, wo die ersteren mit dem Donnerschall eines jüngsten Gerichts die zechende, jubelnde Männerwelt entsetzen werden, wo der Strom angesammelter Thränen mit reißender Gewalt über widersinnige, unnatürliche Satzungen hinwegrauschen wird und Alles vernichten, was Egoismus und Brutalität geschaffen. Dann, wenn Ihre Ketten zer-

rissen sind, wenn die Stätten grausamer Despotie zerstört liegen, werden die Propheten und Prophetinnen dieses edelsten Befreiungskampfes neue Gesetze aufstellen, nach welchen Mann und Weib in gemeinsamem Streben, gemeinsamen Pflichten und gemeinsamen Rechten ihren Beruf als Menschen erfüllen. Dann wird das goldene Zeitalter für die Frauenwelt angebrochen sein, von Dichtern und Sängern mit begeistertem Entzücken begrüßt! Aber noch heißt es, fest und unerschütterlich diesem idealen Ziele entgegenstreben. Schritt für Schritt lassen Sie uns, die Pionniere des Rechts, unseren Gegnern den Boden unter den Füßen entreißen. Eine Institution nach der anderen muß stürzen, bevor das Morgenroth künftiger Freiheit an ihrem Lebenshimmel aufleuchten kann, bis auch die letzte reformbedürftigste, weil widersinnigste, staatliche und gesellschaftliche Zwangsmaßregel gefallen ist: die Ehe!"

Kaum war das letzte Wort des Redners verhallt, so brach ein wahrer Sturm der Anerkennung und enthusiastischer Dankesbezeugungen los, nicht anders, als halte der sich lächelnd nach allen Seiten hin Verneigende neben den schönen Worten auch das Radikalheilmittel zu jenem gepriesenen Eldorado der Zukunft in der Hand. Selbst in den verbitterten Herzen alter Jungfern setzte sich noch ein schwacher Bodensatz froher Hoffnung ab. Was Wunder, daß Doktor Fowder im Nu von seinen strahlenden Jüngerinnen umschwärmt war, und es geschah augenscheinlich in bescheidener Verwirrung, daß er die weichen Hände junger und hübscher Anhängerinnen intensiver drückte, als die Gesammtzahl knochiger und fleischiger Finger.

„Wenn das kein widerwärtiger Anblick ist," sagte Freiberg, sich verächtlich abwendend, „so will ich nie wieder der guten alten Zeit das Wort reden!"

„Mit der Leibeigenschaft und der Feudalherrschaft!" neckte Dreysing gutmüthig. „Es könnte auch so etwas von Folterschrauben mit unterlaufen, nicht?"

„Eher und lieber, als solche schamlosen Auswüchse neumodischer Gesinnung! Vor einem Jahrhundert hätten gerade die Frauen diesen frivolen Patron gesteinigt, heute küssen sie ihm die Hand. Pfui darüber! Ich versichere Ihnen, daß in diesem Augenblicke ein brennendes Verlangen mich erfaßt nach den Bildern meiner weiblichen Ahnen, auf deren stillen Zügen nicht ein Schatten wild entfesselter Emanzipationsgelüste schwebt."

„Sie spann, damit er sich freute, es waren glückliche Zeiten!" parodirte der Justizrath mit guter Laune. „Was erhitzen Sie sich nur in aller Welt? Es wird so viel Unsinn geschwatzt, warum nicht auch hier? Mir war, um den alten Goethe heute einmal tüchtig durchzuschütteln, als hört' ich ‚ein ganzes Chor von hunderttausend Narren sprechen!'"

„So gehen Sie noch einmal in den Saal zurück und rufen Sie es unter die Närrinnen!" sagte der Graf erbost.

„Dieses weniger! Ich gehe jetzt direkt nach Billner's Restaurant! Im Uebrigen erbosen mich derlei Hanswurstiaden ganz und gar nicht. Jedes zartfühlende Weib fühlt sich nur durch solche Ausschreitungen der Emanzipationslustigen ihres Geschlechtes abgestoßen, wir brauchen also nicht zu fürchten, daß edle Weiblichkeit uns verloren

geht. Die Emanzipirten aber — pah! sprechen wir nicht mehr von dieser Sorte. Wir wollen uns lieber bei Billner ein gemüthliches Hinterstübchen geben lassen! Und da Sie mir zu Gefallen soeben die Misèren des 19. Jahunderts ausgestanden haben, gestatten Sie mir wohl, Sie durch seine Annehmlichkeiten wieder zu versöhnen. Veuve Cliquot, sachkundig in Eis verpackt, und dazu, wie sagt Sir Robert Schaal, Esquire? einige Tauben, ein paar kurzbeinige Hennen, eine Hammelkeule und sonst noch kleines niedliches Allerlei! Soll's gelten?"

„Von Herzen gern! Wohin Sie wollen, nur unter anständige Menschen!"

Dreysing lachte und ging seines Weges schweigend fort mit dem Eifer eines hungernden und durstenden Menschenkindes.

Eine förmliche Schneewehe sauste ihnen zuweilen aus der Höhe der Dächer nach, und häufiges Aufeinanderstoßen mit Entgegenkommenden war bei der dichten Luft unausbleiblich. Hufe und Räder bewegten sich beinahe lautlos auf dem weichen Grunde, schemenhaft wie Gespenster huschten die dunklen Gefährte in dem Flockenwirbel aneinander vorüber, und jede Gaslaterne trug einen helmartigen Thurmbau auf ihrem Haupte, welchen ihre Wärme nicht wegzuthauen vermochte.

„Brr!" sagte der Justizrath vor einer Thüre stehen bleibend, neben welcher ein hell erleuchtetes Schaufenster mit der appetitreizendsten Ausschmückung sich befand. „Hier sind wir angelangt! Frau Holle meint es gut mit uns!"

„Haben Sie den Tannhäuser mit der Geiser als Elisabeth schon gesehen?" fragte der Graf sehr interessirt, während Dreysing mit wahrhafter Wuth den Schnee von sich abschüttelte. „Sehen Sie, in dieser Frauengestalt —"

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen und sparen Sie Ihren Panegyrikus für die Veuve Cliquot auf! Was thue ich jetzt mit sämmtlichen Elisabethen der Welt, so lange mich friert und durstet! Aber die Jugend, die ist nicht todt zu kriegen mit ihrem heißblütigen Enthusiasmus! Kellner!"

Sie traten in den Speisesaal ein und erfuhren zu ihrem Verdruß, daß sämmtliche Nebenräume besetzt seien, dagegen zeigte sich immerhin einladend in einer nischenförmigen Mauervertiefung, weit genug von sämmtlichen Tischen entfernt, um ungehört plaudern zu können, ein Tisch für vier oder fünf Personen.

„Ich denke, etwas ist besser als gar nichts!" sagte Dreysing, sich bequem niederlassend.

„Selbstredend! Sie unterbrachen mich vorhin zu schnell, ich wollte bemerken, daß die Person der Sängerin mir vollständig gleichgiltig ist, nur die Treue dieser idealen Frauengestalt bis zum Tode fesselt mich."

„Es gibt keine Treue bis zum Tode," bemerkte Dreysing trocken, indem er die Speisekarte überflog. „Dem Hunde ist sie angeboren, dem Menschen nicht! Wie denken Sie über Kalbsbrust mit Tomatensauce?"

„Ich weiß eigentlich nicht, weshalb ich mich stets Ihren satirischen Geißelhieben aussetze!" sagte der Graf halb

verdrießlich, halb belustigt. „Ihr entsetzlicher Skeptizismus —“

„Ist die richtige Anschauungsweise in einer Welt wie diese,“ fiel ihm Dreysing in's Wort. „Kellner, ich bitte auch um zwei Dutzend Austern! — Sehen Sie, mich drückt die Verkehrtheit der Menschen gar nicht, verehrter Freund, sie belustigt mich allemal! Im Grunde ist auch gar nicht festzustellen, ob das, was wir Verderbtheit nennen, auch wirklich Verderbtheit ist. Aber auch diese Erkenntniß wäre ohne Werth. Bleibt es nicht gleichgiltig im Grunde, zu wissen, welches die Licht- und welches die Schattenseiten der Menschen sind? Jeder hat die seinen nach individuellen Anlagen. Und sehen Sie,“ hier blitzte dem alten Herrn der Schalk hinter den Augengläsern hervor, „da kommt soeben Licht und Schatten in traulicher Verbrüderung zur Thüre hinein!“

In der That erschien der transatlantische schwarze Krauskopf des Frauenanwaltes neben dem rothblonden Haupt seiner Lieblingsschülerin am Eingang. Alles besetzt — wie fatal! Aber wozu ist man eine Emanzipirte? Die junge Dame sah nicht sobald die beiden Herren in der Mauernische neben zwei leeren Plätzen schmausen, als sie ohne Weiteres auf Dreysing zuging und ihrem zögernden Begleiter winkte, nachzufolgen.

„Ich denke, meine Herrn, Sie werden uns gestatten, diese Sessel einzunehmen. Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“

Dreysing hatte in diesem spannenden Moment nur Augen für Freiberg's unverhohlenes Mienenspiel. „Mit

wem haben wir die Ehre?" fragte er zuletzt zweideutig höflich.

Doktor Fowder war inzwischen näher getreten und sagte nicht ohne eine gewisse nonchalante Armbewegung: „Frau Luise Mechelmann, Gattin des an einer hiesigen Mädchenschule installirten Zeichenlehrers Doktor Mechelmann! Meinen Namen werden Zeitungen und Anschlagezettel Ihnen wohl genannt haben, bevor Sie sich entschlossen, meinem heutigen Vortrag beizuwohnen." Sich neben der jungen Frau niederlassend, murmelte er noch undeutlich zwischen den Zähnen: „Doktor Fowder aus Philadelphia!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schatten.

Kriminal-Novelle

von

B. v. Wolfshofer.

1.

Sir Francis Aberdeen war einer jener respektablen Männer, wie sie Alt-England nicht selten hervorbringt: ehrenhaft bis auf die verborgenste Falte seines Herzens und gegen sich selber ebenso streng wie gegen Andere.

Er genoß auch die Früchte solcher Gesinnung. Denn in der gesammten Umgegend seines Gutes Aberdeenhouse bis hinein in die Vorstädte Londons verehrte man ihn wie einen Vater. Es gab keine wichtige Angelegenheit, wegen welcher man nicht seinen Rath einholte, keine Ehre, kein öffentliches Amt, welches man ihm nicht zu allererst anbot; es gab aber auch keinen Bedrängten, welcher sich nicht in der Stunde der Noth an ihn gewendet hätte. Denn er durfte dessen gewiß sein, daß ihn der edle Greis im alten Herrenhause nicht fortschicken würde, ohne ihn getröstet und ihm, soweit es in seinen Kräften stand, geholfen zu haben.

Sir Francis Aberdeen hätte also der Glücklichsten Einer sein können, wenn er nicht von einem herben Mißgeschick verfolgt worden wäre.

Er stand mutterseelenallein in der Welt, fast auf der Schwelle zum Jenseits, ohne ein Wesen zu besitzen, welches, durch die theuren Bande des Blutes an ihn gefesselt, liebevoll um ihn besorgt war.

Man wußte, daß dies Sir Francis Aberdeen bitteres Wehe bereitete, daß es wie ein Wurm an seinem Herzen fraß und vielleicht seinen Tod beschleunigen würde. Man wußte noch mehr ... Alles, Alles, was sich einst vor Jahrzehnten in den stolzen Gemächern der Abtei von Aberdeen ereignet hatte. Aber man hütete sich wohl, in der Gegenwart des Greises davon zu sprechen. Aber auf den Aeckern, wenn man das Getreide schnitt, oder an den langen Winterabenden, wenn der Wind um das Gemäuer der alten Abtei pfiff und die Dienerschaft in den Gesindestuben des Erdgeschosses um die trauliche Flamme des Kaminfeuers saß, da erzählte man sich jene Geschichten um so eifriger, und kein Fremder kam in diese Gegend, kein Gast nach Aberdeenhouse, ohne daß auch er alsbald Kunde davon erhalten hätte.

So war es wieder einmal Winter geworden. Die weite, hügelige Landschaft zwischen London und der alten Abtei war überdeckt von einer dichten Schneedecke und der Sturm heulte über die weite Fläche.

An einem solchen Abend pochte ein Wanderer an das hohe Hauptthor von Aberdeenhouse und bat um Einlaß.

Man gehorchte nur den Gesetzen der Gastlichkeit, der Gepflogenheit des Hauses, wenn man dem Fremden Rast und Unterkunft gewährte.

Bald saß er in einem traulich erwärmten Gemach des

Erdgeschosses. Die langjährige Schaffnerin von Aberdeenhouse bedeckte den mächtigen Tisch von Eichenholz mit schneeigem Linnen. Darauf stellte sie Weißbrod und kaltes Wildpret, die Reste des Nachtmahls, welches man bereits genommen. Warmer gewürzter Wein dampfte in hohen alterthümlichen Steinkrügen und lud ein, daß man ihm zuspreche.

Der Fremde ließ sich nicht lange nöthigen. Während er aß, beobachteten ihn die Anwesenden mit jenem stillschweigenden Interesse, wie es Jedermann erregt, der unter ungewöhnlichen Umständen in unsere Mitte getreten ist. Er stand im Lenze des Lebens, an jener glücklichen Scheide, wo es ungewiß erscheint, ob man noch Jüngling oder schon Mann ist. Die Gestalt, der erste Flaum auf Wange und Oberlippe ließ wohl die erstere Vermuthung als recht gelten. Aber das kluge Auge, die gedankenbergende Stirn bewiesen, daß hier Kenntnisse und Erfahrung die Mannesreife beschleunigt hatten.

Daß er den besten Ständen angehörte, ersah man leichtlich aus der Gewandung, die schlicht und vornehm war; aber man mußte den Fremden ohnehin gern haben, er nöthigte Achtung ab, indem er gleichzeitig Vertrauen einflößte.

Als er seine Mahlzeit beendet hatte, gab deshalb der alte Haushofmeister nur dem allgemeinen Wunsche Ausdruck, wenn er anhob: „Ihr Zimmer im oberen Stockwerk ist zugerichtet und durchwärmt. Falls Sie es aufsuchen wollen, wird man Sie dahin geleiten. Wenn Sie jedoch mit unserer Gesellschaft zufrieden sind, soll es uns

erwünscht sein, Sie noch in unserer Mitte zu wissen. Im Winter kommt selten ein Gast nach Aberdeenhouse. Da freuen wir uns begreiflicher Weise, wenn unser stilles, einförmiges Leben einmal, wenn auch nur auf Stunden, unterbrochen wird, um aus glaubwürdigem Munde Nachrichten zu vernehmen über eine Welt, von welcher wir aus mehr als einem Grunde beinahe abgeschlossen sind."

Ohne lange zu zaudern blieb der Fremde. Die gestopfte Pfeife, welche ihm nunmehr gereicht wurde, nahm er dankend an. Ebenso mußte er es sich wohl oder übel gefallen lassen, daß ihm die Schaffnerin seinen ehrwürdigen Humpen von Neuem mit gewürztem Wein füllte.

Bald saß er inmitten des Kreises vor der flackernden Flamme und nahm Theil an dem Gespräche. Natürlich kam dasselbe auch auf den Besitzer der Abtei und das einsame Leben, welches er führte.

„Immer war das nicht so," sagte der alte Haushofmeister, seine Pfeife ausklopfend, um ihr eine neue Ration Tabak zuzuführen. „Aberdeenhouse hat einst fröhlichere Tage gesehen. Damals saß Sir Francis auch nicht allein in seinen Gemächern. Eine liebe Hausfrau schaltete darin und um Beide spielte ein hübscher, frischwangiger Knabe —"

„Er starb?" fiel der Fremde fragend ein.

„Schlimmer als das! Er gerieth in schlechte Gesellschaft. Er häufte Schimpf und Schande auf das alte Haus, dessen einziger Erbe er dereinst hätte sein sollen. Sir Francis Aberdeen that gewiß Alles, um ihn zu bessern. Als jedoch jegliche Bemühung fehlschlug, blieb ihm nichts

weiter übrig, als sich von seinem ungerathenen Sohn in aller Form und Bestimmtheit loszusagen."

„Wo ist er jetzt?"

Der Haushofmeister zuckte mit den Achseln. „Das weiß der Himmel — unsereins ganz gewiß nicht. Selbst Sir Francis besitzt im Augenblick schwerlich Kunde von ihm. Seitdem er sich von dem Taugenichts nicht mehr brandschatzen läßt, kümmert sich dieser herzlich wenig um Alles, was in Aberdeenhouse vorgeht. Es heißt sogar, daß er England verlassen hat, wenn er überhaupt noch lebt."

Der Fremde hatte gespannt zugehört. Welchen tiefen Eindruck jene Nachrichten auf ihn gemacht, ward noch klarer aus einigen Fragen, welche er an den Erzähler richtete. Aber im Grunde war das Thema für die allgemeine Stimmung nicht förderlich gewesen. Eine gewisse Einsilbigkeit schlich sich ein, hie und da erlosch selbst das Glimmfeuer in der Pfeife, und als die Schaffnerin die Krüge mit frischem, dampfendem Gewürzwein anfüllen wollte, heimste sie manchen Korb ein.

Somit kam es Allen gelegen, als der Fremde den Wunsch aussprach, seine Lagerstätte für die Nachtruhe aufsuchen zu dürfen.

Als er schon das Gemach verlassen wollte, rastete sein Fuß noch einen Augenblick.

„Daß ich das vergaß," sagte er lächelnd. „Es ist doch nicht mehr als billig, daß Sie den Namen Desjenigen kennen lernen, dem Sie hier so freundlich ein Obdach gewähren. Ich heiße Edward Poë, bin Advokat in London,

Regent-Street 21. Das Unwetter überraschte mich, als ich von einer Amtshandlung auf dem Lande nach London zurückkehren wollte. Ein Gefährt war nicht zu beschaffen; und da ich sonst wohl ein rüstiger Fußgänger bin, meinte ich, es könne nicht schaden, wenn ich auch durch einen Haufen Schnee waten müßte und der Wind mir die Ohren roth zwickte. Aber ich sah, daß ich meine Kräfte denn doch ein wenig überschätzt habe. Ohne die Gastlichkeit dieses Hauses hätte es mir übel ergehen können. Solche Hilfe in der Noth vergißt ein ehrlich denkender Mann niemals in seinem Leben. Und ich hege nur den Wunsch, daß ich auf irgend eine Weise Gelegenheit finde, meinen Dank auch durch die That zu beweisen. Nun gute Nacht allerseits!"

Die Thüre schloß sich hinter seiner hohen männlichen Gestalt.

Schon früh am nächsten Morgen wollte Edward Poë die Abtei verlassen. Aber der Haushofmeister ließ seinen Gast nicht den Weg zu Fuß machen. Ein Schlitten, mit zwei flinken kleinen dänischen Rossen bespannt, hielt bereits im Hofe, und der junge Advokat mußte sich wohl oder übel bequemen, ihn zu besteigen und sich in die wärmenden Decken zu hüllen, welche der Haushofmeister auf den Sitz gebreitet hatte.

Edward Poë drückte ihm herzlich die Hand. „Also auf Wiedersehen. Danken Sie auch Sir Francis für die Güte, welche man einem unbekannten Manne in seinem Hause zu Theil werden ließ."

Die Hufe der feurigen Rosse griffen aus, die Schellen

ließen ihr Kling-klang ertönen, und pfeilschnell glitt der leichte Schlitten über die schneebedeckte Ebene hinweg.

Die nächsten Abende sprach man in Aberdeenhouse wohl noch von dem fremden Manne, aber allmählig gerieth er in Vergessenheit.

2.

Der Schnee zerrann. Wo er gelegen, guckten Veilchen und Primeln aus dem Erdreich. Die Welt war wie mit einem Schlage anders geworden — nicht nur auf den Wiesen und Fluren, die zu Aberdeen gehörten, sondern in der Abtei selber.

Sir Francis sollte endlich das Glück genießen, nach welchem er sich so lange gesehnt; er sollte, der Einsamkeit entrissen, von Wesen umgeben sein, welche durch die Bande des Blutes zu ihm gehörten.

Die Angelegenheit trug sich so einfach zu, wie nur möglich. Sir Francis Aberdeen hatte einen einzigen Bruder besessen, der schon in seiner Jugend von kühnem, abenteuerlichem Sinn nach Indien getrieben worden war. In den Wirren der steten Kämpfe, welche dort stattfanden, umgeben von Personen und Verhältnissen, an die man sich nur allmählig gewöhnt, hatte er die Fühlung mit der Heimath immer mehr verloren. Ueberdies lebte er beinahe im Herzen Indiens, losgelöst von aller Verbindung mit den englischen Elementen, und war deshalb selbst beim besten Willen außer Stande, in regelmäßigen Beziehungen mit seinen Landsleuten zu bleiben. Da war denn die natürliche Folge gewesen, daß er den Verkehr mit den Seinen in England in demselben Maße aufgab,

wie er selber in seiner so eigenartigen neuen Heimath festen Fuß gewann und sich einbürgerte.

In Aberdeenhouse galt er schließlich für verschollen. Man nahm an, daß er in den Kämpfen mit den Eingeborenen Indiens um's Leben gekommen, oder irgend einer jener tückischen Epidemien unterlegen sei, von denen die europäischen Ansiedler in diesem ungewohnten Klima decimirt zu werden pflegen.

Das war so lange her, daß Sir Francis schon beinahe aufgehört hatte, ihn zu betrauern. Um so begreiflicher war sein Staunen, als er plötzlich die ausführlichste Kunde über das Schicksal des Verschollenen erhielt.

Dieser war allerdings nicht mehr am Leben. Die glühende Sonne Indiens beschien schon einige Jahre seinen Grabhügel. Allein es gab Wesen, welche ihm nahe gestanden, und diese waren es, denen Sir Francis Aberdeen die langersehnte Kunde zu danken hatte.

Sie nahm sich seltsam genug aus — recht und schlecht wie eine Mär aus dem Wunderlande, aus welchem sie ja thatsächlich auch stammte.

Die Briefe rührten von einem jungen Kapitän der indischen Garden her, der ihm Folgendes mittheilte:

Bei einer Versetzung seines Regiments sei er in eine Stadt mitten im Centrum Hindostans gekommen. Der Ort wies noch vollkommen sein ureigenthümliches Gepräge auf; es ließ sich absolut keine Spur von einer Verbindung mit dem Europäerthum entdecken. Um so erstaunter sei er gewesen, als er gleichwohl nach einiger Zeit auf eine solche stieß. Man erzählte ihm nämlich, daß vor einigen

Jahrzehnten ein Engländer durch eine Kette von Schicksalen hieher verschlagen worden sei. Man litt ihn gern, und er bewies, daß er solches Entgegenkommen wohl verdiene. Bald bürgerte er sich mehr und mehr ein und schließlich wählte er sogar die Tochter eines vornehmen Brahmanen zu seiner Gattin — ein Schritt, mit welchem er gewissermaßen die Schiffe hinter sich verbrannte, um dafür jedoch von den Hindus als vollkommen zu ihnen gehörig betrachtet zu werden.

Das Interesse des Besitzers von Aberdeenhouse wuchs in dem Maße, wie er weiter las. Der junge Kapitän schilderte ihm nun, wie er zwei junge indische Mädchen kennen gelernt habe. Sie waren die Töchter jenes Ansiedlers aus England, der inzwischen ebenso wie seine Gattin gestorben war. Die Aeltere der beiden Wesen fesselte ihn bald so mächtig, daß er ihre Hand begehrte. So wurde sie sein Weib — ein entzückendes, liebendes Weib, welches ihm auch bereits einen Sohn geschenkt habe. Mit der jüngeren Schwester, welche sich eben erst vom Kinde zur Jungfrau entfalte, bilde man nunmehr eine Familie. Mit diesem Glück, welches er so unverhofft gefunden, empfinde er jedoch die Pflicht, Sir Francis Aberdeen davon zu unterrichten, daß in einem fernen Welttheil Wesen existirten, welche durch die heiligsten und nächsten Bande zu ihm gehörten, denn jener Fremde sei niemand Anders gewesen, als sein Bruder.

Sir Francis starrte immer und immer wieder auf diese Briefe. So unverhofft ihm diese Nachricht auch gekommen war, so merkwürdig ihm die Verwandtschaft bei der ersten

Erwägung erschien — an der Richtigkeit der Thatsachen ließ sich nicht zweifeln.

Sir Francis Aberdeen beantwortete daher die Briefe mit der Herzlichkeit, von welcher sie selbst diktirt worden. Hüben und drüben folgte nun Antwort auf Antwort. Die Innigkeit der Beziehungen nahm zu mit jedem Briefe, welchen man fortsendete und erhielt.

Bald ertappte sich Sir Francis bei einer wirklichen Neigung für jene fern weilenden Verwandten, zumal als eine Post die Photographien derselben brachte und er nunmehr Gelegenheit hatte, aus den Zügen der beiden Schwestern eine deutliche Aehnlichkeit mit seinem Bruder herauszulesen.

Aber glücklich war Sir Francis nun erst recht nicht. Das Bewußtsein, von den Wesen, welche ihm so nahe standen, räumlich getrennt sein zu müssen, verscheuchte ihm jede Ruhe.

Eines Tages machte er kurzen Prozeß. Er schrieb dem jungen Kapitän, welcher die ältere Tochter seines Bruders geheirathet, daß er dessen jungen Sohn zum einzigen und absoluten Erben von Aberdeenhouse einsetze, unter der Bedingung natürlich, daß der Vater Indien verlasse und sich dazu entschließe, einem Greise die letzten Lebensabende durch ein echtes, trautes Familienleben zu versüßen.

Die Antwort, welche Sir Francis erhielt, überstieg seine Erwartungen. Der junge Kapitän theilte ihm mit, daß er auch ohne diesen hochherzigen Entschluß längst eine Reise nach Aberdeenhouse geplant habe. Er und die Seinen empfänden das lebhafteste Verlangen, Sir Francis zu

umarmen. Sobald deshalb in Indien die Verhältnisse geordnet seien, werde er ungesäumt die Reise nach Europa antreten.

Sir Francis Aberdeen's Herz drohte die Brust zu sprengen, so laut und freudig war sein Pochen. Wenige Tage darauf empfing er die Kunde, daß seine Verwandten sich in einigen Wochen mit einem näher bezeichneten Postdampfer nach England einschiffen würden.

Er seinerseits zögerte nun auch nicht länger mit der Ausführung seines Vorhabens. Mit Uebergehung seines Sohnes, welcher ohnehin für ihn längst zu den Todten zählte, setzte er den jugendlichen Enkel seines Bruders als dereinstigen Erben und Besitzer von Aberdeenhouse ein.

Er wartete mit diesem Akte nicht einmal, bis seine Verwandten eingetroffen waren. Eine innere Stimme, über welche er sich keine Rechenschaft abzulegen wußte, trieb ihn zur größten Eile an. Seine Ruhe gewann er erst wieder, als auch die letzten gesetzlichen Formalitäten in dieser Hinsicht erfüllt waren.

„An diesem Testament ist also nicht zu rütteln und zu deuteln?" fragte er den Notar.

„Nein, Sir. Sie sind Herr Ihrer Handlungen und besitzen vor Allem das Recht, einen Sohn, welcher sich unehrenhafter Handlungen schuldig gemacht, bei einer Vertheilung Ihres Vermögens zu übergehen."

Sir Francis gab das Dokument in sichere Verwahrung.

3.

Die alte Abtei gewann ein neues Aussehen. Man flocht Guirlanden um die Steinrosen der Gesimse, die

Wege des Parkes wurden mit gelbem Kies bestreut und unter dichtlaubigen Buchen zimmerte man Sitze zur bequemen Rast für den, welcher etwa hier lustwandelte. Und drinnen im alten Hause erschloß die Schaffnerin eine weite Flucht längst vergessener Gemächer. Sie wehte den Staub von den kostbaren Sammetmöbeln und ließ die goldenen Sonnenstrahlen hereinfluthen durch die nunmehr geöffneten Fenster. Alles auf dem alten Herrensitz kündete Leben und Bewegung. Denn der Besitzer von Aberdeen-house erwartete täglich die Ankunft seiner Verwandten, und er wollte, daß sie einen Willkommengruß anträfen, welcher seinem Stande entsprach und der jungen herzlichen Neigung, welche er für sie empfand.

In diese Freude tönte plötzlich ein schriller Mißton. Eines Tages gelangte eine Depesche in die Abtei. Wie Sir Francis vermuthet, kam sie von seinen nahenden Verwandten. In Gibraltar war sie aufgegeben worden, als das Schiff, welches die Reisenden trug, dort auf einige Stunden anlegte. Ihr Inhalt kündete in knappen Worten den Tod des jungen Kapitäns, welcher der Gatte jener älteren Nichte von Sir Francis Aberdeen gewesen.

Das war ein herber Schlag für den Greis. Das stolz bewimpelte Schiff seiner Hoffnungen wurde dadurch mit einem Male zum Wrack.

Ohne ihn persönlich zu kennen, hatte er den jungen Mann so lieb gehabt. Er versprach ihm, die faul und morsch gewordene Stütze seines Alters — den eigenen Sohn — zu ersetzen. Hatten doch die Briefe Jenes bereits eine Herzlichkeit geathmet, wie Sir Francis dies

nicht ein einziges Mal bei Dem gefunden, der doch sein Fleisch und Blut war.

Dieses Ereigniß lähmte natürlich die Festesfreude, zu welcher sich die Bewohner von Aberdeenhouse aufgeschwungen. Die Guirlanden, welche sich von Pfosten zu Pfosten schlangen, wurden beseitigt, und all' die sinnigen Ueberraschungen, mit denen der Besitzer der Abtei seine Gäste zu empfangen beabsichtigte, mußten wohl oder übel als unpassend nach solch' traurigem Ereigniß in Wegfall kommen.

Schließlich jedoch sagte sich Sir Francis, daß ihm das Geschick immer noch genug Freuden in Aussicht stellte. Waren nicht die beiden Töchter seines Bruders dem Leben erhalten geblieben? Und der jugendliche Sohn des eben Verstorbenen, der dereinstige Erbe von Aberdeenhouse, konnte doch wohl als ein Ersatz betrachtet werden für den Verlust, welchen er erlitten.

Sir Francis kannte das Leben. Er wußte, daß es wenig mehr bedeutet als ein Spiel, wo der Sterbliche in einen verhängten Loostopf greift, um je nach der Laune des Geschickes Treffer oder Nieten hervorzuholen. Er wußte aber auch, daß die Letzteren an Zahl weit überwiegen, so daß der Mensch froh sein muß, wenn überhaupt ein Treffer einmal herauskommt.

Diese Erwägung brachte wieder Ruhe in seine zuerst so trüben Gedanken; sie glättete allmählig die Falten, welche sich in seine von Silberhaar umrahmte Stirn gegraben hatten.

Sir Francis Aberdeen war eine philosophische Natur.

Das Leben hatte ihm so viele Schläge versetzt, daß er nun nicht plötzlich auf lauter Liebkosungen gefaßt sein konnte. Er war außerdem eine starke Natur, eine Eiche, in deren Aesten und Zweigen der Sturm wohl manche Verwüstung anrichten konnte, aber der Stamm blieb fest gewurzelt im Erdreich. Der rührte sich nicht. Um den zu fällen, bedurfte es einer Axt, wie sie so leicht nicht geschmiedet wird, eines Blitzstrahls, welcher schneller als der Gedanke hereinstürmt und prasselnd, verheerend von der obersten Laubkrone herab bis in die Wurzeln dringt.

Wieder verging einige Zeit, während welcher Sir Francis die Stunden zählte — nein, die Minuten, nach welchen seine Gäste eintreffen müßten.

Indem er so die Zeit zergliederte, bekam er das neueste Tagesjournal in die Hände, in welchem eine telegraphische Nachricht ihm sofort in die Augen fiel.

Während ihm das Blut fast in den Adern stockte, während sein Herz ihm still zu stehen drohte, las er:

„Ein entsetzliches Ereigniß hat in Dover stattgefunden. Im Hotel de Calais logirte sich eine Familie ein, welche eben aus dem Innern Indiens kommend, ihren einzigen Verwandten in England, Sir Francis Aberdeen auf Aberdeenhouse, besuchen wollte. Sie bestand aus zwei Schwestern, von denen die Aeltere, die Wittwe eines Kapitäns der indischen Garden, ihren jungen Sohn bei sich führte. Die Reisenden, welche von den Strapazen der weiten Seefahrt sichtlich ermüdet waren, hielten sich abseits von jedem Verkehr mit den übrigen Gästen des Hotels. Sie suchten schon frühzeitig am Abend die beiden neben einander lie-

genden Zimmer auf, welche man ihnen angewiesen, und ließen verlauten, daß sie bereits am nächsten Morgen ihre Reise fortzusetzen gedächten —"

Sir Francis fühlte, daß ihn ein Schwindel überkam. Er mußte alle Kräfte sammeln, um jenen Bericht zu Ende lesen zu können.

„Das kleinere Zimmer hatte die jüngere Schwester inne, Miß Ellen Aberdeen, während die ältere, die Wittwe des Kapitäns, das größere Gemach mit ihrem Kinde bewohnte. Als nun die Hoteldienerin dasselbe verabredetermaßen am frühen Morgen betrat, bot sich ihr ein grausiger Anblick. Mrs. Argyle — dies ist der Name der jungen Frau — lag ohnmächtig, über und über mit Blut bedeckt, vor dem Bette, welches ihrem Kinde zur Ruhestätte diente. Dieses selbst war todt. Ein Dolchstoß hatte die jugendliche Seele aus dem kleinen Körper vertrieben. Man schlug natürlich Lärm; man rief die Ohnmächtige in's Leben zurück und befragte sie über die Vorgänge der Nacht. Die Arme, welche erst auf der Reise über den Ocean den Gatten verloren, weiß bedauerlicher Weise keine Angaben zu machen, die irgendwie von Belang wären. Sie erinnert sich nur, bei dem Röcheln ihres Kindes erwacht zu sein. Aber sie fiel sofort in Ohnmacht, als sie das Blut ihres Lieblings dahinströmen sah. Nähere Angaben sind von der unglücklichen Frau nicht zu erzielen. Der Schmerz über das, was sie erlitten, was sie fast ansehen mußte, ohne es verhindern zu können, hat sie der Verzweiflung, beinahe dem Wahnsinn in die Arme getrieben. Man wäre nun ohne jeden Halt bezüglich des Mörders,

wenn nicht der Zufall, unterstützt von dem Scharfsinn der Sicherheitsorgane, einen bedeutsamen Fingerzeig gegeben hätte. Vorläufig entzieht sich die Kenntnißnahme desselben aus leicht begreiflichen Gründen der Oeffentlichkeit. Aber so viel ist ausgemacht: nach jenen Indizien wälzt sich der Verdacht, den Mord begangen zu haben, mit seiner ganzen Wucht auf jenes junge Mädchen, welches im Nebengemach untergebracht war — auf Ellen Aberdeen, die Schwester der bedauernswerthen Mutter, die Tante des hingemordeten Kindes. Sie ist demgemäß auch trotz ihres Leugnens sofort verhaftet und in sicheren Gewahrsam gebracht worden."

Das Journal, welches diese Hiobspost enthielt, entsank den zitternden Händen des Greises. Vor seinen Augen flimmerte es, dann stürzte er mit einem dumpfen Aufschrei zu Boden.

So fand ihn Will Sideler, der alte Haushofmeister von Aberdeenhouse, als er wenige Augenblicke später kam, um einige Anordnungen für das Hauswesen einzuholen.

Ein Blick auf das Journal, welches zerknittert auf dem Fußboden lag, lehrte Will Sideler den Grund dieser Katastrophe kennen. Auch ihn, den alten Mann, der das Leben in all' seinen Tiefen und Abgründen kennen gelernt, schauderte, als er jene Nachricht gelesen.

„Es wird meinen armen Herrn tödten," murmelte er düster. „Jenes Glück, welches er sich in so glühenden Farben ausgemalt, kann er nicht verwinden. Es war der letzte Anker, an welchen sich sein ohnehin trübes Leben geklammert hat."

Indessen hatte man Sir Francis alle Sorgfalt zu Theil werden lassen, welche sein Besorgniß erregender Zustand erheischte. Aber er erholte sich nicht. Sein Körper blieb gelähmt, sein Geist umnachtet. Die starke Eiche war hingeschmettert.

Der Arzt kam und schüttelte besorgt das Haupt. Er gab kurz die nöthigen Anweisungen und verließ wiederum die Abtei.

So nahte die Nacht. Ueber dem alten Bau lag eine düstere, geheimnißvolle Ruhe.

Der alte Haushofmeister wachte am Lager seines Herrn und trat zuweilen an das geöffnete Fenster, durch welches die Sommerluft in warmen, würzigen Wellen hereinquoll.

Plötzlich vernahm er seinen Namen. Er eilte an das Lager.

Der Kranke hatte sich aufgerichtet und starrte ihn mit offenem Auge an.

„Komm," flüsterte er heiser. „Komm schnell, ich muß Dir etwas mittheilen, bevor ich sterbe. Du wirst das vor den Richtern sagen, wenn sie sich einfallen lassen, die arme kleine Ellen zu verurtheilen."

Will Sideler neigte sein Ohr herab zu dem Kranken. Der hauchte einige Worte hinein.

„Barmherzigkeit, Sir," versetzte der Haushofmeister. „Sie irren sich! Es ist nicht möglich!"

„Glaube mir, ich täusche mich nicht. Halb an den Pforten des Todes, mußte ich nochmals in das Leben zurückkehren, um Dir diese Mittheilung zu machen. Handle darnach! Es ist die feste Ueberzeugung eines Sterbenden!"

Sir Francis sank erschöpft in die Kissen zurück, um wenige Augenblicke darauf seinen Geist auszuhauchen.

Will Sideler stand noch geraume Zeit neben dem Lager des Todten. Ihm war es, als müsse dieser nochmals die Augen aufschlagen, um jene Worte zu wiederholen, in welche er vorhin seinen letzten Willen gekleidet hatte.

4.

Nach der üblichen Frist wurde Sir Francis Aberdeen bestattet. Ein langer Trauerzug setzte sich von der Abtei aus in Bewegung bis zu dem gothischen Kirchenbau, wo sich die Gruft der Aberdeens befand.

Die Feier lockte viele Neugierige herbei. Es war natürlich, daß man Sir Francis Aberdeen mit all' dem Pompe bestatten würde, welchen seine hohe Stellung in der Gesellschaft erforderte. Der ganze Weg, welchen der Zug nahm, war deshalb von Neugierigen dicht umsäumt.

Aber das Interesse derselben galt nicht so sehr dem Leichenpomp, als einem Wesen, welches daran theilnahm. Es war eine Frau, eine hohe, schlanke Gestalt. Von ihrem Antlitz konnte man kaum eine Linie, einen einzigen Zug entdecken, so dicht war sie umhüllt von den schwarzen Gewändern, welche ihre Trauer verkündeten.

Sie schritt einsam, allein hinter dem Sarge einher, ein Beweis für die nahen Beziehungen, welche sie zu dem Todten gehabt, ein Beweis für die Lage, zu welcher sie künftig vom Geschick verurtheilt worden.

Die Zuschauer bei diesem Trauerschauspiel wiesen auf

sie, wenn sie vorüber wankte, oder flüsterten sich ihren Namen in das Ohr.

Jene Frau war Mrs. Mary Argyle, die Nichte von Sir Francis Aberdeen. Nachdem sie eben ihren ermordeten Liebling in Dover der Erde übergeben, kam sie gerade noch rechtzeitig, um in die Züge des todten Oheims zu blicken, bevor ihn die letzte Ruhestätte aufnahm.

Sie stand jetzt ganz vereinsamt im Leben: Vaterland, Gatten, Sohn, Oheim, Alles hatte sie binnen kürzester Frist eingebüßt.

Dazu jener entsetzliche Verdacht, welcher auf der Schwester lastete. Die drohende Aussicht, daß Jene vom Gericht für die Mörderin ihres Kindes erklärt werde!

Mrs. Mary Argyle schauderte, wenn sie diese Möglichkeit erwog.

Sie hatte mit ihrer Schwester allezeit im größten Frieden gelebt. Sie kannte Ellen's Herz bis auf den Grund und wußte, daß Jene einer so teuflischen That niemals fähig sei, auch wenn sie den gemordeten Knaben nicht so innig geliebt hätte, wie es doch in der That der Fall gewesen war.

Inzwischen hielt man Ellen Aberdeen in Haft und der Prozeß nahm seinen Fortgang. Mrs. Argyle wurde natürlich des Oefteren vernommen und über die Vorfälle jener Nacht befragt. Sie wußte jedoch wenig mehr anzugeben, als bereits ihre erste Aussage enthielt.

An eine Schuld Ellen's wollte sie nimmer glauben. Sie vergoß heiße Thränen wegen des Verdachtes, welchen man bezüglich der Schwester hegte, und bat den verneh-

menden Richter mit erhobenen Armen, sie nicht von dem einzigen Wesen zu trennen, welches ihr noch auf Erden geblieben war.

Inzwischen blieb der Oeffentlichkeit auch nicht mehr vorenthalten, worauf sich der Verdacht gründete, daß Ellen Aberdeen den Mord begangen. Man fand nämlich an dem Orte der That einen Dolch. Er lag verborgen unter Kleidungsstücken und Effekten jeder Art, welche im Zimmer in jener Unordnung umherstanden, wie sie auf der Reise leicht begreiflich und entschuldbar sein konnte.

Jener Dolch war allerdings sorgfältig gereinigt worden, so daß ein unbewaffnetes Auge keine Spur entdecken konnte von dem entsetzlichen Gebrauch, welchen man von ihm gemacht. Aber unter das Mikroskop gebracht, verrieth jene Waffe sofort, wozu sie benützt worden.

Ueberdies paßte sie so genau zu der Wunde im Leichnam, daß man hätte blind sein müssen, um in ihr nicht sofort das Todesinstrument zu erkennen. Jener Dolch aber war das Eigenthum — Ellen Aberdeen's.

Mrs. Argyle sagte dies sofort, als sie die Waffe erblickte, und ihre Schwester leugnete gleichfalls nicht, daß ihr der Dolch gehöre.

Aber dem spähenden Blick des Untersuchungsrichters schien es, als ob in diesem Augenblick Ellen Aberdeen die Farbe wechsele.

„Was ist Ihnen, Miß," fragte er schnell. „Sie erschrecken?"

„Nein, Sir," versetzte das Mädchen. „Aber ich bin erstaunt, daß ich den Dolch hier sehe. Ich vermisse ihn

seit langer Zeit. Schon während der Reise, auf dem Schiffe, suchte ich ihn des Oeftern, ohne mir erklären zu können, wo er geblieben. Sie werden das begreiflich finden, wenn ich Ihnen sage, daß es ein uraltes Erbstück in dem mütterlichen Stamm meiner Familie ist. Sie ersehen das aus den Charakteren, welche in die Klinge gegraben sind."

Der Untersuchungsrichter begriff jedoch nur, daß sie die Eigenthümerin eines Instrumentes sei, mit welchem der Mord begangen worden. Ob Ellen Aberdeen den Dolch wirklich so lange vermißt, war doch sehr die Frage.

Auch die Aussage von Mrs. Argyle, daß sie sich sehr wohl erinnere, wie Ellen ihr von dem Verlust des Dolches während der Reise bereits gesprochen, wurde als bedeutungslos außer Acht gelassen. Man glaubte der jungen Frau nicht einmal. Man sah darin nur die verzweifelten Anstrengungen derselben, die Schwester vor der Verurtheilung zu bewahren.

Und selbst wenn Ellen Aberdeen jenen Dolch angeblich lange Zeit vorher vermißt hatte, mußte sie ihn denn deshalb verloren haben? Das bewies höchstens, wie raffinirt sie zu Werke gegangen, wie lange und angelegentlich sie die That geplant. Dadurch wollte sie nur den Verdacht der Thäterschaft von sich abwälzen und auf eine andere Person, vielleicht sogar auf Mrs. Argyle selbst hinführen.

Für die Schuld Ellen Aberdeen's sprach aber noch ein weiterer Umstand.

Sir Francis hatte in seinem Testament den Sohn der

Mrs. Argyle zu seinem Haupterben eingesetzt. Die beiden Töchter seines Bruders waren nur mit kleinen Legaten bedacht. Nur für den Fall, daß jener junge Universalerbe starb, sollten sie sich in das Vermögen der Aberdeens theilen. Dann jedoch derart, daß Ellen, welche als die jüngere der Schwestern noch unversorgt in der Welt stand, weitaus am vortheilhaftesten bedacht war.

Sie konnte nicht leugnen, daß ihr der Inhalt dieses Testamentes bis auf den letzten Buchstaben bekannt gewesen war, hatte Sir Aberdeen ihn doch dem Kapitän vollinhaltlich mitgetheilt.

So war nicht nur das Werkzeug, sondern auch das Motiv der That gefunden. Und beide führten mit beharrlicher Konsequenz auf dieselbe Person hin — auf Ellen Aberdeen.

Was half es, daß sie die That ableugnete, daß sie die kleinen Hände rang, bis sie bluteten, daß sie ihre langen, bläulich glänzenden Haare raufte. Die Verdachtsgründe wider sie hatten sich so hoch angesammelt, daß es dem Gericht nicht einfallen konnte, sie auf freien Fuß zu setzen oder gar von einer Verfolgung wider sie abzustehen.

Auf ein Verbrechen, wie es allem Anschein nach Ellen Aberdeen begangen, gab es nur ein Urtheil — schuldig; nur eine einzige Strafe — den Tod.

Es war möglich, daß Ellen Aberdeen die ganze Wucht des Geschickes, welches ihr bevorstand, noch nicht einmal begriff. Aber schon das, was sie erleiden mußte, ohne verurtheilt zu sein, war hart genug. Sie war die Frei-

heit gewohnt, und nun von einer engen Zelle umschlossen. Die Sonnenstrahlen, welche sie so sehr liebte und in denen sie wie ein bunter Falter so gern auf und nieder gaukelte, sie drangen nicht zu ihr in den schmalen, länglichen Raum, der sich wie ein Grab ausnahm, wie ein richtiges, moderiges Grab, in welches man sie gesperrt hatte, noch während sie lebte.

Das arme junge Mädchen fror. Es schauerte zusammen. Ein Schauder überlief den schlanken, jugendlichen Körper, wie wenn sie, das sonnengewohnte Mädchen, mit einem Male in die schneegefüllten Schluchten des Himalaya versetzt worden wäre.

Die Sonne, das bedeutete für Ellen Aberdeen das Leben. Schließt von einem Hindumädchen die glühenden, vibrirenden Strahlen ab, und sie wird hinsiechen wie die Pflanze, welche man aus dem Erdreich gerissen, in welchem sie bisher gewurzelt.

Im fernsten Norden des blühenden Sonnenlandes, welches ihre Heimath, reckt sich ein steiles, ewig schneebedecktes Gebirge in die Lüfte. Es ist der Himalaya. Und der Vater hatte ihr erzählt, daß die Sonnenstrahlen dort keine erwärmende Kraft besitzen, daß das Wasser, zu glitzerndem Krystall verdichtet, dort nimmer fließen kann. Sie hatte es sich stets als die härteste Strafe für den Menschen vorgestellt, wenn er in eine solche Schlucht des Eisgebirges verbannt oder verschlagen würde. Aber heute däuchte ihr diese mild, gelind im Vergleich zu dem Kerkerleben, welches ihr jetzt beschieden.

Ellen Aberdeen unterschied sich merklich von ihrer

Schwester, Mrs. Argyle. Während diese, zuerst durch die Erziehung, dann durch den Gatten, welchen sie sich gewählt, mehr für die Sitten und Anschauungen des Abendlandes gewonnen war, hatte sich Ellen stets vorzugsweise als Indierin gefühlt. So war sie der Liebling der Mutter gewesen; und wenn Mary den Erzählungen des Vaters von der Kultur und Macht seiner britischen Heimath lauschte, ließ sie sich von der Mutter dafür die melancholischen, uralten Lieder des Wunderlandes Indien vorsingen.

Von ihr hatte Ellen auch das seidenweiche lange Haar geerbt, das beinahe stahlblau blitzte, wenn ein Sonnenfunke darüber hinwegglitt; die mandelförmigen Augen hinter den schleierartigen Wimpern, vor Allem aber den bräunlichen Teint und die schlanken, geschmeidigen Glieder, deren edle Form selbst durch die nordische Kleidung Europa's nicht verdeckt werden konnte.

Die ersten elementaren Ausbrüche des Schmerzes und der Entrüstung über das, was man ihr zumuthete, und die Behandlung, welche ihr widerfuhr, waren nun vorüber. Ein dumpfes Brüten folgte jetzt. Dabei kauerte Ellen Aberdeen meist nach der Sitte Hindostans auf dem Fußboden, oder sie sang die süßen, melancholischen Weisen, welche sie daheim von der Mutter erlernt hatte.

Vernehmungen hatte sie nicht mehr zu bestehen. Die Untersuchung war geschlossen, die öffentliche Verhandlung stand bevor.

So flohen Ellen Aberdeen die Stunden, die Tage in jener eintönigen Leere dahin, welche nur der in ihrem ganzen

schrecklichen Inhalt versteht, hinter dessen Rücken einmal die schwere Kerkerthüre in's Schloß gefallen.

Eine Abwechslung in dies Einerlei brachten nur die Besuche, welche Mrs. Argyle in regelmäßiger Wiederkehr ihrer gefangenen Schwester machte. Dann sanken sich die Beiden in die Arme, und in einem reichlichen Thränensturm entlud sich all' das Wehe, welches die bange Brust erfüllte.

Allein diese Zusammenkünfte waren jedesmal nur kurz bemessen. Es bedurfte deshalb stets erst des rauhen Befehls des Kerkermeisters, der zwingendsten Maßregeln, welche er in Aussicht stellte, um Ellen Aberdeen zu veranlassen, daß sie die Schwester von sich lasse.

„Aber nicht wahr," bat die Gefangene eines Tages, „einen Wunsch mußt Du mir erfüllen, wenn ich erst die Freiheit wieder erlangt habe. Wir verlassen sofort England und suchen unsere theure Heimath wieder auf. Was sollen wir auch hier. Der gute Mann, um dessenwillen wir die Reise unternahmen, ruht in der Erde, wie Alles, was einst unseren Herzen nahe stand. Nichts existirt hier, was uns anginge, nichts als die Erinnerung an das viele Unglück, welches wir erleiden mußten."

„Ich gelobe es Dir," fiel Mary mit traurigem Lächeln ein. „Jeder Wunsch, welchen ich erfüllen kann, er sei Dir schon im Voraus gewährt!"

Ach! Sie wußte ja, daß Ellen, wie die Sachen lagen, ihre geliebte Heimath nimmer schauen würde! Daß das bestmögliche Loos, welches der Schwester bevorstand, die Verurtheilung zu lebenslänglichem Kerker sei!

5.

Natürlich mußte diese Affaire das allergrößte Aufsehen erregen. Die Oeffentlichkeit hörte nicht auf, sich damit zu beschäftigen. Das Interesse galt übrigens ebenso sehr Mrs. Argyle, wie ihrer Schwester Ellen, natürlich mit dem Unterschiede, daß man die Erstere aus voller Seele bemitleidete, während sich auf dem Haupt ihrer Schwester all' der Haß und Abscheu ansammelten, wie dieselben durch eine so ruchlose That erzeugt werden müssen.

Man stellte sich Ellen Aberdeen als eine unkultivirte, halbwilde Person vor, ebenso raffinirt wie habgierig, und dazu ausgestattet mit jener Verstocktheit, wie sie nöthig sein muß, um eine Schuld zu leugnen, für welche die Beweise doch haarscharf am Tage lagen.

Diese Ansichten verbreiteten sich mit einer Hast und Beharrlichkeit, daß Derjenige, welcher die Bewegung mit klarem Auge und ruhig wägendem Verstande verfolgte, billig erstaunt sein durfte.

Unwillkürlich mußte man sich sagen, daß der Haß wider Ellen Aberdeen durch einen Theil der Presse geflissentlich und systematisch in der Oeffentlichkeit geschürt werde. Die abenteuerlichsten Dinge über ihr Vorleben waren verbreitet, eine ganze Skala von Verbrechen wurde ihr angedichtet, ja, man behauptete sogar, daß sie auch den Gatten ihrer Schwester, den jungen Kapitän, welcher während der Ueberfahrt nach Europa so plötzlich gestorben war, durch einen Gifttrank aus dem Wege geräumt habe.

Die Menge wurde stets aufgeregter; der Pöbel hätte

Ellen Aberdeen gelyncht, wenn sie nicht durch die Mauern ihres Kerkers geschützt worden wäre.

Diese Bewegung brachte übrigens eine seltsame Wirkung hervor. Denn während bisher die Vertreter der Justiz bei den erdrückenden Verdachtsmomenten keinen Augenblick an die Möglichkeit dachten, daß Ellen Aberdeen gleichwohl unschuldig sei, stutzten sie nunmehr mit einem Male. Es konnte ihnen nicht entgehen, daß diese Bewegung gegen die Angeklagte gemacht erschien, daß der Haß des Pöbels gewaltsam und mit Bedacht geschürt sei. Es waren andere, noch schändlichere Verbrechen begangen worden, ohne daß die Wogen des Volksunwillens auch nur im Entferntesten so heftig gebrandet hätten.

Wer in aller Welt konnte ein so großes Interesse daran nehmen, daß Ellen Aberdeen schuldig gesprochen werde!

Sie kannte — ihre Schwester ausgenommen — kein einziges Wesen in ganz England. Sie besaß keinen Feind. Wenn sie also so wider alles Maß von der Oeffentlichkeit gehaßt und verfolgt wurde, mußte dahinter ein Grund verborgen sein, welcher es wohl verdiente, daß die Justiz alle Mühe daran setzte, ihn zu erkennen und bloßzulegen.

Mrs. Argyle freute sich, als sie diese Ansichten in einer Broschüre niedergelegt fand, welche ihr von unbekannter Seite übermittelt wurde.

Die arme Mrs. Argyle! Sie litt vielleicht mehr als Ellen selbst. Denn sie mußte alle jene vagen, unsinnigen Gerüchte vernehmen, welche nicht bis zu den Ohren der Schwester dringen konnten. Ja, man machte es ihr sogar

zum Vorwurf, daß sie nicht an die Schuld Ellen's glauben wollte, und schien große Lust zu haben, einen guten Theil des Verbrechens, welches begangen worden war, ihr selber aufzuhalsen.

Einige Tage, nachdem Mrs. Argyle jene Broschüre erhalten und gelesen hatte, wurde ihr ein Besuch gemeldet.

„Es ist ein Advokat," sagte sie zu dem alten Haushofmeister, welcher gerade in dem Gemach seiner jungen Herrin weilte. „Er heißt Edward Poë! Ist Ihnen der Name vielleicht bekannt?"

Will Sideler meinte sinnend, er müsse ihn wohl schon einmal gehört haben. Aber er erinnere sich gleichwohl nicht, wo und unter welchen Umständen dies der Fall gewesen war.

Inzwischen trat der Fremde ein, und der Haushofmeister erkannte nun sofort den jungen Mann, welcher in jener rauhen Winternacht Pflege und Unterkommen in Aberdeenhouse gefunden hatte.

„Ah! Sie sind es, Sir," rief er freudig bewegt. „Das ist recht, daß Sie unser noch nicht vergessen haben. Aber Sie finden Aberdeenhouse nicht mehr wie damals, wo Sie als Gast bei uns weilten! Sie werden wohl gehört haben, welche düsteren Ereignisse inzwischen an uns herangetreten sind."

„Ich weiß Alles," fiel ihm der junge Advokat in's Wort. „Und ich komme eigens her, um meine Hilfe, wenn sie gewünscht werden sollte, anzubieten."

Dann wandte er sich zu Mrs. Argyle und erzählte

ihr in kurzen Zügen, was ihn zu diesem Besuche veranlasse.

„Sie werden nunmehr hoffentlich keine Aufdringlichkeit meinerseits in diesem Schritt sehen. Es ist vor Allem Eines, was mich veranlaßte, Ihnen so aus freien Stücken meine Hilfe anzubieten. Ich kann nicht an die Schuld glauben, deren man Ihre Schwester zeiht. Wenn auch alle Welt einer anderen Meinung ist, die meine wird dadurch nicht beeinflußt werden! Miß Ellen Aberdeen ist das Opfer eines lang geplanten und teuflisch durchgeführten Manövers geworden. Ich habe meine Vermuthungen, soweit es mir vorläufig vortheilhaft erschien, dieselben zu enthüllen, in einer Broschüre angedeutet, welche ich mir die Freiheit nahm, Ihnen kürzlich zu übersenden!"

„Ah! Sie sind der Verfasser derselben? Ich habe sie mit vielem Interesse gelesen. Wenn Sie wüßten, wie wohl Sie mir damit gethan haben, mit der Theilnahme, welche Sie der armen Ellen darin zollen!"

„Aber ich gedenke nicht dabei stehen zu bleiben, Mrs. Argyle. Hier thut ein schnelles und entschiedenes Vorgehen noth. Vor Allem bedarf Ihre Schwester eines Vertheidigers! Wollen Sie mir behilflich sein, daß sie mich dazu wählt?"

„Herzlich gern!" Sie unterschrieb schnell ein Formular, welches Edward Poë zu diesem Zwecke schon bei sich trug.

Die Gegenwart des Mannes that Mrs. Argyle wohl. Dieser junge Advokat besaß ein Wesen, welches unbedingt

Vertrauen einflößte. Ihr war es, als habe sie plötzlich einen Freund gewonnen — sie nicht allein, auch die arme bedauernswerthe Ellen.

Die geschäftlichen Formalitäten waren deshalb längst beendet, als Edward Poë noch immer in Aberdeenhouse neben der Schwester seiner Klientin saß.

Sie erzählte von dem düsteren Wittwenleben, welches sie jetzt führte, und unwillkürlich zitterte in ihre Worte hinein der Vergleich mit den glücklichen Tagen, welche sie in ihrer Heimath, im fernen Indien gesehen.

Der junge Advokat unterbrach beinahe jäh ihre Schilderung.

„Erzählen Sie mir lieber von jener Schreckensnacht, Mrs. Argyle. Ich meine immer, es müsse doch noch einen Halt geben, an welchen ich mich lehnen kann, wenn ich für die Unschuld Ihrer Schwester plaidire. Die geringfügigste Kleinigkeit kann eine Tragweite gewinnen, welche der Laie nimmer ahnt. Ist Ihnen denn nichts aufgefallen, nicht ein einziges charakteristisches Moment, welches neben den Einzelheiten jener Bluttthat Ihre Erinnerung beschäftigt?“

„Etwas Thatsächliches und Greifbares nicht, allein —“

„Sie stocken — Sie zögern? Fehlt es Ihnen an Vertrauen zu mir, der ich doch einen Theil meines Lebens willig dahin geben möchte, wenn es mir dadurch gelänge, Licht in diese dunkle Affaire zu bringen!“

Mrs. Argyle schüttelte das Haupt.

„Nein, Sir. Behüte der Himmel, daß Sie mich falsch verstehen. Wenn zu einem Menschen auf der Welt, so

habe ich zu Ihnen Vertrauen. Aber das, was ich meine, ist so nichtssagend, so unbedeutend, daß die Personen, welchen ich bisher davon Mittheilung gemacht, mich geradezu verlacht haben."

„Was kann das sein?"

„Ein Schatten —"

„Ein Schatten?" wiederholte der junge Advokat erstaunt.

„Jawohl. Ich sah ihn in dem Moment, als ich erwachte, um mein Kind ermordet zu finden. Sie wissen, daß der Schreck über die That, welche eben geschehen sein mußte, meinen Geist derart umnachtete, daß ich sofort in eine tiefe Ohnmacht fiel. Nichts, absolut nichts weiß ich! An nichts erinnere ich mich, als an einen Schatten."

Und als Edward Poë sinnend schwieg, fuhr sie lebhaft, ja leidenschaftlich im Tone fort: „Ich sehe ihn noch deutlich. Es war der Widerschein einer großen männlichen Gestalt, die eben davon eilte. Man hatte wohl wahrgenommen, daß ich erwacht sei, und da hatte man allen Grund, den Schauplatz der verruchten That so schnell wie möglich zu verlassen. Ich habe das auch dem Untersuchungsrichter mitgetheilt, in dessen Händen sich vorläufig das Geschick meiner Schwester befindet. Er hat mit den Achseln gezuckt und gemeint, das sei wohl nur ein Gebilde meiner Phantasie gewesen, ein Produkt des ängstlich erregten Zustandes, in welchem ich mich damals befunden. Andere waren weniger rücksichtsvoll in der Beurtheilung dieser meiner Aussage. Man schalt mich, daß ich die Wahrheit verdunkeln wolle. Jener Schatten sei

meine eigene Erfindung, von mir heraufbeschworen, um Ellen's Schuld nicht aufkommen zu lassen. Und ich schwöre Ihnen, daß dies keineswegs der Fall ist! Jener Schatten, er existirte. So oft ich der That gedenke, taucht er vor mir auf. Trotz des einen kurzen Momentes, da ich ihn gesehen, steht er voll in seinen Umrissen vor meinem geistigen Auge. Ich könnte ihn zeichnen, wenn es überhaupt möglich wäre, einem Schatten ein charakteristisches Gepräge zu verleihen!"

Edward Poë erhob sich. „Ich muß nun aufbrechen, Mrs. Argyle. Meine Geschäfte rufen mich nach London. Mit Ihrer gütigen Erlaubniß werde ich bald wieder in Aberdeenhouse vorsprechen und hoffentlich alsdann Gelegenheit haben, der Ueberbringer einer Nachricht zu sein, welche Sie kaum mehr erfreuen könnte, als mich selbst." —

Wenige Augenblicke darauf hatte Edward Poë die Abtei im Rücken. Ein leichtes Gefährt trug ihn bis zu der nächsten Station des Bahnstranges, welcher diese Landschaft mit London verbindet.

Unwillkürlich mußte der junge Advokat des Tages gedenken, wo er schon einmal diesen Weg zurückgelegt. Nur daß damals eine dichte, glitzernde und flimmernde Schneedecke über die Erde gebreitet war, während heute überall her die Gaben des Sommers ihn begrüßten, reifendes Obst an den Zweigen der Bäume, welche diesem Landweg behaglichen Schatten verliehen, und wogende Aehrenfelder, welche ihn hüben und drüben wie unabsehbare Meere einsäumten.

Es war noch nicht einmal lange her, daß er zuerst eben

diesen Weg zurückgelegt. Doch wie Vieles hatte sich nichtsdestoweniger inzwischen ereignet.

Damit flogen die Gedanken Edward Poë's wieder zu dem Prozeß zurück, in welchem er nunmehr als Vertheidiger eine bestimmte Rolle zu spielen hatte.

Wie merkwürdig im Grunde. Wer hätte das wohl an jenem Abend vermuthet, da er als Gast, als verirrter Wanderer Einlaß begehrt an dem hohen Thor des Hauptportals von Aberdeenhouse. Damals hatte er kaum mehr gekannt als den Namen des alten Geschlechts, welches in der Abtei hauste, während ihm nun das Geschick die Pflicht auferlegte, die Erbin des reichen Besitzes vor der Schande in ihrer ärgsten Gestalt, vielleicht sogar vor dem Tode von der Hand des Henkers zu bewahren.

So in emsige Gedankenarbeit vertieft, ward er es kaum gewahr, daß er bereits bis zur Bahnstation gelangt war.

Er mußte hier noch einige Zeit verweilen, bevor der Zug kam, mit welchem er zu fahren gedachte. Da der Tag heiß war und der Staub auf der Landstraße seine Kehle ausgedörrt hatte, ließ er sich einen kühlenden Trunk bringen. Aber er hatte das Glas kaum an die Lippen gesetzt, als Worte an sein Ohr tönten, welche seine Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade fesselten, daß er seinen Durst für den Augenblick darüber vergaß.

An einem Nebentisch saßen drei bis vier Leute beisammen. Eine erkleckliche Anzahl Flaschen bewies, daß sie einen ansehnlichen Durst gelöscht hatten. Und davon zeugte auch die aufgeräumte Stimmung, in welcher sie sich allem Anschein nach befanden.

„Goddam," sagte der Eine. „Kommt so eine Hexe aus Indien nach England, um Aberdeenhouse mit seinen Gütern zu erben. Daß sie das überhaupt gehofft, schon dafür verdient sie gehenkt zu werden!"

„Sie wird es ohnehin," versetzte der Andere. „Mir ist die Seligkeit nicht so gewiß, wie jener der Galgen!"

„Auf daß wir sie recht bald daran baumeln sehen," fügte der Dritte hinzu, sein Glas schwenkend. „Hui! Ich kann den Moment gar nicht mehr abwarten!"

Der junge Advokat spürte, daß ihn etwas wie Ekel überkam. Aber die Wahrnehmung, welche er schon früher des Oefteren gemacht, ward ihm auch heute wieder zur Gewißheit: der Haß, welchen alle Welt wider Ellen Aberdeen empfand, war geflissentlich in's Leben gerufen, und es existirte Jemand, der ein Interesse daran hatte, ihn auf jede Weise zu schüren.

Wer in aller Welt jedoch konnte das sein!

Nochmals gab sich Edward Poë die erdenklichste Mühe, ihn ausfindig zu machen. Aber die Minen für diesen Plan waren so tief gelegt und so geschickt verborgen, daß sich keine Spur entdecken ließ.

Der junge Advokat konnte dadurch weder froh gestimmt werden, noch Zuversicht auf den guten Ausgang des Prozesses gewinnen. Er hatte alle seine Hoffnung darauf gesetzt, daß es ihm gelingen werde, jenes geheimnißvolle Räderwerk ausfindig zu machen, durch welches der öffentliche Haß wider seine Klientin stets neue Nahrung erhielt. Daß sie schuldlos sei — daran hatte er ja niemals gezweifelt. Und noch weniger, als er sie erst sah und kennen

lernte. Als Vertheidiger mußte er ja so oft zu ihr gelassen werden, als es Einem von ihnen Beiden nöthig erschien. Da konnte ihm denn die Reinheit im Charakter des Mädchens nicht verborgen bleiben; auch ein minder geschärfter Blick, als ihn Edward Poë besaß, hätte erkennen müssen, daß an den Händen Ellen's auch nicht ein Tropfen Blut klebte.

Diese Ueberzeugung wuchs bei ihm in demselben Maße, wie andererseits seine Aussichten schwanden, ein freisprechendes Urtheil für seine Klientin zu erwirken.

Die Anzeichen für ihre Schuld — das mußte er sich selbst gestehen — waren in erdrückender Weise vorhanden, während sich zu ihrer Entlastung nichts vorbringen ließ, absolut nichts, als etwa ihre Jugend und das schuldlose Leben, welches sie bisher geführt.

Allerdings war ein einziger Umstand vorhanden, welcher günstig für Ellen Aberdeen in die Wagschale hätte fallen können — jener Schatten, welchen Mrs. Argyle in der Mordnacht gesehen haben wollte.

Die Erzählung hatte Edward Poë's ganzes Interesse erregt. Er unterließ deshalb nicht, die genauesten Nachforschungen anzustellen, wer etwa in jener Nacht im Hotel gewesen sei. Er scheute selbst eine Reise nach Dover nicht.

Aber das Alles brachte nicht Klarheit in die Angelegenheit. Muthlos, unverrichteter Sache kehrte der junge Advokat nach London zurück.

Er kam nachgerade selbst zu dem Schlusse, daß jener Schatten nur ein Produkt der Erregung gewesen sein müsse, von welcher Mrs. Argyle in jenem Moment befallen war.

Ihn aber als Beweis für die Unschuld Ellen Aberdeen's in seiner demnächstigen Vertheidigungsrede anzuführen — nein, daran durfte Edward Poë, wofern er sich nicht vor aller Welt lächerlich machen wollte, niemals denken.

6.

So nahte der Tag der öffentlichen Verhandlung heran.

Der Andrang des Publikums zu derselben war beispiellos. Man erkämpfte seinen Platz, man ließ alle Verdrießlichkeiten des Wartens und Gedrängtwerdens über sich ergehen, um nur ja Zeuge des Schauspiels zu sein, welches bevorstand.

Edward Poë musterte die Anwesenden nicht ohne Besorgniß. Er wußte, wie schwerwiegend die Stimmung des Publikums auf den Gang einer Gerichtsverhandlung mitunter einwirken kann. Nicht als ob sich die Richter dadurch in ihrem Urtheil beeinflussen ließen, aber die Angeklagte konnte eingeschüchtert werden und Aussagen machen, deren Tragweite niemals wieder zu verringern wäre.

Von diesen Leuten hier — das sagte sich der junge Advokat — hatte die arme Ellen Aberdeen kein Mitleid zu erwarten.

Um so erstaunter war er, als ganz das Gegentheil von dem eintrat, was er gefürchtet. Denn als seine Klientin in den Saal trat, durchfuhr denselben ein lautes Murmeln der Verwunderung. Kein Laut des Hasses ließ sich vernehmen. Alle jenen bösen Geister verstummten unter dem Bann, welchen das unglückliche Kind ausübte.

Von Furcht, von Beklemmung verrieth sie keine Spur.

Aus ihren Augen strahlte die Unschuld mit so deutlichem Schein, daß Edward Poe selber davon bis in das innerste Mark getroffen wurde.

Außerdem kam ihm Ellen Aberdeen heute schöner vor als sonst. Ihr Haupt umzitterte die Glorie des Märtyrerthums und verlieh ihren Zügen einen solchen Reiz, daß der junge Advokat kaum den Blick davon abwenden konnte.

Ellen's blasses Antlitz schien ihm etwas Ueberirdisches zu besitzen. Ihr volles glänzendes Haar umschlang als einfache Flechte das Haupt. Sie trug die Kleidung eines Hindumädchens, das feine weiße Gewand, durch dessen Falten die schönen elastischen Formen des jugendlichen Körpers in ihrer ganzen Anmuth hindurch schimmerten. Als Ellen ihrer Schwester ansichtig wurde, sprang sie von ihrem Sitz auf und streckte mit leidenschaftlicher Geberde die Hände nach ihr aus.

Ein Murmeln der Bewegung durchlief die Menge. Edward Poe durfte nun nicht mehr daran zweifeln, daß diese für Ellen gewonnen sei.

Das gab auch ihm seinen Muth zurück und erfüllte ihn mit Hoffnungen, die schon fast aus seiner Brust geschwunden waren.

Während dessen hatte der Vorsitzende die Verhandlung eröffnet und der Staatsanwalt die Gründe zur Anklage vorgebracht.

Sie schilderten jene bekannten Ereignisse der Schreckensnacht. Nach dieser Auffassung war Ellen Aberdeen unbedingt schuldig. Sie hatte den Mord an ihrem jugend-

lichen Neffen aus feiler Habgier begangen, in der wohldurchdachten Geflissenheit, Erbin seines Vermögens zu werden. Mildernde Gründe seien unter allen Umständen auszuschließen.

Dumpfes Schweigen folgte diesem Vortrage.

Der Vorsitzende unterbrach es, um die Zeugen zu vernehmen.

Die Aussagen derselben konnten wenig von Belang sein. Sie rührten zumeist von Bediensteten des Hotels de Calais in Dover her, die vernommen wurden, ob sie Verdacht hätten gegen Jemand, der in jener Nacht im Hause weilte. Sie hatten jedoch insgesammt nichts Auffälliges bemerkt und waren vor Allem bei der Anzahl der Fremden, welche täglich dies große Hotel bevölkerten, nicht einmal in der Lage, jedem Einzelnen eine so intensive Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Nun wurde Mrs. Argyle verhört.

„Meine Schwester ist unschuldig," rief sie in mächtiger Aufwallung ihres Schmerzes. „Sie würde ihr Leben hingegeben haben, um mein armes Kind zu retten! Sie würde gern sterben, um mir es wieder zu geben — sie, die meinen Sohn ebenso geliebt hat, wie ich selber." Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Der Vorsitzende zuckte mit den Achseln. „Haben Sie weiter nichts anzugeben?" sagte er. „Richtet sich nicht Ihr Verdacht auf Jemand, von dem Sie annehmen, daß er den Mord begangen haben könnte?"

„Gewiß," versetzte Mrs. Argyle entschieden. „Ich sagte ja bereits, daß ich einen Schatten —"

„Ah,“ entgegnete der Präsident ironisch. „Sie werden doch nicht verlangen, daß man ein solches Märchen glaubt. Aber Sie haben hier die volle Befugniß zu sprechen! Erzählen Sie also, was Sie von jenem Schatten wissen!“

Ein Lärm, welcher in diesem Augenblick entstand, verhinderte Mrs. Argyle, dieser Aufforderung Folge zu leisten.

Unter der Zuhörerschaft war ein Tumult entstanden, welcher dieselbe in zwei Parteien spaltete.

Der Präsident mußte wohl oder übel die Sitzung unterbrechen, indem er gleichzeitig Konstablern befahl, die nöthige Ruhe wieder herzustellen.

Es gelang ihnen erst nach längerer Zeit und nur mit Aufgebot aller Energie. Dabei war es nöthig geworden, einige Verhaftungen vorzunehmen, um die Personen, welche sich den Aufforderungen der Sicherheitsorgane nicht fügen wollten, mit der entsprechenden Strafe zu belegen.

Besonders ein Individuum hatte der Polizei bedeutende Schwierigkeiten gemacht. Der Mann verhöhnte jede Aufforderung, sich ruhig und geziemend zu verhalten, und wüthete wie ein Besessener, als man ihn zwingen wollte, den Zuhörerraum zu verlassen.

Der Konstabler, welcher diesen Bericht überbrachte, setzte noch hinzu, daß übrigens jener Mensch die Veranlassung zu der ganzen Ruhestörung gegeben habe. Man ertappte ihn dabei, wie er einige der Zuhörer zu Mißfallsäußerungen wider die Angeklagte verleiten wollte. Da er hierdurch bei vielen der Anwesenden auf eine entgegengesetzte Ansicht stieß, entstand jene Scene, welche die Gerichtsverhandlung störte.

Durch Edward Poë's Stirn zuckte ein Plan.

„Ich stelle den Antrag, Herr Präsident,“ sagte er schnell, „uns jenen Mann hier vorzuführen.“

„Weshalb?“ fragte der Vorsitzende verwundert.

„Die Art und Weise, wie er Propaganda wider meine Klientin macht, erscheint mir verdächtig. Ich hatte längst die Ueberzeugung, daß Jemand ein bestimmtes Interesse daran hat, Ellen Aberdeen in der Oeffentlichkeit mißliebig zu machen. Ich bitte demnach, jenen Mann nach dem Beweggrunde zu fragen, weshalb er die Menge aufhetzt.“

Das leuchtete so vollkommen ein, daß dieser Antrag auf keinen Widerspruch stieß. Wenige Minuten darauf wurde der Verhaftete in den Saal geführt.

Er war ein großer schlanker Mann. Sein Gesicht hätte für schön gelten können, wenn nicht das Laster seine Zeichen hinein geschrieben. Die Kleidung war verlottert, trotz eines Anflugs von Eleganz, sein Benehmen keck, roh, ohne Achtung vor dem Ort, wo er sich befand.

Er begann sofort zu fluchen und zu schimpfen, wie man dazu käme, ihn, einen freien Mann, wider alles Recht in Haft zu nehmen.

„Wie heißen Sie?“ fragte der Vorsitzende.

Der Vorgeführte gab an, daß sein Name Benjamin Brown laute. Er sei in der Grafschaft Sussex geboren und lebe von dem Ertrage einer Agentur, welche er im Auftrage eines Dubliner Waarenhauses führe.

Briefschaften und Dokumente, welche er gleichzeitig vorlegte, ließen keinen Zweifel an der Wahrheit dieser Aussagen aufkommen.

„Was in aller Welt hat Ihnen denn die Angeklagte gethan,“ fragte der Präsident, „daß Sie einen solchen Eifer daran setzen, die Menge wider sie aufzuhetzen?“

„Sie ist eine Hexe,“ schrie der Mann, „die der Satan holen möge. Eine Giftmischerin, welche noch viel Unheil anstiften wird, wenn sie nicht unschädlich gemacht wird. Man soll nur ordentlich nachforschen, dann wird sich schon herausstellen, daß sie außer dem einen Morde noch manchen andern auf dem Gewissen hat.“

Bei diesen rohen Worten, welche mit einer drohenden Geste wider Ellen Aberdeen herausgestoßen wurden, zitterte diese wie Laub, das der Sturm schüttelt.

Der Vorsitzende verwies dem Manne solche Invektiven und forderte ihn auf, die Antwort zu geben, um die er ihn befragt.

Inzwischen war es aber dunkel geworden, und die Verhandlung mußte wiederum auf einige Minuten ausgesetzt werden, bis die Gerichtsdiener die Gasflammen angezündet hatten. Bei dem ersten Aufflammen derselben — der Vorsitzende hatte noch nicht wieder das Wort ergriffen — stieß Mrs. Argyle plötzlich einen bangen, zitternden Schrei aus.

„Dort,“ rief sie, während sie sich nur mühsam aufrecht erhielt. „Ich erkenne ihn deutlich wieder — der ist es, der mein Kind —“

Sie konnte nicht weiter sprechen. Ihre Zunge schien erstarrt zu sein. Die Rechte hatte sie erhoben und auf einen Schatten gestreckt, welcher sich dunkel, in scharfer Prägung von der weiß getünchten Wand des Sitzungssaales abhob.

Dieser Schatten rührte von eben dem Manne her, welcher verhaftet worden war, weil er die Menge zum Haß wider die Angeklagte Ellen Aberdeen verleitet hatte.

All' das geschah so unerwartet und brachte eine solche Wirkung unter den Anwesenden hervor, daß ein dumpfes Gemurmel den Saal durchlief.

Edward Pos erhob sich schnell.

„Ich ersuche den hohen Gerichtshof, sich mit diesem Benjamin Brown näher zu beschäftigen. Vor Allem bitte ich, daß festgestellt wird, wo er in jener verhängnißvollen Nacht gewesen. Eine Auskunft wird sich doch wohl darüber erzielen lassen. Ueberhaupt muß ich im Interesse meiner Klientin darum ersuchen, daß sofort Nachforschungen angestellt werden, was für ein Mensch denn dieser Benjamin Brown ist. Das Vorleben desselben, seine Persönlichkeit erscheinen mir so bedeutsam für die Sache, welche wir hier behandeln, daß die größte Eile und Genauigkeit erwünscht ist."

Der Verhaftete zuckte höhnisch mit den Schultern. Auch der Vorsitzende schien nicht eben geneigt zu sein, wegen dieses Zwischenfalls die Verhandlung zu unterbrechen.

„Vielleicht kennt einer der Anwesenden diesen Mann näher," sagte er, zum Zuhörerraum gewendet. „Für diesen Fall ersuche ich den Betreffenden, die Fragen zu beantworten, welche der Herr Vertheidiger an ihn zu stellen für nöthig erachtet."

Der Konstabler öffnete die Thür zum Sitzungssaal und ließ einen Mann eintreten.

Es war Will Sideler, der Haushofmeister von Aberdeenhouse.

Als der Verhaftete denselben bemerkte, zuckte er krampfhaft zusammen, wie wenn er von einem elektrischen Schlage getroffen worden wäre.

Will Sideler trat dicht an ihn heran.

„Jawohl, er erkennt mich," sagte er, zu Edward Poë gewendet. „Ebenso wie ich ihn erkenne, trotz der Veränderungen, welche die Zeit und das Laster in seine Züge gegraben. Es ist derselbe, von dem ich Ihnen damals erzählte, als Sie an jenem Abend in Aberdeenhouse weilten, der alles Unheil, das nur gedacht werden kann, über sein Geschlecht gebracht hat — es ist der Sohn von Sir Francis Aberdeen!"

Es ist begreiflich, daß diese Erklärung Will Sideler's die größte Sensation hervorrief. Im Zuhörerraum, wo doch noch kurz zuvor Tumult geherrscht hatte, war es so still, daß man das Rascheln eines niederfallenden Blattes hätte vernehmen können.

Lautlos starrte die junge Angeklagte um sich. Man sah es ihrem irrenden, suchenden Auge an, daß sie noch immer nicht begriff, was sich hier zutrug. Das war erklärlich, da sie die Sprache des Landes trotz ihrer Abstammung doch nicht wie eine geborene Engländerin beherrschen konnte. Ueberdies hatten sich die Ereignisse der jüngsten Minuten so schnell zugetragen, so ohne jede Vermittelung, daß es wohl möglich war, wenn das angsterfüllte junge Wesen nicht allen Phasen zu folgen vermochte.

Plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus — einen Schrei, wie er sich nur dann den Lippen des Sterblichen entringt, wenn die höchste Gefahr oder ein großes, unerwartetes Glück auf ihn einstürmt. Die Brust kann in solchem Moment die Freude oder das Weh nicht fassen; sie würde zerspringen, wenn sie sich nicht mit einem solchen Laut gleichsam entladen könnte.

Ellen Aberdeen war in die Kniee gesunken. Die Arme hatte sie nach der Sitte des Volkes, zu welchem sie sich stets gerechnet, etwas erhoben, das schöne bleiche Antlitz halb gesenkt. Auch wenn sich Ellen Aberdeen's Lippen nicht leise bewegt hätten, so wäre doch für Jedermann offenbar gewesen, daß sie in diesem Augenblick betete.

Dann sprang sie jäh auf und warf sich unter krampfhaftem Schluchzen an den Hals ihrer Schwester.

Der Vorsitzende nahm nunmehr die auf so unerwartete und merkwürdige Weise unterbrochene Verhandlung wieder auf.

Seine Stimme zitterte merklich, als er zu sprechen begann. Die Scene, welche man soeben erlebt, hatte selbst diesen ernsten, harten Mann derart ergriffen, daß er seine Erregung nur mühsam bemeistern konnte.

Mit begreiflicher Spannung nahm man seine Ausführung entgegen. Er setzte sachlich scharf auseinander, daß der Prozeß durch diesen Zwischenfall natürlich in ein anderes Fahrwasser gelangt sei. Man brauche sich nicht allzu optimistisch der Hoffnung hinzugeben, daß die Angeklagte nunmehr schon von aller Schuld entlastet sei. Aber in ein günstigeres Stadium sei ihre Lage ohne jeden

Zweifel getreten. Wenn jener Mann, welcher angeblich Benjamin Brown heiße, wirklich der Sohn des verstorbenen Sir Francis Aberdeen sei, dann läge es freilich nicht fern, weshalb er nicht nur vielleicht jenen Mord begangen, sondern auch, aus welchem Grunde er ihn auf das Haupt eines Anderen zu wälzen solchen Eifer zeigte.

„Legen Sie ein reumüthiges Bekenntniß ab," unterbrach er sich, indem er sich zu dem angeblichen Benjamin Brown wandte. „Bedenken Sie, daß es bei den Mitteln, über welche heute die Justiz verfügt, nicht schwer fallen kann, über kurz oder lang Ihren wirklichen Namen festzustellen. Der Strafe für das Verbrechen, das zu richten wir hier beisammen sind, dieser werden Sie allerdings selbst durch ein Geständniß nicht entgehen. Aber das Gesetz stellt ausdrücklich für Denjenigen alle Milderungsgründe in Aussicht, welcher der Gerechtigkeit die Wege ebnet, wenn sie ihres mühevollen und verantwortungsschweren Amtes zu walten hat!"

Der Mann stieß ein rohes Lachen aus.

„Goddam, Sir," sagte er, „mit solchen Manövern werden Sie mich nicht fangen. Glauben Sie, ich bin ein Kind, das eine Schuld eingesteht, wenn man ihm auf den Kopf zu behauptet, daß es dieselbe begangen? Ich heiße Benjamin Brown, meine Papiere sind in Ordnung, und da möchte ich einmal sehen, wer es wagen sollte, mir etwas am Zeuge zu flicken."

Er machte Miene, sich zu entfernen, aber ein Wink des Präsidenten veranlaßte die Konstabler, ihm den Weg zu versperren.

Der Gerichtshof zog sich darauf zurück, um darüber zu berathen, wie man sich gegenüber der nunmehr veränderten Sachlage zu verhalten gedenke.

Schon nach kurzer Zeit erschienen die Richter wieder im Sitzungssaal.

Der Beschluß fiel so aus, wie es Edward Poe erwartet hatte. Die Sache wurde vertagt, um inzwischen festzustellen, ob und wie weit jener angebliche Benjamin Brown an dem Verbrechen betheiligt gewesen.

Einen Antrag Edward Poe's, seine Klientin gegen eine entsprechende Kaution auf freien Fuß zu setzen, lehnten die Richter vorläufig ab. Dagegen verfügten sie anderseits, daß auch Benjamin Brown in Haft zu behalten sei.

So lieb es Mrs. Argyle gewesen wäre, die Schwester sogleich bei sich zu behalten, mußte sie dennoch dem Geschick schon für die günstige Wendung danken, welche das Loos der Bedauernswerthen genommen.

Sie schloß Ellen zum innigen Abschiedsgruß in ihre Arme und ertrug den Schmerz, sie von den Schergen des Gerichts wiederum in Gewahrsam geführt zu sehen, in der gewissen Hoffnung, daß man den Kelch des Leidens aller Voraussicht nach beinahe geleert habe.

Nicht so willig fügte sich Benjamin Brown dem Beschluß des Gerichtshofes. Er tobte wie ein Besessener und schimpfte in den wildesten Ausdrücken. Dabei offenbarte sich die ganze Rohheit seines Wesens auf das Deutlichste. Er wich schließlich nur der Gewalt. Konstabler mußten den starken, wüthenden Mann gefesselt in seine Zelle schleppen.

Als er bei Will Sideler vorüber kam, stieß er einen grimmigen Fluch gegen ihn aus.

„Bleiben Sie bei Ihrer Aussage,“ fragte der Vorsitzende den alten Haushofmeister, „und sind Sie dessen auch gewiß, daß Sie sich, von einer etwaigen Aehnlichkeit getäuscht, nicht irrten, indem Sie behaupteten, daß jener Mann der verstoßene Sohn des verstorbenen Besitzers von Aberdeenhouse ist?“

Will Sideler erhob die Rechte: „Ich schwöre es, Sir, bei meiner Seligkeit und derjenigen meines geliebten Herrn. Uebrigens handle ich nur in seinem Auftrage, wenn ich an dieser Stelle hier erscheine. Als der Tod schon seine Lippen erstarren ließ, flüsterte er mir noch gewisse trübe Vermuthungen in das Ohr, die vielleicht sein Scheiden aus der Welt beschleunigt hatten. In dem Frevel, von welchem er damals jähe Kunde erhielt, wollte er die Hand seines verlorenen, ungerathenen Sohnes erkannt haben. Ich suchte es ihm auszureden; ich beschwor ihn, einem so gräßlichen Verdacht, für welchen damals doch nicht die mindeste Veranlassung vorhanden war, keinen Raum zu geben. Allein der Sterbende blieb bei seiner Vermuthung. In seine Hand mußte ich das feierliche Versprechen ablegen, daß ich dem Verdacht, welcher ihm vorschwebte, weiter nachgehen würde. Sie können sich denken, daß ich mich nur schwer zu einem solchen Schritte entschließen konnte — schon deshalb, weil ich den Namen des theuren Todten nicht in seinem Sohne gebrandmarkt sehen mochte. Denn ich habe diesen, als er ein Kind war, auf den Armen getragen und ihm alle Liebe und Sorgfalt zu Theil werden

lassen, mit denen man sonst nur sein eigen Fleisch und Blut verhätschelt. Da er schon seit Jahren verschollen war, so daß man versucht sein durfte, an seinen Tod zu glauben, trug ich um so mehr Bedenken, der Vermuthung meines Herrn Worte zu verleihen. Aber was ich für Fieberphantasien eines Sterbenden gehalten, ist, wie ich nunmehr erkenne, ein leider nur zu wohl gegründeter Verdacht gewesen. Und ich durfte nun nicht schweigen, wo es sich darum handelte, durch meine Aussage eine Bedauernswerthe von einem Verbrechen zu entlasten, welches sie nach der Meinung Aller, die sie kennen, niemals begangen haben kann."

Die Richter hörten ihn an, ohne ihn auch nur mit einer Silbe zu unterbrechen. Dann schloß der Vorsitzende für diesen Tag die Verhandlung, nicht minder von dem bewegt, was dieselbe geboten, als der letzte Besucher des Zuschauerraums.

Das Volk strömte hinaus durch die weitgeöffneten Thore, um auf dem Platze vor dem alten ehrwürdigen Gerichtsgebäude, zusammengerottet zu einzelnen dichten Gruppen, noch lange Zeit hindurch die Vorgänge dieses ereignißreichen Tages zu besprechen.

7.

Edward Pos hatte Mrs. Argyle nach Aberdeenhouse begleitet. Die Erregung, welche mit der Gerichtsverhandlung verknüpft gewesen war, und die vereinsamte Lage, in welcher sich die junge Wittwe befand, machten es beinahe nothwendig, daß er derselben seine Sorge eingehender zu

Theil werden ließ. Die plötzliche Hoffnung, welche sich an eine gänzliche Verzweiflung gereiht hatte, war in ihrem jähen Uebergange der ohnehin zerrütteten Gesundheit der schwer geprüften Frau kaum förderlich gewesen. Sie siechte dahin wie eine Pflanze, welche aus dem lichten Sonnenstrahl in stockdunkle Nacht und dann wieder ebenso schnell ohne jede Vermittlung in jenen zurück versetzt wurde.

Edward Poë verweilte jetzt Tage hindurch in Aberdeenhouse. So oft es nur seine Zeit erlaubte, sprach er vor; und Mrs. Argyle entließ ihn immer nur, nachdem sie das Versprechen erhalten, daß er recht bald wiederkehren werde.

Sie bedurfte seiner Unterstützung übrigens nicht allein in diesem unseligen Prozeß. Bei der Unkenntniß der Verhältnisse, in welche sie gerathen, war es absolut nothwendig, daß ihr ein willensstarker, welterfahrener Mann zur Seite stand.

Wo Edward Poë's Zeit nicht ausreichte, wurde er, so gut es eben anging, von dem alten Haushofmeister unterstützt.

Durch das beiderseitige Ziel, welches sie verfolgten, kamen die wackeren Männer naturgemäß in nahe Beziehungen. Daraus entstand ein Verkehr, welcher auf der höchsten Achtung und Verehrung beruhte und sich schließlich zu einer Freundschaft entwickelte, die weder durch die Verschiedenheit des Alters noch der Lebensstellung den mindesten Abbruch erlitt.

Oft saßen sie bis spät in die Nacht hinein beisammen, um in verständiger Rede ihre Ansichten zu tauschen. Dann

besorgte ihnen die Schaffnerin den kräftigen Gewürzwein, welcher Edward Pos schon so gemundet hatte, als er zum ersten Male seinen Fuß in die alte Abtei gesetzt. Auch in derselben Halle weilten sie zumeist, welche der junge Advokat bereits an jenem Abend kennen gelernt hatte. Und da der Herbst ziemlich früh und mit fast winterlicher Strenge über die Landschaft gekommen war, fehlte auch in dem mächtigen Kamin die lustig flackernde Flamme nicht, von welcher sich erwärmende Wellen über das ganze Gemach hin ergossen.

Dann pflegte Will Sideler aus seinem Leben zu erzählen. So eintönig es dem ersten Anschein nach verflossen war, so reich war es nichtsdestoweniger an ereignißschweren Momenten. Alles, was die Abtei seit vielen Jahrzehnten an Freud und Leid gesehen, spiegelte sich darin wieder. Es gab nicht das geringste Vorkommniß im Leben des verstorbenen Sir Francis Aberdeen, wovon der alte Haushofmeister nicht Kenntniß gehabt hätte.

Der junge Advokat hörte gern zu. Wenn er schon früher Interesse empfunden hatte für die Abtei und ihre Bewohner, so mußte dasselbe noch gewachsen sein, seitdem er der Anwalt der jungen Herrin von Aberdeenhouse geworden.

Am häufigsten jedoch mußte ihm Will Sideler von dem Verhältniß erzählen, in welchem Sir Francis Aberdeen zu seinem Sohne gestanden hatte. Edward Poë brachte oft das Gespräch mit voller Absichtlichkeit darauf, selbstverständlich nicht aus bloßer Neugierde. Jede Kleinigkeit vielmehr, jeder bedeutungslose Zug, welchen ihm der alte

Haushofmeister von Robert Aberdeen — so hieß der Sohn von Sir Francis — mittheilte, erschien Edward Pos wesentlich für die Sache, welche seinen Geist beschäftigte.

„Er war niemals etwas werth," sagte Will Sideler traurig. „Schon in frühester Jugend zeigte er Hang zu einem ungeordneten, verwahrlosten Leben. Vielleicht trifft uns Alle eine gewisse Mitschuld — nicht zum Mindesten Sir Francis und mich. Denn wir liebten ihn, wie das begreiflich ist, da er der einzige Sohn des Schloßherrn war und sein fröhlicher Sinn, seine gefällige Außenseite uns die ersten Streiche, in denen wir damals nur den Uebermuth einer glücklichen, sorgenlosen Jugend sahen, nicht in ihrer wirklichen Gefährlichkeit erkennen ließen."

„Einmal muß sich jedoch sein Charakter in dem wirklichen Lichte gezeigt haben," warf der junge Advokat ein.

„Allerdings. Sir Francis hatte ihn in die Akademie nach Elton geschickt, damit er dort in jener vornehmen Anstalt die für seinen Stand und seine Zukunft unerläßlichen Kenntnisse erwerbe. Aber hier brach seine zügellose Natur erst durch. Wahrscheinlich traf er Elemente, die ihm gleichartig waren und einen schädlichen Einfluß auf ihn ausübten. Er wurde am Ende mit Schimpf und Schande von der Anstalt gejagt, wo er neben den unrühmlichsten Erinnerungen noch so viele Schulden und andere Verpflichtungen hinterließ, daß Sir Francis es sehr schwer wurde, einen öffentlichen Skandal zu verhindern."

„Weiter," drängte der junge Advokat, dem daran liegen mußte, daß Will Sideler mit Uebergehung aller Unwich-

tigkeiten möglichst schnell auf den Kern der Angelegenheit komme.

„Sir Francis nahm ihn nun nach Hause. Er hoffte vielleicht, daß das junge Gemüth unter seinen Augen und nach seinem Beispiel wieder in bessere Bahnen einlenken werde. Aber er mußte bald genug einsehen, wie schmerzlich er sich getäuscht. Robert Aberdeen setzte in der Abtei nur das Leben fort, welches er in Elton begonnen, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Aufsicht, welcher er dort doch mehr oder minder unterworfen gewesen, nunmehr einer schrankenlosen Freiheit gewichen war."

Der alte Mann hielt einen Augenblick inne, überwältigt von den Erinnerungen, welche bei seiner Erzählung auf ihn einstürmten. Dann fuhr er fort: „So konnte das natürlich nicht weiter gehen. Das begriff Sir Francis ebenso gut, wie wir Alle, denen am Wohle unseres theuren Herrn gelegen war. Wir redeten ihm deshalb zu, daß er Robert auf Reisen schicke. Das Bewußtsein, auf sich selbst angewiesen zu sein, übte vielleicht den guten Einfluß auf ihn aus, dem er sich hier beständig zu entziehen wußte. Robert selber widersprach nicht. Der Vorschlag schien nur seinen geheimsten Wünschen zu entsprechen. Er nahm die guten Rathschläge, und noch lieber die Banknoten, welche ihm Sir Francis auf den Weg gab, an, um so schnell wie möglich Aberdeenhouse im Rücken zu haben.

Sir Francis hatte gewollt, daß Robert Deutschland kennen lerne. Alte Beziehungen, welche er mit dortigen Bekannten unterhielt, sollte der Sohn auf diese Weise erneuern. Aber der Taugenichts hatte ganz andere Pläne.

Einmal unterwegs, veränderte er sein Reiseziel. Statt nach Deutschland, ging er nach Frankreich, um die Vergnügungen, nach denen er stets gelechzt, aus dem Grunde kennen zu lernen."

„Ich ahnte es beinahe," murmelte Edward Poë.

„Was nun folgte, können Sie sich denken. Sir Francis war empört über den Ungehorsam seines Sohnes. Die Bitten, die Befehle, welche der Vater an Robert ergehen ließ, verlachte dieser einfach. Inzwischen war er nach Paris gekommen und hatte sich hier vollkommen in den Strudel von Vergnügungen und Ausschweifungen jeder Art gestürzt. Die Drohungen des Vaters, daß er ihm die Mittel zum Lebensunterhalt entziehen würde, beantwortete er damit, daß er auf's Neue Schulden über Schulden anhäufte. Sir Francis war schwach genug, dieselben zuerst trotz des Widerrathens seiner Freunde zu bezahlen. Er hoffte noch immer Rückkehr und Besserung. Aber was wir Alle gefürchtet, trat nunmehr doch ein. Berichte, welche von Paris aus nach Aberdeenhouse gelangten, meldeten, daß Robert ein nur noch tolleres Leben als zuvor führe. Sir Francis begriff, daß er diesem Treiben nicht mehr mit verschränkten Armen zusehen dürfe. Er war das dem alten ruhmvollen Namen schuldig, welchen er führte, den vielen Wesen, welchen seine eigene Wohlfahrt Mittel und Unterhalt gewährte. In einer Anwandlung von Energie, welche ihm kaum Jemand zugetraut hätte, that er endlich den Schritt, welcher längst nothwendig gewesen wäre. Er erklärte öffentlich, daß er für die leichtsinnigen Schulden seines Sohnes nicht aufkomme, und

ließ ihn durch die Gerichte für einen Verschwender erklären."

„Das war mannhaft!"

„Wenn es nur einen Erfolg gehabt hätte!"

„Wahrscheinlich beschleunigte es den Riß, der doch nicht mehr zu heilen war."

„Sie ahnen das Richtige," entgegnete Will Sideler. „Ein Anderer hätte nun wohl die Kniee des Vaters umschlungen, um Verzeihung für die Vergangenheit zu erlangen. Daß sie ihm zu Theil geworden wäre, daran bestand doch kein Zweifel. Aber Robert Aberdeen war nicht die Natur für einen solchen Schritt. Er suchte seinen Vater auf, aber nur um —"

Wieder hielt der alte Mann inne, wie wenn es ihm hart ankäme, seinen Gedanken Ausdruck zu gewähren.

„Es war im Winter," fuhr er dann fort, „ein kalter, von Frost und Schneegestöber begleiteter Abend, etwa wie jener, da Sie zuerst nach Aberdeenhouse kamen. Wir saßen wie gewöhnlich in der Halle beisammen. Plötzlich ging ein Gemurmel durch den Raum. Ein Diener behauptete, auf dem Korridor den Sohn des Schloßherrn gesehen zu haben. Trotz des Halbdunkels, welches in dem weiten, hohen Gange herrschte, wollte er ihn erkannt haben, obwohl er dicht vermummt gewesen und an ihm im hastigsten Schritt vorüber geeilt war. Sie können sich denken, welche Stimmung diese Nachricht bei uns hervorrief. Jeder frohe Laut erstarb uns auf den Lippen; wie zugeschnürt schienen unsere Kehlen. Wir Alle hatten das Bewußtsein, daß von den nächsten Stunden das Glück

unseres theuren Herrn ebenso wie die Zukunft des alten Geschlechts abhänge. Schon in kurzer Frist bestätigte sich übrigens die Kunde, welche man uns zugeflüstert. Robert Aberdeen war in der That zurückgekehrt. Um alles Aufsehen zu vermeiden, hatte er das Gefährt, welches ihn gebracht, schon eine Strecke vor der Abtei verlassen und war trotz des wirbelnden Schneegestöbers zu Fuß auf einem Seitenwege in das Haus seiner Väter gelangt."

Die Stimme Will Sideler's hatte sich bis zum Flüsterton abgedämpft. Er schien zu fürchten, daß noch ein anderes Ohr als das des Mannes, welchem seine Erzählung galt, dieselbe erlauschen könne.

„So verging der Abend unter allgemeiner Spannung. Ich hatte von Minute zu Minute gehofft, daß uns Sir Francis die Nachricht von der Heimkehr des jungen Herrn würde zu Theil werden lassen. Bei der Innigkeit des Verkehrs, mit welcher er auch den Letzten seiner Untergebenen an sich fesselte, wäre eine solche Kunde nicht merkwürdig gewesen. Da sie ausblieb, glaubte ich nicht fehl zu gehen, wenn ich darin schon ein böses Omen erblickte. Nur einmal gelangte eine Nachricht vom oberen Stockwerke an uns. Sir Francis befahl, daß seinem Sohne ein Imbiß zubereitet und ein Zimmer für die Nacht hergerichtet werde. Der Lieblingsraum, in welchem sich Sir Francis aufzuhalten pflegte, war das Bibliothekzimmer, das gothisch gewölbte, trauliche Gemach mit jener reichen, alterthümlichen Ausstattung, wie sie alle Räume der Abtei aufweisen. Hier hatte Robert seinen Vater angetroffen, und hier hatten sie auch bis jetzt geweilt. Da ich nicht

wollte, daß sie bei ihrem Gespräch von einem der jüngeren Diener des Hauses überrascht würden, servirte ich selber den Imbiß für Robert. Aber ich war erstaunt, als ich ihn bei meinem Eintritt nur allein anwesend fand. Er maß das Zimmer mit hastigen Schritten und erwiederte meinen Gruß mit keiner Silbe. Ich zweifelte nun nicht mehr, daß eine Versöhnung mißglückt und das Band zwischen Vater und Sohn entschieden zerrissen sei. Dieser Gedanke bewog mich zu einem Schritt, den ich mir sonst niemals erlaubt hätte. Ich erhob beide Hände und bat Robert flehentlich, sein Unrecht einzusehen und von seinem frevelhaften Treiben abzulassen."

„Und er?" fragte der junge Advokat.

„Er stieß mich von sich. Ich solle mich nicht in Sachen einmischen, die mich nichts angingen, schrie er wüthend. Das fehlte noch, daß er jedem hergelaufenen Knecht Rechenschaft schulde für das, was ihm zu thun beliebe. Solche verkehrte Wirthschaft sei eben nur bei seinem Vater möglich. Dafür wolle er uns auch zu Paaren treiben, wenn er einmal als Herr in Aberdeen-house schalte."

„Der Elende," konnte sich Edward Poe nicht enthalten, auszurufen.

„Ich schlich hinaus. Aber die Unruhe, welche mich den ganzen Abend geplagt, wuchs nur noch. Der wilde Blick aus Robert's Augen, die Verrohung der einst so schönen Züge — all' das flößte mir eine Angst ein, für welche ich mir selbst damals keine Erklärung geben konnte. Da während dessen die Nacht herauf gekommen war, schickte

ich die übrige Dienerschaft zur Ruhe. Auch ich versuchte zu schlafen, aber es gelang mir nur schwer, und in jedem Moment erwachte ich, von einem jähen Schreck aufgerüttelt. Endlich — es mochte Mitternacht vorüber sein — litt es mich nicht mehr auf dem Lager. Mir war es, als ob ich einen Hilferuf vernommen hätte. Mein erster Gedanke galt meinem theuren Herrn — und halb angekleidet, kaum wissend, was mit mir vorgehe, stürze ich auf sein Gemach zu. Die Thüre war nur angelehnt — wie wenn sie Jemand bei hastiger Flucht zu schließen unterlassen habe. Aber der Anblick, welcher sich mir bot, ließ mir das Blut in den Adern erstarren. Die Kasten und Schubfächer der Schränke standen offen, ihr Inhalt an Briefschaften und Dokumenten war auf dem Boden verstreut, und inmitten dieser heillosen Verwirrung lag Sir Francis ohne Bewußtsein, anscheinend ein Todter."

„Ich verstehe. Der schurkische Sohn hat seinen eigenen Vater ermorden wollen!"

„Das kann ich nicht behaupten," versetzte der Haushofmeister. „Sir Francis hat mir niemals eine Aufklärung gegeben über die Scene, welche zwischen ihm und seinem Sohn stattgefunden. Ich nehme wohl nicht mit Unrecht an, daß Robert Aberdeen, da sein Vater sich weigerte, die Geldforderungen des Verschwenders zu befriedigen, auf eigene Faust in den Besitz der Summe zu gelangen suchte. Wahrscheinlich schützte Sir Francis begreiflicher Weise seine Habe. Dabei kam es zum Kampfe zwischen ihm und seinem unnatürlichen Sohn, aus welchem dieser vermöge seiner Kraft und Jugend als Sieger hervorging."

„Schrecklich — unerhört! Aber erzählen Sie weiter!"

„Lieber Himmel! Ich habe nur noch wenig hinzuzusetzen. Meinen Bemühungen gelang es bald, Sir Francis in das Bewußtsein zurückzurufen. Er verbot mir auf das Strengste, von dem, was ich erlebt, eine Silbe weiter zu erzählen. Gott ist mein Zeuge, daß ich dies Versprechen gehalten! Sie sind der Erste, dem gegenüber ich den Schleier emporhebe von einer That äußerster Verworfenheit."

Edward Poe drückte dem Alten zum stillen Dank die Rechte.

„Und was war mit Robert Aberdeen damals geworden?" fragte er weiter.

„Noch in derselben Nacht hatte er die Abtei verlassen. Heimlich, auf Schleichwegen, wie ein Dieb. Er war es auch thatsächlich; denn wie sich am nächsten Morgen herausstellte, hatte er seinem Vater die sämmtlichen Werthpapiere gestohlen, welche Sir Francis im Hause hatte. Seit dieser Zeit hörte man nie wieder von ihm. Er hatte guten Grund, sich nicht sehen zu lassen, und Sir Francis verspürte begreiflicher Weise keine Sehnsucht nach ihm. Für ihn war sein einziger Sohn todt. Niemand durfte von ihm sprechen; er erwähnte seinen Namen nicht bis zu jenem Augenblick, wo er mir in das Ohr flüsterte, wen er für den Mörder des jungen Sohnes von Mrs. Argyle halte."

„Er hatte Recht," sagte Edward Poe mit erhobener Stimme. „Gebe der Himmel, daß es uns gelingt, dafür recht bald die letzten untrüglichen Beweise zu erbringen!"

8.

Am nächsten Morgen schon eilte Edward Poë nach London zurück. Seine Gegenwart war daselbst sehr nothwendig geworden. Die Untersuchung, welche wider den vorgeblichen Benjamin Brown geführt wurde, lieferte für Ellen Aberdeen ein erfreuliches Resultat. Trotz der Veränderung, welche die Jahre und ein zielloses, verkommenes Leben in ihm hervorgerufen, wollte doch Jeder, der Robert Aberdeen ehedem gekannt, bereitwillig einen Eid darauf leisten, daß der Verhaftete der Sohn von Sir Francis sei. Der Gerichtshof konnte sich kaum der Zeugen erwehren, die herzuströmten, um mit dem angeblichen Benjamin Brown konfrontirt zu werden.

Dieser leugnete zwar beharrlich, daß er in der That der Sohn des verstorbenen Herrn von Aberdeenhouse sei. Aber wie der Präsident in jener ersten Sitzung warnend vorausgesagt hatte, verfügt die Justiz in unserer Zeit über einen solchen Apparat von Hilfsmitteln, daß es ihr nur selten mißlingt, Klarheit in eine Angelegenheit zu bringen. Einmal beobachtet von dem Auge des Gesetzes, einmal im Konflikt mit der Justiz, wird die Laufbahn eines Jeden bis auf den winzigsten Schritt bloßgelegt. So stellte sich denn auch bei eingehender Prüfung heraus, daß die Papiere, welche auf den Namen Benjamin Brown lauteten, überaus geschickt gefälscht waren. Es hatte in jenem Orte, welcher in denselben als Heimath dieses Individuums angegeben war, einen Mann dieses Namens überhaupt niemals gegeben.

Das war eine wichtige Errungenschaft für den jungen

Advokaten, die noch dadurch an Bedeutung gewann, daß Robert Aberdeen absolut nicht nachweisen konnte, wo er sich während der Mordnacht aufgehalten.

Inzwischen setzte Edward Pos seine ganze Mühe daran, um die Unschuld seiner Klientin an den Tag zu bringen.

Zuerst unternahm er eine neue Reise nach Dover. Es mußte sich doch feststellen lassen, ob der Mann, dessen Schatten Mrs. Argyle in jener Schreckensnacht gesehen, keine Spur seines Verweilens an diesem Orte hinterlassen.

Der Erfolg belohnte die Mühe. Konfrontirt mit dem jetzigen Robert Aberdeen, mußten mehrere Bedienstete des Hotels gestehen, daß sie sich bestimmt erinnerten, ihn, wenn auch vielleicht nicht in jener Nacht, so doch überhaupt schon gesehen zu haben.

Edward Pos aber forschte noch weiter. Er fuhr sogar nach Cadix, wo eben das Schiff lag, welches die beiden Schwestern nach England gebracht hatte. Hier inquirirte er die Mannschaft, die sich beim Anblick einer Photographie Robert Aberdeen's ebenfalls auf das Bestimmteste dessen erinnerte, daß er wenigstens einen Theil der Reise von Indien nach Europa auf ihrem Schiffe gemacht haben mußte.

Es war somit klar, daß er so leicht in den Besitz jenes Dolches gelangen konnte, welcher so verhängnißvoll für Ellen Aberdeen werden sollte.

Der junge Advokat war selbst über die Tragweite seiner Ermittelungen betroffen. Darnach war jener Mord, begangen an dem Sohne der Mrs. Argyle, eine lang überlegte, wohlgeplante That, zu welcher die Vorstudien mit einer Entsetzen erregenden Raffinirtheit betrieben worden waren.

Gegenüber so erdrückenden Beweisen vermochte Robert Aberdeen seine Unschuldsbetheuerungen denn doch nicht mehr fortzusetzen. Sein frecher, kecker Sinn verließ ihn. Er verwickelte sich in ein Labyrinth von Widersprüchen, aus welchem es schließlich nur einen einzigen Ausgang gab — das umfassende Geständniß. Mürbe geworden durch die lange Haft und unter dem eindringlichen Zuspruch ernster, würdiger Männer des Gesetzes, welche mit der Untersuchung wider ihn betraut worden waren, legte er es endlich ab.

Er bekannte allerdings nur, was man bis auf winzige Lücken bereits wußte.

Nach jener Nacht, wo er seinen Vater beraubt, hatte er ein unstetes Leben geführt. Seinen bisherigen Namen legte er ab. Einerseits, weil er ihm nichts mehr nützte, seit alle Welt wußte, daß er für einen Verschwender erklärt worden war. Zum Anderen aber fürchtete er, daß Sir Francis die Vorgänge jener Nacht den Gerichten mittheilen und seine Verfolgung veranlassen würde. Daß dies unterblieb, wiegte ihn in Hoffnungen, welche er sonst fast aufgegeben. Immer mehr erstarkte in ihm die Ueberzeugung, daß sein Vater, dessen Schwäche er oft genug erprobt, ihm noch in der Todesstunde verzeihen oder ihm wenigstens das Erbtheil ungeschmälert hinterlassen werde. Die Nähe Londons machte es ihm möglich, stets Aberdeenhouse im Auge zu behalten. Das chaotische Getümmel der Millionenstadt nahm ihn auf, ohne daß ihn Jemand daselbst vermuthete. Mit einem Stallknecht des Baronets wußte er sich in's Einvernehmen zu setzen. Immer spio-

nirend und forschend — wie ein Schakal um seine Beute — gewann er natürlich auch sofort davon Kunde, daß Sir Francis so unverhoffte Kenntniß von dem Vorhandensein der Nachkommen seines Bruders erhielt. Mit richtigem Instinkt sah er voraus, was sich nun ereignen würde. Als Jene dann in der That zu Erben eingesetzt waren, züngelte in seiner Brust ein tödtlicher Haß wider sie auf.

Die Zeit zu erforschen, wann seine indischen Verwandten ihre Reise nach England antreten würden, konnte ihm nicht schwer fallen. Sir Francis Aberdeen machte daraus kein Hehl, und durch den Haushofmeister hatten es alle Bedienten des Baronets erfahren, auch jener Bundesgenosse des Mörders. Robert Aberdeen scheute nun die weite Reise bis Gibraltar keineswegs. Er wartete, bis das Schiff, welches seine Cousinen und den jungen Sohn von Mrs. Argyle führte, landete. Mit ihnen fuhr er dann gleichzeitig bis nach Dover, immer auf die Gelegenheit wartend, wie er seinen Plan in's Werk setzen könne. Unterwegs stahl er auch Ellen den Dolch, um ja die nöthige Basis zu schaffen für den verhängnißvollen Verdacht, daß sie ihren Neffen ermordet habe.

Die Richter selbst überkam ein Grauen, als ihnen der Verbrecher die letzten Falten seines verderbten Herzens offenbart hatte. Sie schauderten zusammen, wenn sie erwogen, wie nahe sie der Gefahr gestanden, eine Schuldlose jenes Verbrechen büßen zu lassen.

Nichtsdestoweniger hatte man Ellen Aberdeen bis zu diesem letzten, umfassenden Geständniß ihres verkommenen Vetters in Haft behalten. Erst jetzt erhielt sie die Frei-

heit wieder, indem man gleichzeitig den Tag anberaumte, wo über den Verbrecher das Urtheil gefällt werden sollte.

Es fiel so aus, wie Jedermann erwarten durfte. Eine solche Blutthat konnte eben nur durch den Tod bestraft werden.

Natürlich nahm Ellen Aberdeen nun erst recht das öffentliche Interesse in Anspruch. Wie ehedem der Gegenstand des allgemeinen Hasses, wurde sie nun mit einem Male derjenige des Mitleids und der Bewunderung. Die Aristokratie Englands überschüttete sie mit Beweisen der Theilnahme, und man gab sich die erdenklichste Mühe, eben jenes Mädchen, welches zuvor wie ein Paria verachtet wurde, zum Mittelpunkt der vornehmsten Kreise zu machen.

Man fand außerdem, daß Ellen Aberdeen schön — sehr schön sei. Und da sie überdies die unangefochtene Erbin eines bedeutenden Vermögens war, konnte es nicht ausbleiben, daß Aberdeenhouse der Wallfahrtsort für eine stets wachsende Freierschaar wurde.

Die junge Erbin erhörte Niemanden. Ihr Herz hatte bereits gewählt. Es gehörte dem Manne, welchem sie ihre Rettung zunächst zu danken hatte, ihrem beherzten, opferwilligen Vertheidiger, Edward Poë.

Bei dem innigen, herzlichen Verkehr, wie er zwischen diesem und den beiden Schwestern stattfand, konnte die Erklärung nicht ausbleiben. Mrs. Argyle selber führte dieselbe herbei. Sie hatte sofort bemerkt, daß die Herzen der beiden Menschenkinder einander gehörten. Und da sie selber Edward Poë die Schwester am liebsten vergönnte,

trug sie auf beiden Seiten dazu bei, daß die Verständigung so schnell wie möglich erzielt werde.

Nur eine Bedingung knüpften beide Schwestern an das Jawort: Edward Poë mußte sich verpflichten, sie nach Indien zu begleiten. Nicht als ob man dort verbleiben wollte. Aber Ellen sowohl als auch Mrs. Argyle empfanden eine tiefe Sehnsucht nach dem heimathlichen Boden. Sie wollten sich daselbst erholen von dem Unglück, welches sie in England erlitten, und womöglich das Ungemach vergessen, an welches sie hier auf Schritt und Tritt gemahnt wurden.

Edward Poë war eine zu feinfühlige Natur, um das nicht vollkommen zu verstehen und zu würdigen. Außerdem aber liebte er seine Verlobte viel zu innig, um ihr einen Wunsch abzuschlagen, auf dessen Erfüllung sie einen so hohen Werth legte.

Man beschleunigte nun die Vermählung, um geeint für das Leben die weite Reise über das Meer anzutreten.

Wenige Stunden darauf trug das Dampfroß die Reisenden hinweg. Sie wurden insgesammt froher gestimmt, je weiter der Ort, wo sie so herbe Schicksalsschläge erlitten, ihren Blicken entrückt wurde.

Die Zeit heilte schließlich gänzlich die Wunden, welche das Geschick geschlagen hatte. An der Seite Edward Poë's vergaß Ellen die düsteren Tage, welche sie unter dem Verdacht des entsetzlichsten aller Verbrechen verlebt hatte.

Und das Glück, welches Ellen zu Theil geworden war, warf auch einen so starken Widerschein auf Mrs. Argyle, daß auch ihr Leben davon erhellt wurde. Ueberdies ge-

währte den schwergeprüften Schwestern der Aufenthalt in Indien Zerstreuung und Vergessen, so daß sie geistig und körperlich genesen waren, als sie später die Rückreise nach England antraten.

Sie fanden ihren herrlichen Besitz im besten Zustande. Aber Derjenige, dessen Händen er anvertraut gewesen, der wackere Will Sideler, war inzwischen aus dem Leben geschieden. Der Gram über das Verhängniß, welches über dem einst so makellosen, ruhmreichen Namen der Aberdeens geschwebt, hatte den rüstigen Mann in das Grab gebracht.

Die Bewohner der Abtei ehrten sein Andenken, wie er es verdiente. Er war es ja im Grunde gewesen, welcher die junge Herrin von Aberdeenhouse vor dem sicheren Tode gerettet. Und so oft man jenes „Schattens“ gedachte, mußte man sich auch mit innigem Dankesgefühle des wackeren Mannes erinnern, welcher im Augenblicke der größten Gefahr dem Mörder seinen wirklichen Namen zugerufen und es dadurch möglich gemacht hatte, das Verbrechen in seinen letzten Spuren bloßzulegen.

Der erste Kaiser Mexiko's.

Aus dem Leben eines Vergessenen.

Von

A. Graser.

Von den Kolonien, welche seit der Entdeckung der neuen Welt unter die Herrschaft des spanischen Scepters kamen, war die reichste und bedeutendste das von einem herrlichen Klima und üppiger Fruchtbarkeit des Bodens begünstigte Land der Mexikaner. Aber die Bevölkerung seufzte unter dem Druck der Fremdherrschaft, da das von den spanischen Vicekönigen geübte System schonungsloser Ausbeutung und grausamer Unterdrückung, welches zu häufigen Aufständen führte, jede gedeihliche Entwickelung des Landes unmöglich machte.

Nahezu dreihundert Jahre lang hatte dieser Zustand gedauert, als die Vertreibung der bourbonischen Dynastie des Mutterlandes auch in Mexiko einen Umschwung der Dinge herbeiführte. Die im Lande geborenen einflußreichen begüterten Grundbesitzer rein spanischer Abstammung (Kreolen) bildeten eine Partei, die nach größerer Unabhängigkeit und nach einer gewissen Betheiligung an der Regierung strebte, welche bis dahin nur geborenen Spaniern anvertraut worden war. Da der Vicekönig diese

freiheitlichen Regungen mit Gewalt niederzuhalten suchte, brach im September 1810 in einer der reichsten und schönsten Provinzen ein Aufstand unter der Führung des talentvollen, bei den Indianern beliebten Pfarrers Hidalgo aus, welcher mit 80,000 Mann die Hauptstadt bedrohte. Zwar gelang es den Regierungstruppen, die undisziplinirten Schaaren der Gegner zu schlagen, aber die aufständische Bewegung dauerte in den Provinzen fort und wurde durch die grausamen Unterdrückungsversuche während der fünfjährigen Amtsperiode des folgenden Vicekönigs nur stärker angefacht, so daß trotz der größten Milde, mit welcher der Nachfolger des Letzteren auftrat, im Jahre 1820 das Wort „Unabhängigkeit" die allgemeine Losung war.

Jetzt glaubte ein hoher militärischer Befehlshaber den günstigen Moment gekommen, um seine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen, welche auf kein geringeres Ziel hinausliefen, als sich zur glänzenden Stellung des Staatsoberhauptes emporzuschwingen. Don Augustin de Iturbide war es, der den kühnen Plan gefaßt hatte, auch der neuen Welt das Schauspiel eines Napoleon zu bieten.

Iturbide war um das Jahr 1784 zu Valladolid in Mexiko als Sohn eines eingewanderten biscayischen Edelmannes und einer reichen Kreolin geboren. Nachdem er eine sorgfältige Erziehung genossen hatte, was damals eine große Seltenheit im Lande war, trat er als Lieutenant in das Provinzial-Regiment seiner Vaterstadt ein und stieg durch seine Begabung, sowie durch den Eifer, welchen er bei der Bekämpfung der Aufständischen an den

Tag legte, schnell bis zum Obersten auf. Einer Jugendneigung folgend, hatte er inzwischen der reichbegüterten Mexikanerin Donna Anna Hecarte seine Hand gereicht, welche ihn zum Vater einer zahlreichen Familie machte. Für seine spätere politische Wirksamkeit kamen ihm seine Beredtsamkeit, durch welche er selbst gleichgiltige Naturen mit sich fortzureißen wußte, und die Leichtigkeit, mit welcher er in schwierigen Lagen sich zurechtfand, besonders zu statten; auch trugen die gewinnenden Züge seines Gesichtes, unterstützt durch den vortheilhaften Eindruck seiner ziemlich hohen, kräftigen Gestalt, dazu bei, ihn beliebt zu machen.

Schon als im Jahre 1810 der Aufstand unter der Führung des Pfarres Hidalgo ausbrach, hatte dieser den damals sechsundzwanzigjährigen Iturbide, welcher ihm mit einer kleinen Abtheilung Fußvolk in einer nur etwa vier Stunden entfernten Position gegenüberstand, insgeheim mit seinen Plänen bekannt gemacht und ihm sogar die Stelle eines Generallieutenants im Heere der Insurgenten angeboten. So glänzend ein derartiges Anerbieten einem minder besonnenen, ehrgeizigen jungen Offizier hätte erscheinen mögen, so hielt Iturbide, obwohl auch er im Herzen seinem Vaterlande die Unabhängigkeit wünschte, doch nach der damaligen Lage der Verhältnisse das nicht hinreichend vorbereitete Unternehmen für aussichtslos. Er bekämpfte daher auch ferner, wie es seine Stellung erforderte, die Aufständischen, wobei er mehrere Siege über dieselben erfocht.

Bis zum Jahre 1816 war er so zu der Stelle eines

Oberbefehlshabers der Nordarmee emporgestiegen, als er plötzlich seinen Posten niederlegte, um sich auf seine Güter zurückzuziehen. Man hatte ihn beim Vicekönig wegen Erpressung angeklagt und, obwohl die Untersuchung seine Unschuld ergab, fühlte sich sein Ehrgeiz durch dieselbe doch in dem Maße beleidigt, daß er auch unter dem inzwischen eingetroffenen neuen Vicekönig nicht länger im Dienste bleiben mochte. Er widmete sich von nun an ganz dem Plane, sein bedrücktes Vaterland vom Joche der Fremdherrschaft zu befreien und suchte sich während der nächsten Jahre durch Reisen in den Provinzen, sowie durch Nachrichten, welche ihm seine Freunde verschafften, über die in Betracht kommenden Verhältnisse im Lande möglichst genau zu unterrichten. Dabei gewann er den Eindruck, daß die geheime Gluth des Hasses und des Ingrimms gegen die Herrschaft der Spanier bei den Eingeborenen nur angefacht zu werden brauche, um einem mit der gehörigen Umsicht und Geschicklichkeit vorbereiteten Aufstand einen vollkommenen Erfolg gegen die weder besonders kriegstüchtigen, noch an Zahl bedeutenden Streitkräfte der Spanier zu sichern.

Eine überraschende Wendung trat im Februar 1821 dadurch ein, daß der Oberbefehlshaber der königlichen Truppen, Amigo, als Gesinnungsgenosse der aufrührerischen Partei erkannt wurde. Der Vicekönig, Admiral Apodaca, setzte in Iturbide ein so unbedingtes Vertrauen, daß er in seiner Bedrängniß nunmehr diesem das Oberkommando über die gesammte Armee anbot.

Für Iturbide konnte nichts gelegener kommen, um seine

geheimen Bestrebungen zu fördern, als dies. Durch die Uebernahme des Oberbefehls wurde er mit den Plänen der alt-spanischen Partei bekannt und reiste nun mit dem Auftrage, eine große Geldsumme und andere zur Einschiffung nach Spanien bestimmte werthvolle Gegenstände nach der Hafenstadt Acapulco zu bringen, zum Heere ab. Als er aber unterwegs in dem Orte Iguala angekommen war, hielt er endlich den rechten Augenblick für gekommen, die Maske abzuwerfen. Er machte mit dem Obersten Guerrero, in dessen Händen sich damals hauptsächlich die Leitung der aufständischen Bewegung befand, offen gemeinschaftliche Sache, nahm den ihm anvertrauten Schatz in Beschlag und veröffentlichte dann unter Mitwirkung mehrerer angesehener Kreolen am 24. Februar einen Aufruf, welcher dem Lande eine freie Verfassung verhieß und eine tiefgehende Umwälzung der öffentlichen Verhältnisse anbahnte.

Immerhin gehörte eine große Kühnheit dazu, einen Schritt zu thun, welcher in seinen Folgen so verhängnißvoll für ihn werden konnte; denn es waren nur 800 Mann, auf deren unbedingte Ergebenheit er sich in jenem Augenblick verlassen konnte, und der Vicekönig verfügte über alle Einkünfte des Landes und über ein Heer, welches erst vor Kurzem um elf neu angekommene europäische Regimenter vermehrt worden war.

Nach dem Aufruf von Iguala sollte zunächst eine provisorische Versammlung von Abgeordneten (Junta) zusammentreten, um die Einberufung eines National-Kongresses (Cortes) zur Berathung der künftigen Landesverfassung vorzubereiten. Das Land sollte ein von Spanien

unabhängiges Kaiserreich bilden; indeß hatte Iturbide, um dem Widerstande der alt-spanischen Partei den Boden zu entziehen, und um sich andererseits im Falle des Mißlingens den Rückzug zu sichern, vorsichtiger Weise die Bestimmung hinzugefügt, daß die Krone des selbstständigen Kaiserreiches dem Könige Ferdinand VII. von Spanien oder einem seiner Brüder angeboten werden solle, freilich mit der für den Ersteren unannehmbaren Bedingung, daß der künftige Herrscher seinen Wohnsitz im Lande nehmen müsse.

Allen Angehörigen der Armee und des Beamtenstandes, sowie auch der Geistlichkeit wurde die Beibehaltung ihrer Stellen zugesichert, wenn sie sich für die Sache der Unabhängigkeit erklären würden. Die verhaßten Vorrechte, welche die Alt-Spanier bisher vor den Eingeborenen voraus gehabt hatten, sollten abgeschafft werden, alle Eingewanderten aber, einschließlich der Beamten und Militärs, welche mit der neuen Ordnung der Dinge nicht einverstanden wären, sollten ungehindert das Land verlassen dürfen.

Durch die kluge Berechnung, mit welcher Iturbide in diesen Bestimmungen den einflußreichsten Klassen der Bevölkerung entgegenkam, erzielte er einen beispiellosen Erfolg. Die vornehmsten Offiziere der königlichen Armee gingen mit ihren ganzen Regimentern zu ihm über, und der Oberst Bustamente stellte sogar aus eigenen Mitteln ein Regiment von 1000 Reitern.

Nach Verlauf von drei Monaten sah sich Iturbide schon im Besitze der meisten Provinzen des Landes. Dem

Vicekönig, welcher sich zur Gegenwehr gerüstet hatte, gelang es nicht, die Aufständischen, welche seine Truppen fortwährend in kleinen Abtheilungen beunruhigten, ohne es zu einem entscheidenden Treffen kommen zu lassen, zu schlagen. Bald waren die Schaaren Iturbide's zur Stärke von 25,000 Mann angewachsen, während das königliche Heer nur noch den dritten Theil dieser Ziffer zählte.

Als unter so tiefgreifenden Bewegungen der neue Vicekönig Generallieutenant O'Donoju aus Spanien in dem Hafen von Vera-Cruz eintraf, fand er diesen Platz von den Insurgenten belagert. Außer dem Generalstabe hatte er höchstens 900 Mann zu seiner Verfügung und erhielt täglich die traurigsten Nachrichten aus dem Inneren des Landes.

Er sah daher keinen anderen Ausweg, als eine gütliche Verständigung mit Iturbide, indem er die von demselben geschaffene neue Ordnung der Dinge anerkannte und sich damit einverstanden erklärte, daß die vollziehende Gewalt einem neben der Junta zu errichtenden Regentschaftsrathe aus fünf Mitgliedern übertragen werden solle, dessen Präsident der kühne Emporkömmling wurde. Iturbide hatte nun nicht mehr blos den Oberbefehl über Heer und Flotte, sondern war durch diese Maßregel auch an die Spitze der Civilgewalt gestellt.

Der General Novella, welcher den in der Hauptstadt stehenden Rest der königlichen Truppen befehligte, verweigerte den Anschluß an die aufständische Bewegung, sah sich aber schließlich angesichts der Uebermacht der Unabhängigkeitspartei gezwungen, die Stadt zu räumen und

sich mit seinen Truppen nach Spanien einzuschiffen. So konnte denn Iturbide am 27. September 1821 in Begleitung O'Donoju's unter dem lauten Jubel der Bewohner seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt halten.

Das ganze Land huldigte dem hochgepriesenen Befreier. Um den Siegestaumel vollkommen zu machen, starb kurz darauf O'Donoju.

Iturbide stand jetzt, auf das Heer gestützt und von der Gunst des Volkes getragen, auf der Höhe seiner Macht. Seine Stellung war von der Junta mit fürstlichem Glanze umgeben worden, indem ihm dieselbe ein Jahreseinkommen von 1 Million Dollars und einen Landbesitz von 5 Quadratmeilen dekretirte; es fehlte ihm also nur noch der Name des Monarchen.

Indeß sollte dieses Glück nicht lange ungetrübt bleiben. Als am 24. Februar 1822 die neugewählte Versammlung der Cortes zusammengetreten war, erhoben sich innerhalb derselben bald heftige Gegner des Präsidenten, welche vom demokratischen Standpunkt aus den übermächtigen Einfluß desselben bekämpften und Unzufriedenheit mit der vielfach willkürlichen Regierung des Emporkömmlings zu erregen wußten. Während sich auf solche Weise innerhalb der Volksvertretung immer ernstere Verwicklungen vorbereiteten, traf aus Spanien die Nachricht ein, daß der König Ferdinand VII. und die spanischen Cortes die in Mexiko geschaffene neue Ordnung der Dinge nicht anerkannt, sondern sich alle ihre Rechte vorbehalten hatten.

Jetzt galt es für Iturbide schnell zu handeln, wenn er das höchste Ziel erreichen wollte, welches sich sein Ehrgeiz

gesteckt hatte. Nachdem er am 18. Mai eine Heerschau vor der Stadt Mexiko gehalten hatte, rückten am Abend 10 Uhr auf geheimen Befehl seine Garden und die Besatzungstruppen aus den Kasernen und riefen ihn zum Kaiser aus, während der Pöbel unter tumultuarischen Kundgebungen gegen seine Widersacher im Kongreß zustimmte. Von der Versammlung der Cortes, welchen er in einem Aufruf an das Volk mit erheuchelter Bescheidenheit die Entscheidung überlassen zu wollen erklärt hatte, ward er aufgefordert, der Sitzung beizuwohnen. Unterwegs spannte ihm die jubelnde Volksmenge die Pferde aus. Er erschien mit seinem Generalstabe, zugleich aber drängten sich Soldaten und Pöbel in den Saal, welche die Gegner Iturbide's durch die ärgsten Drohungen einzuschüchtern suchten.

Um Ruhe herzustellen, ließ der Präsident ein Garderegiment aufmarschiren. Angesichts der Bajonnette wurde unter betäubendem Lärm zur Abstimmung geschritten, durch welche Iturbide mit 77 gegen 15 Stimmen zum konstitutionellen Kaiser gewählt wurde. Unter dem Druck der Gewalt erklärte der Kongreß dann ferner am 22. Juni die Krone für erblich in Iturbide's Familie, worauf der neue Kaiser am 21. Juli mit seiner Gemahlin unter großer Prachtentfaltung gekrönt wurde.

„Augustin I., durch die Gnade Gottes und durch den Kongreß ernannter konstitutioneller Kaiser", wie sich Iturbide jetzt anspruchsvoller Weise nannte, zeigte bald, daß eine ernste Auffassung seiner Regentenpflichten ihm weniger nahe lag, als das Bestreben, den Herrschern Europa's durch eine möglichst glänzende Ausstattung seiner Hof-

haltung nachzueifern. Er richtete einen pomphaften Hofstaat ein, schuf eine Menge Hofchargen und Würdenträger und ließ Münzen mit seinem Bildniß schlagen, obwohl die vorhandenen dem Bedürfniß des Verkehrs völlig genügten. Sogar einen Orden gründete er, womit es doch gewiß keine so große Eile gehabt hätte! Das Schlimmste war aber, daß der dadurch veranlaßte Aufwand die verfügbaren Mittel weit überstieg. Da nun auch die Unterhaltung der Armee und der Polizei große Summen beanspruchte, entstanden bald finanzielle Verlegenheiten.

Nun sollten Zwangsanleihen helfen. Aber die meist an Spanien hängenden alten, reichen Familien brachten ihr Geld theils heimlich im Auslande in Sicherheit, theils wurde es versteckt. Ferner wollte der neue Kaiser durch allerlei Bedrückungen des Handels den leeren Kassen Geld zuführen, während gleichzeitig durch die Vernachlässigung der Verwaltung sein Mangel an Herrschertalent mehr und mehr hervortrat. Auf solche Weise hatte er sich bald dermaßen verhaßt gemacht, daß der in der Provinz stehende republikanisch gesinnte General Vittoria mit seinen Truppen von ihm abfiel. Auch in den Cortes, welche infolge der zunehmenden allgemeinen Unzufriedenheit Iturbide's Macht immer weniger fürchteten, hatte sich mittlerweile eine heftige Opposition erhoben. Die Deputirten aus Yucatan protestirten sogar gegen seine Kaiserwahl und gingen in ihre Heimath! Die auf seinen Sturz gerichteten Umtriebe nahmen einen immer drohenderen Charakter an.

Der Kaiser suchte jetzt die Bewegung mit Gewalt zu dämpfen. In der Nacht vom 26. August ließ er zahlreiche

Verhaftungen in der Hauptstadt vornehmen. Nicht weniger als 22 Kongreßmitglieder wurden davon betroffen. Natürlich wurde die Haltung der Majorität der Versammlung nun noch feindseliger, so daß Iturbide sich endlich zur Auflösung der Kongresses entschloß.

Um wenigstens dem Scheine nach eine konstitutionelle Regierung aufrecht zu erhalten, bildete der Kaiser nun aus 45 ihm ergebenen Mitgliedern eine neue Junta, welche eine Verfassung nach seinem Sinne entwerfen sollte. Diese und andere Gewaltmaßregeln steigerten die Unzufriedenheit dermaßen, daß auch der mit 2000 Mann in Vera-Cruz stehende General Santana von ihm abfiel, und daß die gegen die Aufrührer geschickten Truppen wiederholt zum Feinde übergingen. Die aufständische Bewegung griff so schnell um sich, daß bald die Hauptstadt selbst von einem Insurgentenheere bedroht war. Da überdies die Truppen in der Residenzstadt sich als völlig unzuverlässig erwiesen, konnte Iturbide schließlich dem Einmarsch der Aufständischen, unter deren Schutz auch die Mitglieder des aufgelösten Kongresses zurückkehrten, keinen Widerstand mehr entgegensetzen.

Schon vorher war es dem Kaiser klar geworden, daß seine Herrschaft nicht mehr zu retten sei; er hatte deshalb mit den Gegnern unterhandelt und das Verlangen gestellt, daß ihm gestattet werden möge, das Land zu verlassen. Er mußte aber die Demüthigung erleiden, daß ihm dies abgeschlagen wurde; er erreichte nur, daß er — nachdem eine Zusammenrottung des Pöbels zu seinen Gunsten von den Republikanern in einer Nacht niedergeworfen war —

unter militärischer Bedeckung sich nach Tacubaya begeben durfte, um dort die Entscheidung des Kongresses über sein Schicksal abzuwarten. Von dort aus richtete er dann am 29. März an den Kongreß eine Erklärung, wodurch er die Krone niederlegte. Der Kongreß bewilligte ihm darauf unter der Bedingung, daß er fern vom Lande seinen Wohnsitz nehme, den weiteren Genuß der Einkünfte von seinen Besitzungen und außerdem ein Jahrgeld von 25,000 Dollars; seine Regierungshandlungen wurden aber, in so weit sie die Volkssouveränetät eingeschränkt hatten, für nichtig erklärt. Schließlich wurde er wie ein Gefangener vom General Bravo nach dem Hafenplatz Antigua eskortirt und dann unter Begleitung eines Kriegsschiffes nach Livorno in Italien gebracht, welcher Ort als sein künftiger Wohnsitz vereinbart worden war.

Er benutzte nun seine Muße, um seine Denkwürdigkeiten niederzuschreiben, fühlte sich aber wegen der nahen Beziehungen der toskanischen Regierung zum Könige von Spanien daselbst bald nicht mehr sicher, so daß er noch in demselben Jahre beschloß, sich nach England zu begeben; dort glaubte er wenigstens nichts für seine Freiheit fürchten zu müssen. Ein englisches Kauffahrteischiff sollte ihn am 20. November dorthin mitnehmen; stürmisches Wetter trieb dasselbe jedoch nach wenigen Tagen in den Hafen zurück. Er entschloß sich nun, den kürzeren Landweg zu wählen. Da die in Frankreich wiederhergestellte bourbonische Regierung inzwischen in Spanien mit Erfolg für die Wiederaufrichtung der absoluten Herrschaft thätig gewesen war, hatte der Exkaiser allen Grund, sich vor französischen Nach-

stellungen zu hüten. Kaum war es bekannt geworden, daß er Livorno verlassen habe, um auf dem Landwege nach England zu gehen, so schickte auch in der That der französische Ministerresident am Hofe von Toskana seinen Sekretär dem Exkaiser nach mit dem Befehle, ihn zu verhaften! Der Verfolgte hatte aber einen erheblichen Vorsprung. Durch Piemont war er, von zweien seiner Söhne begleitet, nach Genf gegangen und hatte dann, den französischen Boden vorsichtig meidend, seinen Weg längs des Rheines nach Holland genommen, worauf er am 31. Dezember Englands sicheren Boden betrat. Seine Gattin folgte ihm mit den übrigen Kindern drei Monate später nach.

Iturbide zählte in Mexiko noch immer zahlreiche Parteigänger, welche mit ihm korrespondirten und nichts Geringeres im Sinne hatten, als die durch häufige Unruhen geschwächte neue republikanische Regierung zu stürzen und seine Herrschaft wieder aufzurichten. Der noch in der Fülle seiner Kraft stehende Exkaiser zeigte sich nur zu sehr geneigt, auf ihre Pläne einzugehen. Indeß wurde dieser „hochverrätherische“ Briefwechsel entdeckt und erregte im Kongreß so viel böses Blut, daß der Wortbrüchige geächtet und im Falle einer Landung für vogelfrei erklärt wurde.

Trotzdem schiffte sich Iturbide am 11. Mai nach Mexiko ein. Wie sicher er auf einen günstigen Erfolg rechnete, ist daraus zu ersehen, daß er seine Gattin und seine zwei jüngsten Kinder mitnahm und die Fahrt mit

großem Gefolge antrat. Auf dem Schiffe befanden sich zwei Geistliche, ein Stab von 14 Offizieren (meistens Amerikaner) und ein polnischer Oberst Beneski, der das Amt eines Adjutanten bei ihm versah. Auch Waffen und anderer Kriegsbedarf befanden sich an Bord, ja sogar eine Druckerpresse, obwohl die zunächst zu erlassende Proklamation bereits fertig gedruckt mitgeführt wurde. Wie sehr sein Sinn an eitlem Prunke hing, zeigte sich auch diesmal wieder, indem er einen prächtigen Kaisermantel, Kreuze des früher von ihm gestifteten Guadalupe-Ordens und kaiserlichen Schmuck mitnahm.

Als sein Schiff zwei Monate später vor dem mexikanischen Hafen Soto la Marina sich vor Anker legte, wußte er nichts davon, daß der verabredete vorbereitende Aufstandsversuch seiner Anhänger mißlungen war, und daß man die Bewachung der Küste neuerdings bedeutend verschärft hatte. Zunächst begab sich Beneski an's Land. Als derselbe auf den Befehlshaber der Küstentruppen General Garza stieß, gab er vor, daß er gekommen sei, um im Auftrage englischer Häuser wegen eines Kolonisationsplanes Erkundigungen einzuziehen; in Bezug auf Iturbide erklärte er auf Befragen, daß dieser völlig zurückgezogen in England lebe. Am nächsten Tage (16. Juli) holte er seinen „Gefährten“ in Verkleidung an's Land, mit welchem er sich nach der nächsten Ortschaft landeinwärts begab. Die Küstenwachen hatten aber die beiden Wanderer nicht aus den Augen gelassen. Am Abend traf auch Garza ein und dieser erkannte Iturbide sofort. Die Hoffnung des Exkaisers, daß der General als sein ehemaliger Waffengenosse

und Günstling ihn, den Wehrlosen, schonen werde, sollte sich nicht erfüllen.

Allerdings vollzog Garza nicht den allgemein gegebenen Befehl, den Geächteten im Falle seiner Landung sofort niederzuschießen, aber er ließ ihn doch verhaften und unter starker Bedeckung nach Padilla abführen, wo er dem dortigen Provinzial-Kongreß überliefert werden sollte. Der General wollte eben nur die Blutschuld von sich abwälzen.

Der Kongreß der Provinz, schon vor dem Eintreffen des Gefangenen von der Sachlage benachrichtigt, verfügte auf Grund des Aechtungsdekretes die sofortige Hinrichtung. Garza, der mit seinem Gefangenen noch auf dem Marsche war, zögerte indeß und gestattete demselben, sich schriftlich an die Centralregierung in Mexiko zu wenden. Auch dem Exkaiser von Mexiko konnte das Schicksal ja, wie seinem Vorbilde, ein „St. Helena" zugedacht haben. Am 19. Juli Morgens in Padilla angelangt, mußte der General sich jedoch überzeugen, daß alle Bemühungen, einen weiteren Aufschub zu erlangen, vergeblich seien. Nachmittags 3 Uhr erhielt er den strikten Befehl, die Hinrichtung schon nach einigen Stunden vorzunehmen.

Der Exkaiser hörte die Schreckensbotschaft mit Ruhe an und bereitete sich dann zum Tode vor. Mit wie großer Fassung er demselben entgegensah, ist daraus zu entnehmen, daß er den wachthabenden Offizier sogar an die Stunde der Hinrichtung erinnerte. Nachdem er einem Geistlichen gebeichtet, welcher als Mitglied des Kongresses seinen Tod mit beschlossen hatte, gab er demselben seine Uhr und seinen

Rosenkranz für seinen ältesten Sohn und einen Brief an seine Gattin.

Die sechste Stunde hatte eben geschlagen. Der Richtplatz war von 60 Soldaten unter Garza's Befehl besetzt. Bevor das verhängnißvolle Kommando ertönte, verlangte der Verurtheilte noch ein Glas Wasser; er bat um Schonung für seine Familie und sprach den Wunsch aus, daß sein Blut dem Vaterlande zum Nutzen gereichen möge. Dann knatterte eine Salve — und der einst so enthusiastisch vom Volke gefeierte Machthaber sank entseelt nieder. Sein Leichnam ward am folgenden Tage ohne irgend welche Ehrenbezeigungen beerdigt.

Der Tod des einstigen gekrönten Staatsoberhauptes schien übrigens im Lande versöhnend zu wirken, denn der Kongreß in Mexiko beließ seiner Wittwe das zur Zeit seiner Abdankung ihr für den Fall seines Ablebens ausgesetzte Jahrgeld von 8000 Dollars, worauf dieselbe ihren Wohnsitz in den vereinigten Staaten nahm. —

Meteorgleich war vor den Augen des europäischen Beobachters der Stern Iturbide's auf dem glänzenden Gipfelpunkt der Macht erschienen; meteorgleich war er auch von schwindelnder Höhe plötzlich jäh herabgestürzt. Freilich besaß der „Napoleon von Mexiko" weder das Genie noch die Thatkraft des großen Korsen, vermöge deren der französische Militärdespot so gewaltige Umwälzungen im ganzen europäischen Staatensystem hervorrief, auch fehlte der politischen Rolle, welche Iturbide spielte, nur allzu sehr das heroische Element; immerhin bildet aber sein glänzendes Emporsteigen zur höchsten Machtstellung, verbunden mit

der Begründung der für immer errungenen mexikanischen Unabhängigkeit, eine denkwürdige Epoche in der Geschichte der neuen Welt, und dies um so mehr, als der um vier Jahrzehnte später von Napoleon III. verfolgte Plan, eine unter französischem Einfluß stehende Monarchie in Mexiko zu errichten, gewissermaßen eine Wiederaufnahme des früher mit einem nur so kurzen Erfolge in Angriff genommenen Werkes darstellt und einen gleich tragischen Abschluß finden sollte. Während aber das Ende des unglücklichen Maximilian aller Welt bekannt ist, zählt Iturbide, der erste Kaiser von Mexiko, bereits zu den Vergessenen.

Etwas von der Nase.

Physiognomische Skizze

von

Alfred Stelzner.

Das Unternehmen, physiognomische Betrachtungen einmal ausschließlich unserer Nase zuzuwenden, dürfte dadurch gerechtfertigt erscheinen, daß eben dieser hervorragende „Gesichtshügel" es ist, welcher für den Charakter des menschlichen Antlitzes am entschiedensten in's Gewicht fällt, so entschieden, daß man es bekanntlich dem ersten Besten „an der Nase ansehen" zu können vermeint, weß Geistes

„Was in aller Welt hat Ihnen denn die Angeklagte gethan,“ fragte der Präsident, „daß Sie einen solchen Eifer daran setzen, die Menge wider sie aufzuhetzen?“

„Sie ist eine Hexe,“ schrie der Mann, „die der Satan holen möge. Eine Giftmischerin, welche noch viel Unheil anstiften wird, wenn sie nicht unschädlich gemacht wird. Man soll nur ordentlich nachforschen, dann wird sich schon herausstellen, daß sie außer dem einen Morde noch manchen andern auf dem Gewissen hat.“

Bei diesen rohen Worten, welche mit einer drohenden Geste wider Ellen Aberdeen herausgestoßen wurden, zitterte diese wie Laub, das der Sturm schüttelt.

Der Vorsitzende verwies dem Manne solche Invektiven und forderte ihn auf, die Antwort zu geben, um die er ihn befragt.

Inzwischen war es aber dunkel geworden, und die Verhandlung mußte wiederum auf einige Minuten ausgesetzt werden, bis die Gerichtsdiener die Gasflammen angezündet hatten. Bei dem ersten Aufflammen derselben — der Vorsitzende hatte noch nicht wieder das Wort ergriffen — stieß Mrs. Argyle plötzlich einen bangen, zitternden Schrei aus.

„Dort,“ rief sie, während sie sich nur mühsam aufrecht erhielt. „Ich erkenne ihn deutlich wieder — der ist es, der mein Kind —“

Sie konnte nicht weiter sprechen. Ihre Zunge schien erstarrt zu sein. Die Rechte hatte sie erhoben und a einen Schatten gestreckt, welcher sich dunkel, in scharfe Prägung von der weiß getünchten Wand des Sitzungssaales abhob.

lichen Nase
Dagegen be=
annigfaltig=
ame geistige

ellirung der
die Gestalt
Grundtypen
ckentsprechend
und die aus=

en, die auf=
überhaupt die
vollkommen
mlichkeit dar=
ht mehr auf
ckelung hin;
Geschlechts
in Zeichen
lten auch
eilhafter
ng und
sen

„Vielleicht ... näher," sagte er, ... diesen Fall ... beantworten, welche ... stellen für nöthig erachtet."

Der Konstabler öffnete ... und ließ einen Mann eintreten.

Rosenkranz für seinen ältesten
seine Gattin.

Die sechste Stunde hatte eb
platz war von 60 Soldaten um
Bevor das verhängnißvolle Kom
der Verurtheilte noch ein Glas
nung für seine Familie und spr
sein Blut dem Vaterlande zum
Dann knatterte eine Salve —
siastisch vom Volke gefeierte Machth
Sein Leichnam ward am folgend
welche Ehrenbezeigungen beerdig

Der Tod des einstigen
schien übrigens im Lande
Kongreß in Mexiko bewi
seiner Abdankung ihm für
gesetzte Jahrgeld von 8000
Wohnsitz in den

weder d
vermöge de
ge Umwälzung
rvorrief, auch se
ide spielte, nur all
n bildet aber sein
achtstellung, verbi

ungen ein-
, dieses da-
hervorragende
den Charakter des
in's Gewicht fal
dem ersten
vermeint, weil

fungswerkzeug hervortritt, fehlen der menschlichen Nase die willkürlichen Bewegungen fast gänzlich. Dagegen besitzt unsere Nase durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit in den Formen eine so reiche und bedeutsame geistige Symbolik, wie wenige andere Organe.

Was die Größe, die Richtung, und Modellirung der menschlichen Nasen anbetrifft, die insgesammt die Gestalt derselben bedingen, so lassen sie sich auf zwei Grundtypen beziehen, denen die Uebergangsbildungen zweckentsprechend unterzuordnen sind, auf die Kindesnase und die ausgewachsene und durchgebildete Nase.

Zu der ersteren gehören die Stumpfnasen, die aufgeworfenen und aufgestülpten, wie überhaupt die kleinen Nasen. Wie die kleine Nase an vollkommen ausgebildetem Haupte eine deutliche Kindesähnlichkeit darstellt, so deutet sie auch in geistiger Hinsicht mehr auf unvollkommene, als auf hervorragende Entwickelung hin; während jedoch das Stumpfnäschen des schönen Geschlechts bei glücklichem Kopfbau erfahrungsgemäß als ein Zeichen heiteren Sinnes und einer anmuthigen, nicht selten auch vorwitzigen Naivetät gelten kann, bei unvortheilhafter Schädelform indessen meist auf geringere Begabung und Charakteranlagen schließen läßt, sind kleine Stumpfnasen an Männern stets ein unverkennbares Symbol von geringer geistiger Individualität. Dicke und breite Stumpfnasen deuten auf materielle und sinnliche Denkungsart, aufgestülpte mit weiten Nasenlöchern sind fast stets mit eitler und hochmüthiger Gesinnung und „Aufgeblasenheit“ verbunden. Indessen haben schon die früheren Physiognomiker große

Nasenlöcher als ein Zeichen von Stolz zwar, doch auch von Kraft und Muth aufgefaßt, da „weitgeblähte Nüstern“ ja zumeist nur an solchen Menschen vorkommen, deren Brustorgane und Athemapparat zu energischer Lebensthätigkeit kräftig ausgebildet sind.

Als Hauptformen der ausgewachsenen und durchgebildeten Nasen hat man die langgestreckte, die gebogene, die gespaltene, die dickfleischige und magere zugespitzte unterschieden, welche Formen eine bestimmte, unter einander sehr verschiedene Charakteristik haben. Während die ersteren drei ganz auf ursprünglicher Bildung beruhen, gehen die letzteren beiden zum Theil auch mit aus der Lebensführung hervor.

Die dickfleischige, nicht selten zugleich auch rothgefärbte (Fallstaff=) Nase nämlich, die bei sonst glücklicher Schädelbildung auf bequeme und lebensfrohe Sinnlichkeit schließen läßt, bringt schon das natürliche Gefühl sehr richtig mit übermäßiger Ernährung und Genuß geistiger Getränke in Beziehung; wie es denn physiologisch merkwürdig genug ist, daß namentlich die letzteren, die besonders auf das Gehirn wirken, eine Anhäufung von Zellstoff und von blutreicher Substanz in dem äußeren Geruchsorgan herbeiführen.

Die magere zugespitzte Nase andererseits ist im Gegentheil oft ein Zeichen allgemeiner Abmagerung und, soweit die Lebensführung ferner in Betracht kommt, nicht selten die Folge gewohnheitsmäßigen Ziehens an der Nasenspitze. Nicht nur bei Schnupfern, sondern ebensowohl bei denen, welche die Nase oft durch die Finger ziehen, ist es

nur natürlich, daß die Form derselben sich allmählig diesen unausgesetzten Handgreiflichkeiten gemäß verändert. Ein neuerer Physiognomiker will in dieser Nasenform das Symbol einer Verkümmerung und Verknöcherung alles frischen Lebens, ein Verneinen jeder wärmeren Gemüthsrichtung erkannt haben, und gewiß ist, daß dieselbe meist mit melancholischem Temperament und gallsüchtiger Konstitution zugleich auftritt.

Was dagegen die physiognomische Bedeutung der drei ersteren typischen Hauptformen der Nase anbetrifft, so pflegt die langgestreckte Form, als die besonders ausgesprochene Verlängerung der Stirngegend, mit aufgeweckter Sinnesart und forschendem, bei günstigem Kopfbau nicht selten schöpferischem Geiste verbunden zu sein; und es ist gewiß kein Zufall, daß bedeutende Menschen, insbesondere große Denker, Dichter und Künstler, sich fast immer durch eine langgestreckte, mit kleinerem oder größerem „Höcker" versehene Nase auszeichneten, und ein italienisches Sprichwort (Gran naso segno di gran casa, d. h. eine große Nase ist ein Zeichen edler Abstammung) große Nasen sogar als ein Merkmal guter Abstammung auslegt. Eine besondere Form der langgestreckten Nase ist die senkrecht von der Stirne absteigende, welche bekanntlich diejenige des längst typisch gewordenen griechischen Ideals darstellt, meistens jedoch keine Anzeichen besonderer geistiger Anlagen verräth, wofür die Thatsache charakteristisch ist, daß die geistig hervorragendsten alten Griechen, wie z. B. Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles u. v. A. nichts weniger als eine „griechische Nase" besaßen.

Die gebogene oder Adlernase, die auch wohl bei besonders tiefgebogener Spitze als Habichtsnase bezeichnet wird, ist meistens das Symbol willensstarker Energie und läßt nicht eben auf ein Vorwiegen der Intelligenz und des feineren Erkenntnißvermögens schließen. Diese Erfahrung steht in natürlichem Zusammenhange damit, daß eine solche Nasenform gewöhnlich mit geringerer Ausbildung des Vorderhauptes, dem Sitze der geistigen, recht eigentlich „erkennenden“ Kräfte, dagegen mit stärkerer Entwickelung des Hinterkopfes und damit des „kleinen Hirns“, der Region der Triebe und der Willenskraft, zusammen vorkommt.

Die Spaltung der Nase endlich, jene eigenthümliche Vertiefung in der Mitte der breiten Nasenspitze, welche bei sonstiger ungünstiger Physiognomie „nur eine Rohigkeit mehr in den Zügen des gesammten Antlitzes ist“, wie sich ein bewährter Menschenkenner äußert, muß bei bedeutendem Schädelbau als ein Zeichen vorwaltenden Unterscheidungsvermögens gelten, was die Porträts von Männern, die sich in früherem und gegenwärtigem Zeitalter durch scharfen, praktischen Weltverstand ausgezeichnet haben, denn auch durchaus bestätigen.

Alle diese Hauptformen der Nase kommen nun zwar auch bei dem weiblichen Geschlechte vor, jedoch meist nur in leiseren Andeutungen, wie ja im Allgemeinen überhaupt dem weiblichen Geschlechte zartere und weichere, das heißt abgerundetere Formen eigenthümlich sind. Dieselbe Form, die am Manne recht wohl noch als „männlich schön“ oder „eigenartig fesselnd“ gelten kann, würde am Weibe eine

Karikatur sein, und wie sehr dies besonders von der Bildung der Nase gilt, weiß Jeder, der in seinem Leben einmal einer sehr ausgesprochen gestreckten, gebogenen, dicken oder zugespitzten Nase in einem Frauenantlitz begegnet ist.

Dennoch verleiht nach Uebereinstimmung aller Physiognomen gerade eine etwas größere, in schärferen Linien modellirte Nase, in der eine der obigen Grundformen leise angedeutet erscheint, auch dem Frauenantlitz einen hervorragenden geistigen Ausdruck, wenn auch gar nicht zu verkennen bleibt, daß sich schon über die eigenthümliche Schönheit und die physiognomischen Reize der Stumpfnäschen in gewissen Mädchengesichtern ganze Bücher schreiben ließen.

Es wurde schon hervorgehoben, daß die Bewegungsfähigkeit der Nase eine verhältnißmäßig geringe ist. Immerhin wohnt jedoch den drei selbstständigen Bewegungen, deren die Nase überhaupt fähig ist, eine nicht unwichtige mimische und physiognomische Bedeutung bei. Diese Bewegungen bestehen in dem Aufschwellen der Nasenlöcher, dem Symbol gespanntester Aufmerksamkeit und höchster Kraftentfaltung, dem Schließen oder Herabziehen der Nasenlöcher, durch welche mimische Bewegung vorzugsweise der weinerliche Ausdruck des Gesichtes hervorgebracht wird, und ferner dem Rümpfen der Nase, das ursprünglich die Folge einer üblen Geruchsempfindung ist, in seiner Bedeutung als mimischer Gesichtszug jedoch den Affekt bitterer und widerwilliger Mißachtung zum physiognomischen Ausdruck bringt.

Wie die Gesichtsmuskeln überhaupt als die Diener der

Sinnesorgane zu betrachten sind und ihre Bewegungsthätigkeit die Sinneseindrücke regulirt, so hat insbesondere die Muskelbewegung, durch welche die Nasenlöcher geöffnet oder aufgebläht werden, ursprünglich den Zweck, die Geruchsempfindung zu unterstützen. Während nun z. B. der Hund durch Wittern oder Schnuppern, durch schnell abwechselnde Erweiterung und Verengerung der Nasenlöcher die mit Riechstoff durchsetzte Luft in der Nasenhöhle in Bewegung setzt und damit die Geruchsempfindung in hohem Grade fördert, muß der Mensch sich auf das Aufblähen der Nasenlöcher beschränken, und gar Manchem ist sogar auch diese Muskelbewegung völlig versagt. Alle Menschen besitzen zwar jene beiden, auf dem Knochen des Oberkiefers, in der Gegend des Eckzahns entspringenden Muskeln, die bogenförmig hinter je einem Nasenflügel zum Nasenrücken verlaufen und sich dort vereinigen; nur diejenigen Menschen aber sind im Stande, die Nasenlöcher aufzublähen, bei welchen nicht alle Fasern dieser Muskeln zum Nasenrücken verlaufen, sondern einige derselben sich abwärts zum Nasenflügel ziehen, weil diese Fasern durch ihre Anspannung die Nasenlöcher erweitern. Während nun in erster Linie die Nasenlöcher aufgebläht werden, um einen möglichst starken Luftstrom einzusaugen, weil dadurch die Geruchsempfindung eine möglichst vollständige wird, kann diese Bewegung als eine *mimische* auch schon durch eine bloße *Vorstellung* hervorgerufen werden. Plötzlich gespannt, verleihen geblähte Nasenlöcher dem Antlitz erfahrungsgemäß den Ausdruck der Ueberraschung, in dauernder Spannung den Ausdruck dauernd erregter Aufmerksamkeit, und wie

an hochstehenden Augenlidern erkennt man an gespannten Nasenflügeln, wie sie die Porträts des Kardinals Richelieu, Napoleon's I., Schubart's u. v. A. aufweisen, den physiognomischen Zug eines leichtbeweglichen und aufgeweckten Geistes.

Wie das willkürliche Aufblähen der Nasenlöcher vielen Menschen versagt ist, so vermögen auch nicht eben die meisten dieselben zu schließen oder doch zu verengern. Denn trotzdem jede menschliche Nase kleine Muskelbündel besitzt, welche, auf dem Oberkieferknochen entspringend, sich am hinteren äußeren Rande der Nasenlöcher ansetzen und die Bestimmung haben, sie herabzuziehen, damit zu verengern und den Eintritt der Luft zu behindern, so ist doch deren Uebung so gering, daß die Vermuthung, ihre Spannung und Thätigkeit würde bei unangenehmen Gerüchen, deren Eindringen man verhindern wolle, auffallend hervortreten, sich nicht rechtfertigt. Der Grund hiefür liegt darin, daß man zum Verschluß der Nase bei unangenehmen Gerüchen meist die Finger gebraucht und die betreffenden Muskeln daher im Laufe der Zeit verkümmert sind. Bei alledem haben diese „Herabziehmuskeln" trotz ihrer Schwäche eine ganz besondere mimische und physiognomische Wichtigkeit, weil durch sie der weinerliche Ausdruck des Gesichtes gebildet wird. Es ist höchst merkwürdig und bis vor Kurzem selbst von Physiognomen sowohl, wie von Malern und Zeichnern verkannt, daß der einzige wesentliche Unterschied zwischen dem lachenden und dem weinenden Gesichte darin besteht, daß bei letzterem die Nasenflügel abwärts gezogen werden. Gerade in diesem

Falle also gelangt die Wirkung der betreffenden „Herabziehmuskeln“ deutlich zum Ausdruck. Durch genaueste physiognomische Untersuchungen ist festgestellt, daß sowohl beim (heftigsten) Lachen wie beim Weinen der Mund sich in die Breite zieht, sich senkrechte Stirnfalten bilden und der bittere Ausdruck des Mundes entsteht, und daß der Ausdruck des lachenden Gesichtes sofort zum Ausdruck des weinenden wird, sobald nur die Nasenflügel abwärts gezogen werden. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß durch dieses Abwärtsziehen die von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln laufenden Mundfalten eine durchaus andere, bei Weitem mehr gekrümmte Gestalt wie beim lachenden Gesichte annehmen, und daß auch jene Fältchen auf dem Nasenrücken im krampfhaft lachenden Gesichte dadurch verschwinden; doch aber bleibt als der ursprüngliche und wesentliche Unterschied des mimischen Ausdrucks zwischen Lachen und Weinen das Schließen der Nasenlöcher — physiognomisch der „weinerliche Zug“ — bestehen.

Wie vorübergehende mimische Bewegungen des Gesichtes durch stete Wiederholung zu bleibenden physiognomischen Zügen werden, indem die dabei wirksamen Muskeln sich kräftiger entwickeln und die sie bedeckende Haut durch die beständige Dehnung in derselben Richtung einen ganz bestimmten Zug erhält, ist recht deutlich an dem Rümpfen der Nase zu erkennen, dem physiognomischen Ausdruck bitterer Mißachtung. Freilich darf man sich durch Nasen, bei denen die Nasenspitze ungewöhnlich tief, die Nasenflügel dagegen ungewöhnlich hoch stehen, nicht täuschen lassen, insofern man nur dann auf den physiogno-

mischen Zug der Bitterkeit schließen darf, wenn auch die Oberlippe die charakteristischen Zeichen der Bitterkeit trägt, die Aufwärtskrümmung nämlich in der Mitte ihrer beiden seitlichen Hälften. Im Grunde gehört das Rümpfen der Nase, so widersprechend es klingt, der Physiognomik des Mundes an, denn jene beiden Muskeln, welche infolge einer bitteren Geschmacksempfindung oder „bitteren" Vorstellung angespannt werden, heften sich, an den inneren Augenwinkeln entspringend, in direktem Laufe an die Mitte der beiden seitlichen Hälften der Oberlippe an, und nur ein Theil ihrer Fasern ist mit je einem Nasenflügel verbunden, so daß das Rümpfen der Nase oder — was physiognomisch dasselbe ist — die Bildung der beiden so charakteristischen Mundfalten nur als eine Begleiterscheinung des bitteren Aufwerfens der Oberlippe zu betrachten ist.

Mit diesen Darlegungen wäre die Physiognomik der Nase in ihren wesentlichen Grundzügen skizzirt; und wie es keinem Zweifel unterliegt, daß jene bezeichnende Redensart, die Einem geistige Eigenschaften und seelische Stimmungen *an der Nase anzusehen* behauptet, manches Wahre enthält, so darf man getrost behaupten, daß, wie die Physiognomik und Menschenkenntniß überhaupt von eingreifendstem praktischen Nutzen ist und vor schweren Irrthümern bewahrt, insbesondere auch die Kenntniß der Physiognomik der Nase mit davor behütet, sich in der Beurtheilung der Menschen getäuscht, sich recht eigentlich *an der Nase herumgeführt* zu sehen.

Der goldene Nordwesten.

Amerikanische Skizze

von

Richard Oberländer.

Zwischen den britischen Besitzungen im Norden, Nebraska im Süden, Wyoming und Montana im Westen und Jowa und Minnesota im Osten, liegt das Territorium Dakota, die große Weizenkammer des Nordwestens der vereinigten Staaten von Amerika.

Die Ausdehnung der Weizenregion des Nordwestens, die man deshalb auch den „Goldenen Nordwesten" genannt hat, ist noch nicht völlig bekannt, auch vermag man ihre künftige Ergiebigkeit nicht hinreichend zu beurtheilen. Sie umfaßt jedenfalls das ganze Territorium Dakota östlich vom Missouriflusse und einen großen Theil der westlichen Hälfte desselben und zieht sich in einem Streifen von noch unbekannter Breite, nur selten von Waldungen durchbrochen, längs der Linie der im Sommer des Jahres 1883 eröffneten Nord-Pacificbahn bis zu den Küsten des stillen Meeres hin.

Länger als ein halbes Jahrhundert ist die Weizenindustrie stetig westwärts gegangen, und die unermeßlichen Strecken vom Thale des Red River of the North, sowie von

den weiten Prairien von Dakota bis hin nach dem spezifischen Nordwesten werden schließlich die größten und bedeutendsten Kornkammern der Welt bilden.

So anziehend, wenn auch etwas ermüdend, sich diese grasreichen, blumendurchwirkten Prairien Dakota's dem Auge im Frühling und Sommer darbieten, um so monotoner und oftmals gefahrdrohend sind sie in der rauhen Jahreszeit, im Winter. Dann hausen zuweilen furchtbare Schneestürme, Blizzards genannt, welche Tage lang Blokaden von Eisenbahnzügen und bedeutende Verluste an Menschen und Thieren veranlassen. Wenn aber der Frühling wieder kommt, wenn Schaaren von befiederten Einwanderern: Kraniche, Wildgänse, Enten, Rebhühner, Schwäne u. s. w. das unendlich scheinende Wiesenland bevölkern, wenn sanftes Grün die unabsehbaren Flächen überdeckt, wenn blaue Luft und goldener Sonnenschein hunderterlei buntgekleidete Kinder des Frühlings, wie sie nur auf der Prairie gedeihen, hervorrufen, wenn der Ackersegen in Gestalt von Weizen, Roggen, Gerste, Welschkorn u. s. w. aus schwarzem, leicht zu bearbeitendem Boden üppig emporschießt, wenn das wilde, fette Prairiegras der waidenden Heerde den bei uns mühsam gezogenen Klee ersetzt — dann ist Alles wieder vergessen, und mit ungeheuchelter Ergebung sieht der Prairiefarmer dem Ungemach des Winters entgegen, um sich der Pracht und der Wohlthaten der übrigen Jahreszeiten zu erfreuen, wie sie die jungfräuliche Prairie bietet.

Das nahrhafte Gras der Prairien diente einst ungezählten Büffelheerden zur willkommenen Nahrung, welche ziemlich

ungestört sich dort vermehren konnten und nur vergleichsweise geringen Verfolgungen Seitens der Indianer ausgesetzt waren. Die Alles vernichtende Kultur oder besser die Beutegier und Rohheit amerikanischer und englischer Jäger und Spekulanten hat in der unsagbarsten, schamlosesten Weise die Büffel von den Prairien nicht nur vertrieben, sondern so gut wie völlig ausgerottet, so daß man heute selbst im fernsten Westen nur noch auf schwache Reste der noch vor wenigen Jahren nach Millionen zählenden Büffelheerden stößt.

Von Mitte März bis Anfang Mai wird im Weizenlande Dakota vom Farmer der Prairieboden aufgebrochen, gestürzt und umgepflügt. Der Same wird mit Maschinen, welche ungefähr zwölf Acker per Tag säen können, auf's Land gebracht. Die Ernte beginnt Anfang August und wird ebenfalls durch Maschinen besorgt. 20 Buschel (à Buschel = 30 Kilogr.) per Acker ist im Westen eine gewöhnliche, allein 25 bis 30 Buschel ist durchaus als keine ungewöhnliche Ernte zu betrachten. Der Weizen von Dakota wird in Minneapolis, wie überhaupt von den Müllern im Westen der vereinigten Staaten hochgeschätzt. Ursprünglich aus sogenanntem Scotch Fife gezogen, ist die beste Sorte allgemein als Nro. 1 Hard bekannt und bringt 10 bis 12 Cents per Buschel mehr, als die weicheren Sorten. Denn es hat sich herausgestellt, daß bei dem heutigen Mahlverfahren das harte Frühjahrskorn für den Bäcker ein besseres und ergiebigeres Produkt liefert, als Winterweizen.

Ein Hauptvortheil für den dortigen Weizenbauer ist

der leichte und billige Transport — er hat die Wahl zwischen zwei Absatzwegen. Vom Red River sind es nur 400 Kilometer nach dem oberen See, von wo der Weizen über Duluth und Superior City nach den Märkten von Chicago, Buffalo und New-York verschifft werden kann; außerdem aber verbrauchen die Mammuthmühlen an den St. Anthonyfällen zu Minneapolis mehr Getreide, als bis jetzt überhaupt beschafft werden konnte. Seit von den Bahnverwaltungen ein einheitlicher Frachttarif für Getreide bewilligt worden ist, genießt der Farmer, selbst von der entferntesten Station aus, gleiche Vortheile, wie die dem Verkaufsplatze näher gelegenen Ansiedler.

Während die Weizenproduktion Dakota's im Jahr 1880 nur 3 Millionen Buschels betrug, stieg sie 1881 auf 9 Millionen, 1882 auf 12 Millionen und 1883 auf über 20 Millionen Buschels. Da die Anzahl der zur Bebauung herangezogenen Ländereien in überraschender Steigung zunimmt, so stehen für den Weltmarkt noch große Zufuhren von Weizen allein aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten demnächst zu erwarten.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Weizenbaues in Dakota besteht jedoch darin, daß derselbe in so großem Maßstabe betrieben wird, wie bisher nicht für möglich gehalten worden ist.

So kauften zunächst zwei Kapitalisten, George W. Caß und Benjamin P. Cheney in der Nähe der Stadt Casselton 7680 Acker Land von der Direktion der Northern Pacific-Bahn und das dazwischen liegende gleich große Regierungsland, wodurch sie sich Ackerland von ungeheurer Ausdeh-

nung sicherten. Ein gewisser Oliver Dalrymple wurde als Dirigent und späterer Hauptheilhaber gewonnen, und derselbe brachte im Jahre 1875 1280 Acker unter den Pflug und erntete im Jahre 1876 das erste Mal. Mit jedem folgenden Jahre nahm die Zahl der Acker unter Kultur zu, bis dann im Jahre 1883 30,000 Acker auf einer Fläche mit Weizen bestanden waren. Die Gesellschaft besitzt gegenwärtig drei ähnliche Liegenschaften mit einem Gesammtflächeninhalt von 75,000 mit Weizen bestandenen Ackern.

Die Art der Bewirthschaftung bei dieser Ackerbaugründung, in Amerika unter dem Namen der Bonanzawirthschaft bekannt, ist ebenfalls eine eigenthümliche, den kolossalen Verhältnissen angemessene. Das Land wird zuvörderst in Parzellen von 6000 und diese wieder in Unterabtheilungen à 2000 Acker getheilt. Jede Unterabtheilung von 2000 Ackern steht unter einer Verwaltung und hat ihre eigenen Gebäude, bestehend aus einem Speisehaus für die Leute, aus Ställen, Getreidespeichern, einer Maschinenhalle und einer Schmiede, sämmtlich mit dem Direktorialsitz durch Telegraph und Telephon verbunden.

Das Ganze ist militärisch eingerichtet. Die Verwalter (Majore), welche 2000 Acker beaufsichtigen, legen den Oberverwaltern (Obersten), welche 6000 Ackern vorstehen, und diese dem Oberfeldherrn oder Fabrikdirektor Dalrymple über alle Einzelnheiten des Betriebs Rechenschaft ab. Der Direktor sitzt in seiner Amtsstube, nimmt die Berichte entgegen, trifft die allgemeinen Anordnungen und besorgt namentlich den finanziellen Theil der Geschäfte,

er studirt also die Marktpreise und die Frachtpreise und bestimmt, wann und wie viel von dem eingeheimsten Getreide versendet werden soll. Die Arbeiter, für welche ein Küchen-personal von vierzig Köpfen thätig ist, werden in großen Speisesälen beköstigt. Die Zahl der beschäftigten Pferde und Maulthiere beträgt von 800 bis 900 Stück. Zu deren Ernährung liefert die Weizenfabrik selbst ungefähr 90,000 Buschel Hafer.

Sobald der Weizen gedroschen ist, wird er auf die Eisenbahnzüge verladen, deren zur Erntezeit täglich drei (jeder mit 10,000 Buschel) nach Chicago, Duluth oder Minneapolis gehen.

Unter der Voraussetzung, daß Dalrymple mindestens 20 Buschel Weizen vom Acker zieht, wie er behauptet, und daß sich der Preis auf 1 Dollar netto für ihn stellt, würde er also von den 30,000 Ackern eine Brutto-Einnahme von 600,000 Dollars erzielen.

Nach Abrechnung aller Kosten, die er auf 7 Dollars per Acker veranschlagt, würde er also einen Reingewinn von 300,000 Dollars aus der Ernte des Jahres 1883 gehabt haben.

Welcher europäische Rittergutsbesitzer kann auch nur im Entferntesten etwas Aehnliches aufweisen? Und dieser Dalrymple ist eigentlich gar kein Farmer, sondern Bankier, der mit klarem Blicke das Rentable der Massenproduktion erkannt und in dem jungfräulichen Boden des Nordwestens die günstigsten Vorbedingungen für dieselbe gefunden hat. Kein Wunder, daß man den Landbau in solchem Maß-stabe und von solchem Erfolge Bonanzawirthschaft nennt,

gerade so wie die in ähnlicher Ausdehnung betriebenen Silberminen in Nevada, durch welche Mackay und Genossen ihre Millionen erworben haben, Bonanzaminen heißen. Schließt ja doch das spanische Wort „bonanza“ den Begriff der höchsten Fülle und des üppigsten Gedeihens in sich.

Auf der 30,000 Acker großen Farm bei Casselton allein sind während der Saison mindestens 400 Menschen bei der Ernte beschäftigt und 500 bis 600 Leute beim gleichzeitigen Dreschen. 250 Paar Pferde und Maulesel sind in Gebrauch, 250 Stück Pflüge, 115 selbstbindende Mähmaschinen und 27 Dampfdreschmaschinen. Vom 1. August hört man das Rasseln der Mähmaschinen durch das ganze Land, und wer je Zeuge des Mähens war, wird den Anblick niemals vergessen. Wie ein unabsehbares Meer dehnen sich die goldenen Wogen der Weizenfelder aus, so weit das Auge reicht, und wie die Artilleriebatterien rücken die Mähmaschinen dagegen vor. Jede Maschine wird von drei Maulthieren oder Pferden gezogen, und mit je sechs derselben reitet ein Aufseher, welcher die Arbeiten der Fahrer leitet. Sobald eine Maschine unbrauchbar wird, ist ein Handwerker zur Hand, der den Schaden ausbessert. So geht das Mähen in größter Ordnung und mit bestem Erfolge vor sich. Auf einen Strich wird von den 115 Maschinen ein Schwaden von 65 Meter niedergelegt und gebunden; die Greifer werfen die Garben fast verächtlich in die Luft — jeder Selbstbinder verrichtet die Arbeit von sechs Menschen. Das Dreschen und Reinigen des Getreides erfolgt ebenfalls durch Maschinen, welche zur Zeitersparnis-

niß auf die Felder hinausgeführt und durch lokomobile Dampfmaschinen in Betrieb gesetzt werden. Das Getreide wird dann gleich in Säcke gefüllt und der Versandt kann beginnen.

Chicago ist der größte Getreidemarkt der Welt. Man kann es die Metropole des amerikanischen Getreides nennen. Mitten zwischen zwei Oceanen, im Herzen eines Kontinents und am Rande einer ungeheuren Prairie gelegen, ist Chicago doch eine Seestadt, so gut als irgend eine bedeutende der Welt. Denn sie steht auf der einen Seite durch den Mississippi in unmittelbarer Wasserverbindung mit dem Golf von Mexiko, auf der anderen durch die Seen und den Eriekanal mit dem atlantischen Ocean. Und in neuester Zeit ist sie außerdem noch ein bedeutender Eisenbahnknotenpunkt geworden, von dem aus Hauptlinien nach allen Theilen der Union laufen.

Zum Aufbewahren von Getreide sind an den Eisenbahnen und in der Nähe des Hafens große Lagerhäuser, sogenannte Elevatoren, errichtet worden, in welche das Getreide durch Dampfkraft gehoben und auch von dort wieder zur Weiterbeförderung zu Schiff oder Eisenbahn verladen wird.

In wahren Strömen fließt dort der Weizen aus einem Schiffe in das andere, von den Elevatoren in die Schiffe und von Eisenbahnwagen hoch hinauf auf die Böden der Lagerhäuser, denn diese Nahrungsströme fließen ebenso leicht nach oben als nach unten. Mit einem Vierzig-Scheffelmaße wird durch Maschinenkraft das Getreide so leicht gemessen, wie wir ein paar Loth Käse wägen, und noch

schneller. Die Arbeit geht an Wochen- und Sonntagen, Tag und Nacht ununterbrochen fort; in der Umgebung dieser Elevatoren athmet man Mehl, trinkt Mehl und sieht sich von einer Wolke von Brodstoffen umgeben. Ein einziger dieser großen Fruchtspeicher hat einen Lagerraum für 1,250,000 Buschel, und in allen zusammen können 6 Millionen Buschel untergebracht werden.

Es lohnt sich wohl der Mühe, einen solchen Elevator zu besuchen. Auf der einen Seite führen Eisenbahnen an ihnen vorbei, während sie auf der anderen Seite von den Schiffskanälen begrenzt sind. Die mit Getreide (nicht in Säcken) gefüllten Waggons fahren in das Innere der Speicher. Hier wird das Getreide durch vollendete Maschinen in die höheren Stockwerke gehoben und von dort durch hölzerne Röhren in die Schiffe herabgelassen, die hart an den Mauern dieser Mammuthspeicher anlegen. Die Schnelligkeit, mit welcher dieses Umladen vor sich geht, übersteigt alle Vorstellungen. Alles wird mit Dampf getrieben und die Hebevorrichtungen gleichen großen Baggermaschinen. An einer endlosen Kette befinden sich große Eimer, die gefüllt aufwärts gehen, oben sich entleeren und unten neuerdings Ladung nehmen. 8000 Buschel werden auf diese Weise per Stunde aus den Waggons in die Schiffe befördert, und nur mit diesen großartigen Apparaten ist es möglich, jährlich gegen 100 Millionen Buschel Getreide allein von Chicago nach allen Gegenden der Erde zu verschiffen. —

Wir erwähnten oben, daß ein wesentlicher Theil des in Dakota geernteten Frühjahrsweizens in die Riesenmühlen

von Minneapolis im Staate Minnesota wandert. Man hat nicht ganz unpassend deren Geschichte und Werden mit dem Märchen von Aladdin verglichen, und in der That sind dieselben von einer erstaunlichen Leistungsfähigkeit, für welche wir anderswo keine Parallele finden. Im Jahre 1880 produzirten dieselben 30,000 Barrel (1 Barrel, Faß = 83 Kilogramm) Mehl, und im Jahre 1882 3,125,000 Barrels. Damals waren 26 Mühlen in Thätigkeit, welche zusammen gegen 26,000 Barrels täglich lieferten.

Die Lieferungsfähigkeit der größten Mühlen ist 5200 Barrels pro Tag, die der nächstgrößten 3000 Barrels, und sechs andere Mühlen rangiren von 1200 bis 2000 Barrels pro Tag.

Das in Minneapolis auf die Mühlenindustrie verwandte Kapital ist ein ungeheures und ist in stetem Zunehmen begriffen. Das ist das Ergebniß des in den letzten Jahren durchgreifenden Wechsels in der Fabrikationsmethode: der Gebrauch der alten Mühlsteine ist abgeschafft und hat der Zerreibung zwischen stählernen Walzen Platz gemacht.

Der neue Prozeß hat nicht nur die früher gewonnene dunkle und geringere Sorte bis zur Güte des beliebten besten ungarischen FF-Mehles erhoben, sondern auch die von dem Korn zu erzielende Quantität und die Produktionsfähigkeit der Mühlen vermehrt. Man erhält jetzt mit geringeren Kosten besseres Mehl, wie früher zur Herstellung geringerer Sorten erforderlich waren.

Minnesota-Mehl findet willigen Absatz in allen Städten

des Ostens, ebenso in Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Holland, Spanien und Italien. Oft werden auch Einzelaufträge auf 10,000 bis 15,000 Barrels gegeben, und die Müller müssen, um lieferungsfähig zu bleiben, für eine größtmögliche Ausdehnung ihrer Anlagen sorgen, sonst laufen sie Gefahr, die heimische und fremde Kundschaft zu verlieren. Ueberdies sind die Einrichtungskosten einer großen Mühle vortheilhafter als die einer kleinen. Auch sind die Betriebskosten einer großen Mühle relativ geringer; dagegen nimmt die Möglichkeit, eine gleichmäßige Qualität Mehl zu produziren, in demselben Grade zu, wie die Leistungsfähigkeit einer solchen. Das sind die Gründe, weshalb mittelgroße Mühlen, die man früher für die sichersten und profitabelsten hielt, seit einigen Jahren von großen Mühlen verdrängt worden sind.

Die größte dieser Mühlen, die „Pittsburg A"-Mühle, ist folgendermaßen eingerichtet. In das Kellergewölbe ist mittelst eines in den soliden Felsen gearbeiteten Kanals ein Strahl der St. Anthonyfälle des Mississippi hereingeleitet, welcher mit 2500 Pferdekräften die ungeheuren Schwungräder umdreht, von denen dann die Bewegung allen übrigen Maschinentheilen mitgetheilt wird. Hunderte von Stahlcylindern mit verschiedenartig rauher Oberfläche besorgen das Zermalmen des Weizens der Reihe nach bis zur absolutesten Feinheit. In großen Behältern fließt das Mehl dann zusammen und aus diesen geht es in Säcke und Fässer über. Das Zusammennähen der Säcke und das Zuklopfen der Fässer besorgen Menschen. Sie arbeiten mit einer fieberhaften Anstrengung, als ob sie

mit der gewaltigen Elementarkraft gleichen Schritt halten wollten.

Fieberhaft, überproduktiv, auf wilde Spekulationswuth begründet und daher ungesund ist auch dieses ganze Treiben. Nicht lange mehr wird es dauern, und der herrliche Boden Dakota's ist erschöpft, der „goldene Nordwesten" ist ausgeraubt, die Spekulanten wenden sich anderen Gegenden zu und der verarmte Boden wird wieder zur wilden Steppe. Wahren Nutzen bringt eine solche Art des Betriebes der Menschheit nicht, denn nicht der mit allen Mitteln der modernen Technik betriebene Raubbau, sondern eine fleißige, rationelle Pflege und Ausnutzung des Bodens schafft bleibende Werthe, eine gesunde ackerbauende Bevölkerung, und führt die jungfräulichen Länder des amerikanischen Westens der Kultur entgegen.

Unsere Lagerstätten sonst und jetzt.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Gottfried Pfeuffer.

Es gibt kaum einen Gegenstand im menschlichen Leben, der nicht seine interessante Seite hätte, welche einem denkenden Menschen nicht Stoff zu mancherlei Betrachtungen böte. Alles hat seine Geschichte, auch der Gegenstand, dem die nachfolgenden Zeilen gewidmet sind, und der stets im Leben der Menschen eine bedeutende Rolle gespielt hat: das Bett.

Ein weiches, warmes Lager wurde seit Urzeiten von den Menschen stets geschätzt. Aus dem fünften Buche Moses 3, 11 kann man entnehmen, daß schon Og, der Riesenkönig von Basan, ein eisernes Bett besaß, neun Ellen lang und vier Ellen breit, welches aber wohl nur eines seiner Kinder benutzt hat, da er selbst höher als der Ararat war. Wie dem nun auch sein mag, Eines ersehen wir aus der Erzählung, nämlich, daß es mit unserer hochgepriesenen Civilisation nichts ist; wir glauben Wunder was mit unseren großen neuen eisernen Betten erfunden zu haben, während doch vor mehr als dreitausend Jahren schon König Og ein solches besaß.

Die wahre Heimath unserer Betten scheint indessen Egypten zu sein. Das gewöhnliche Material, aus welchem man sie verfertigte, war Holz, allein auch solche aus Eisen, Bronze, selbst aus Silber werden erwähnt; als Kopfkissen diente ein Holzblock mit einer kleinen Höhlung darin, in welche man das Haupt niederlegte, und um diese Situation noch ungemüthlicher zu machen, wurde das Bettende auf ein Piedestal gestellt, so daß es, wie es scheint, bei der geringsten Bewegung umfiel. „Vielleicht," sagt ein englischer Schriftsteller, „hatten die scharfsinnigen Egypter dasselbe Prinzip, nach welchem der Herzog von Wellington gehandelt haben soll, nämlich, daß wenn überhaupt Jemand sich im Bette umwendet, es für ihn Zeit ist, aufzustehen."

Die Hebräer gebrauchten als Unterlagen Säcke aus Schaf- oder Ziegenleder, gefüllt mit Wolle, Federn oder Stroh. Auch darin manifestirte sich Salomo's Weisheit, daß er sich ein ordentliches Bett herstellen ließ aus dem Cedernholz vom Libanon, mit silbernen Stützen und goldenem Boden, bedeckt mit tyrischen purpurfarbenen Wollendecken, welche die Alten nicht genug preisen können.

Doch galt das Bett wohl damals mehr als heute; es war zugleich ein Sopha, auf welchem man während des Tages ruhte. Die Kissen, welche Nachts auf das Bettgestell gelegt wurden, waren gewöhnlich mit Wolle oder einer Art Baumwolle gefüllt, obgleich auch Gründe zur Annahme vorhanden sind, daß schon damals Federn und Dunen gebraucht wurden.

Uebrigens sei hier gleich erwähnt, daß nicht einmal

die Matratzen mit Sprungfedern rein moderne Erfindung sind, so wenig wie die eisernen Betten. Die alten Egypter hatten etwas Aehnliches, wenn auch die Federn nicht aus Stahl, sondern aus Rohr und Palmzweigen gebildet wurden.

Die Griechen der besseren Zeit hielten nicht viel von Betten, weil sie glaubten, daß man bald verweichlicht werde, wenn Einem nicht am frühen Morgen beim Erwachen alle Knochen vom harten Lager schmerzten; doch fand man bei ihnen hölzerne Bettgestelle mit durchlöcherten Brettern oder kreuzweise darüber gespannten Riemen aus Ochsenhaut als Unterlage. Erst später fing man den Werth des Bettes zu schätzen an, und die Kunst wußte dann auch hier das Richtige zu treffen. Statt der wilden Bestien, welche die barbarischen Völker in ihrem Schnitzwerk darzustellen liebten, wandte sich der feinere Geschmack der Griechen den Pflanzen zu: Weinlaub, Acanthus, Geißblatt treten uns in den Verzierungen an den Bettgestellen zumeist entgegen. Die Römer ahmten den Griechen nach, und daß sie dieselben in den Tagen des Wohllebens noch übertrafen, ist zur Genüge bekannt. Als eine Eigenthümlichkeit der römischen Bettgestelle wird die Höhe bezeichnet, so daß man auf eine Bank treten mußte, um hineinzukommen. Baldachine scheinen im Gebrauche gewesen zu sein, ob aber auch Gardinen, ist zweifelhaft.

Das Nachtlager unserer Urahnen bestand anfänglich wohl nur aus einer Schütte Stroh oder Laub mit darüber gedeckten Fellen, wie ja sogar zur ersten Umhüllung der Neugeborenen lediglich Thierfelle verwendet wurden. Wenn

Tacitus (in seiner „Germania") von den Finnen ausdrücklich erwähnt, daß die Erde ihr Lager sei, so kann er damit den bloßen Erdboden meinen oder dasselbe überhaupt nur deshalb besonders hervorheben, weil er in kurzen charakteristischen Zügen Alles zusammenfassen will, was die entsetzliche Armuth dieses Volkes, die er zu schildern beabsichtigt, kennzeichnen kann.

Ein über dem Boden erhabenes Bettgestell, welches den darin Ruhenden mehr vor Feuchtigkeit und Ungeziefer schützte, dem Körper auch durch die wie von einem festen Rahmen zusammengehaltenen Bettstücke eine bequeme Lage gab, werden die Deutschen den Römern später nachzumachen gelernt haben. Zu Karl's des Großen Zeiten spielten die Federbetten, wenigstens bei den Vornehmen, bereits eine Rolle, und im Haushalte des Kaisers selbst gab es deren fünf, wozu noch eine Menge Matratzen kamen. Das arme, hörige Volk freilich, auch Bauern, welche in uraltväterischer Weise fortlebten, ebenso die gemeinen Diener in den Städten sowohl wie auf den Burgen, schliefen gar nicht in Betten, sondern lagen auf den mit Stroh bestreuten Fußböden.

Ganz wie das römische „lectus" hatte auch das mittelalterliche Wort „bette" eine doppelte Bedeutung: einmal ist es das Nachtlager, dann aber bezeichnet man mit dem Worte auch jeden mit Polstern belegten bequemen Sitz, auf welchem man bei Tische, in den Hallen oder in den Fenstern saß. Erst im 13. und 14. Jahrhundert finden wir wieder Betten anständigen Aussehens; doch bildeten dieselben werthvolle Stücke, wie aus einer Anzahl von

Testamenten hervorgeht. Die vornehmsten Stände fanden durchaus nichts Erniedrigendes oder Anstößiges darin, mit Freunden und Gästen das Bett zu theilen, vielmehr erwartete dies der Gast als ein unzweideutiges Zeichen echter Freundschaft.

Dies gemeinsame Bett, welches namentlich im Mittelalter gebräuchlich war, bildete in seinem großartigen Federreichthum ein Prachtstück jeder halbwegs begüterten Familie. Von den riesigen Betten, welche unsere Voreltern im Gebrauche hatten, und worin nicht allein die ganze Familie, sondern oft auch noch bevorzugte Hausthiere, wie z. B. Jagdhunde, Lieblingskatzen u. s. w., ihr nächtliches Lager hielten, haben sich hier und da noch Ueberbleibsel erhalten.

Den behaglich breiten Schilderungen zeitgenössischer Schriftsteller entnehmen wir, daß ein richtiges Bett aus folgenden fünf Stücken bestand: 1) Aus dem Pflumit, d. h. einem Federkissen; 2) dem Kulter, d. h. einer Matratze; 3) dem Leilachen oder der linden Wat (Leinwand); 4) einem Deckelachen, das ist: einer genähten, aus Pelz oder aus mehrfachen Tuchlagen zusammengesetzten Bettdecke, und 5) einem Wanküssen, das ist: einem kleinen Kopfkissen. Vor dem Bette war in der Regel noch ein kleines, niedrigeres Bett, eine Art Ottomane angebracht, auf welcher man vor dem Zubettegehen oder auch nach dem Bade saß. Dieses Niederbett hieß oft auch Bank; mitunter war das ganze Niederbett nur eine kleine Fußbank. Auf solch' ein Bettlein setzten sich auch wohl Personen, welche dem im höheren Bette Ruhenden Gesellschaft leisten oder zu ihm sprechen wollten. War zu diesem Zwecke ein solches Neben-

bett nicht da, so setzte man sich auf den vor dem Bette ausgebreiteten Teppich.

Das Schlafbett, auf welchem man auch nicht selten bei Tage saß, wurde von einem meist sehr hohen Bettgestell umfaßt, welches auf starken, künstlich gedrehten und mit bunten Farben, oft gar mit Gold und Silber verzierten Stollen oder Füßen stand. Das Rückenbrett des Gestelles war meistens so hoch, daß sich die Hauptmatratze oder der gesteppte und gepolsterte Kulter in einem mäßig stumpfen Winkel daran lehnte, so daß der darauf Ruhende mehr zu sitzen als zu liegen schien. Die Seitenbretter oder Seitenleisten der Bettgestelle waren nicht hoch und ließen das Meiste der darin liegenden „Bettwat" übersehen. Diese Seitenbretter bedeckte oft ein buntes Laken oder ein reich verzierter Teppich, welcher nur die in schönen Schnörkeln oder fabelhaften Thierformen ausgedrechselten Stollen sehen ließ. Vorhänge, wie sie bei den erst im späteren Mittelalter entstandenen und bis in unsere Zeit hineinragenden Himmelbetten üblich waren, scheinen an den älteren Bettgestellen nicht befestigt gewesen zu sein.

In der Folgezeit treffen wir auf Abbildungen von Bettgestellen, welche weniger verziert, aber noch immer sehr massiv sind. Die Stollen werden kleiner und die Seitenbretter größer, so daß ein kastenartiges Bettgestell oder eine „Bettlade" entsteht. Das hohe Rückenbrett dieser Bettladen trägt ein ebenfalls massiv gearbeitetes hölzernes Dach, welches weiter keine Stützen hat und von welchem die jetzt häufigeren Bettvorhänge herabhängen. Das Deckbett, welches im ganzen Mittelalter kein schweres Feder-

bett, sondern nur eine leichte Decke war, verhängt das Gestell in der Regel bis zu den Füßen; da diese Decke aber sehr leicht ist, so markirt sie stark und deutlich die scharfen Ecken und die ganze plumpe Beschaffenheit des Bettkastens. Alle verschiedenen Formen der mittelalterlichen Bettgestelle haben aber das Hohe und Kolossale gemein, so daß die Bettstücke darin aufgethürmt werden konnten und der Ruhende oft mehr darin saß, als lag; auch bei dem heutigen Landvolke, bei welchem sich alterthümliche Sitte und alterthümliches Geräth am längsten erhalten hat, finden wir noch eine Vorliebe für hochaufgethürmte Betten, wenn auch die Bettstellen und namentlich die Rückentheile kleiner geworden sind. Das eigentliche Kopfkissen jedoch war im Mittelalter viel kleiner als es gegenwärtig ist, dafür aber meist mit schönem gestreiften oder karrirten Seidenzeug überzogen und an den Ecken mit Quasten verziert.

In den ältesten Zeiten hatten wohl diese Kissen eine ähnliche Form, wie jene auf Sitzen häufig abgebildeten wurstartigen Polster, welche den in unserer Zeit in Mode gekommenen Schlummerrollen sehr ähneln. In den späteren Jahrhunderten nahmen diese Kissen mehr ovale und viereckige Formen an; dabei wurden sie größer und bedeckten fast die ganze Breite des Bettes, so daß sie sich nicht viel von denen unterschieden, welche wir noch heute im Gebrauche haben. Abbildungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert zeigen das Deckbett in derselben Weise, wie die Beschreibungen aus den ältesten Zeiten. Selbst Kranke finden wir nicht mit einem so großmächtigen Federpolster zugedeckt, wie es erst die Weichlichkeit des vorigen Jahr-

hunderts erfand, und wie es in unseren Tagen der Arzt und der gute Geschmack mehr und mehr beseitigt.

In der Blüthezeit des Mittelalters hielt man mehr als in späteren Jahrhunderten auf Zierlichkeit und Pracht der Schlaf- und Ruhebetten. Die Betten sind als das beste und sehenswertheste Hausgeräth geschätzt, kein anderes ist von den Dichtern mit solcher Vorliebe beschrieben, und es mag daher auch eines der ältesten Sprichwörter sein, welches mit den Worten „gut gebettet sein" die Annehmlichkeiten des Daseins charakterisirt. In den späteren Jahrhunderten finden sich vollständige Beschreibungen der Betten nicht mehr; das frühere Mittelalter hatte eben ein Prachtgeräth darin gesehen und es nicht blos in Kammern versteckt, sondern Wohnstuben und selbst Säle damit ausgestattet. Erst bei Hans Sachs finden wir wieder eine umständliche Beschreibung oder vielmehr Aufzählung der einzelnen Bettstücke, welche nun mit ihrem Gestelle immer in der Kammer stehen; doch ist es jetzt nicht die Pracht und Nettigkeit des Bettes, welche unseren selbst „Lichtputzscheeren" besingenden Meistersänger zum Versemachen verlocken, sondern er beschreibt das Bett eben nur deßwegen, weil er den Einfall hat, sämmtliches Hausgeräth in Verse zu bringen.

Aus diesen Versen scheint hervorzugehen, daß man auch noch im 16. Jahrhundert ein kleines Niederbett oder Ruhebett neben dem Schlafbette hatte; ein solches Spannbett, Ruhebett oder Faulbett stand jedoch, wie uns Hans Sachs erzählt, auch in den Stuben, und konnte eben so wohl zum Sitzen, als zur nächtlichen Ruhe gebraucht werden. Auch

wenn man auf die steinernen Sitze in den tiefen Fensternischen, oder auf Bänke bei Tische und für ganze Gesellschaften im Saale Pflumite und Kulter legte, so nannte man die auf diese Weise hergestellten Sitze „Betten". Diese Sitzbetten wurden gewöhnlich an die Wand gelegt, doch gab es auch freistehende Ruhebetten, und solche waren nun besonders die Spannbetten, d. h. freistehende, nicht gegen die Wand gelegte Sitze, deren Kissen in einem Gestelle lagen, welches nach Art unserer Feld- oder Jagdstühle gespannt war. Das deckende Federbett ist erst eine Erfindung der weichlichen Zeit des vorigen Jahrhunderts, und bei allem Aufwand für behagliche Wärme hat man in alten Tagen die schweren Decken vermieden, ohne Zweifel, weil man wußte, daß sie nicht gesund seien. Doch waren Federbetten noch zu Zeiten unserer Großväter üblicher als jetzt. Das Klima bedingt den verschiedenen Gebrauch, der Norden neigt den Federbetten, der Süden den Matratzen zu.

Seit John Clark im Jahre 1813 das Luftbett und Dr. Arnott oder J. P. Groß einige Jahre später das Wasserbett erfunden, hat moderne Erfindungskunst für Kranke und Freunde der Bequemlichkeit alles Mögliche geleistet. In Deutschland sind Himmelbetten oder solche mit einem Behänge, bestehend aus einem schwebenden Kranze, der über dem Bette aufgehängt wird, und von welchem herab sich Vorhänge aus mehr oder weniger kostbarem Stoffe ausbreiten und über das Bett herabhängen, durchweg nicht Sitte. Auch Betten, deren Pfosten säulenartig verlängert sind, so daß sie eine Art Decke tragen, von welcher Vorhänge herabhängen, findet man in Deutschland selten. In

Frankreich dagegen sind Himmelbetten an der Tagesordnung, und der Holländer begreift kaum, wie ein anständiger Mensch ohne Bettvorhänge schlafen kann.

Das Bett ist für den Menschen, und nicht der Mensch für das Bett gemacht; diesen Grundsatz haben unsere Nachbarn jenseit der Alpen und des Rheins längst anerkannt. Nur was die Füllung betrifft, haben vielleicht die Italiener die Franzosen noch übertroffen mit jenen vortrefflichen und erfrischenden Matratzen, welche mit den weichen und elastischen Maisblättern gefüllt sind.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß der Franzose die bei uns so natürlich erscheinende Einrichtung besonderer Schlafzimmer so gut wie gar nicht kennt. Während diese bei uns, so elegant ihre Einrichtung sein möge, als ein dem Fremden verschlossener Raum betrachtet werden, dienen sie den Franzosen zugleich als Wohn- und Empfangsräume, oft auch als Arbeits- oder Schreibzimmer. Nichts kennzeichnet mehr den Unterschied des Nationalcharakters. Das Schlafzimmer ist in Frankreich ein Raum, welcher für jede Art der Benützung mit allem Luxus ausgestattet ist, den die Mittel des Bewohners irgend gestatten. Das demselben angehörige Bett hat mit der Mehrzahl der Betten in Deutschland wenig Aehnlichkeit. Es ist sehr breit und enthält Raum für zwei, oft für drei Personen. An dem Kopfende, welches bei uns durch die unbegreifliche Erfindung der sogenannten Keilkissen so oft zur Plage für den ruhesuchenden Körper wird, befindet sich ein rundes Polster von der Breite des Bettes, dem ein bis zwei breite Kopfkissen hinzugefügt sind. Ein anderes Polster am Fußende

schützt die Füße vor der Berührung mit dem kalten Holzwerk. Eine breite, seidene, gesteppte Decke, über die noch das kurze, mit Seide überzogene Deckbett, welches man bei uns „Plumeau" nennt, ist darüber gebreitet. Die Kopfkissen sind mit kostbaren und breiten Besätzen garnirt. Am Tage wird das Bett mit einer dem Stoffe, sowie den Farben der Zimmer-Garnitur gleichen Decke bekleidet, die ihm das Ansehen eines Ruhebettes verleiht. Von der Höhe des Plafond herab ist das Bett durch schwere Vorhänge von demselben Stoffe drapirt. Derartige Betten, wenn auch nicht durchweg mit Spitzen und seidenen Stoffen ausgestattet, findet man keineswegs blos bei reichen Personen und in vornehmen Hotels. Wo nicht gerade wirkliche Armuth herrscht, wird man überall mit mehr oder weniger Eleganz ausgestatteten Betten begegnen. Der Franzose würde sich ohne sein breites Bett mit Allem, was dazu gehört, ebenso unbehaglich fühlen, als wenn ihm der Kamin mit dem Spiegel darüber, der Pendule, den Vasen und Armleuchtern fehlte, vor dem sein Fauteuil ihm die Behaglichkeit bietet, die der Deutsche diesen Gegenständen nicht abzugewinnen vermag. Uebrigens ist es selbstverständlich, daß die Sitte der breiten Betten mit Vorhängen und kostbarem Spitzenbesatz kein Vorrecht der Franzosen ist, da man solche Lagerstätten auch in Italien, England u. s. f. antrifft. Nur ist das Ensemble der Schlafzimmer in diesen Ländern nicht auf die in Frankreich fast typisch gewordenen Einrichtungen beschränkt und hat eben einen anderen Zweck als den, die kokette Grazie, mit der die französischen Schlafzimmer ausgestattet sind, in die vorderste Linie zu stellen.

An dieser Stelle möge auch noch eine kurze Ausführung über das von Professor Jäger, dem Erfinder der Normal-Bekleidung, hergestellte Wollbett Platz finden. Außer der Kleidung, wie man dieselbe während des Tages zu tragen pflegt, kommt auch die Nachtkleidung, das Bett, in Frage. Ein wollenes Bett, so behauptet der „Entdecker der Seele" und des „Haarduftes", hat dieselben Vorzüge, wie die Wollkleidung überhaupt, es gehört untrennbar zu dem Wollrégime. Vor allen Dingen kann man in einem Wollbett um ein ganz Erhebliches leichter bedeckt liegen, als in einem leinenen oder baumwollenen. Die schlechte Wärmeleitung der Wolle ermöglicht ferner die für unsere Gesundheit äußerst zuträgliche, fortdauernde Zuführung frischer Luft, das Schlafen bei offenem Fenster. Im härtesten Winter genügen eine oder zwei starke Friesdecken mit einem weichen Kaschmirbezuge versehen, im Hochsommer der Kaschmirbezug allein, um eine behagliche Bettwärme herzustellen.

Das Bett ist die naturgemäße Heimstätte eines jeden civilisirten Menschen:

„Wir lachen im Bette, wir weinen im Bette,
Werden im Bette geboren und sterben im Bette!"

Der französische Physiologe Bovard behauptet: „Der Mensch ist ein Thier, das am besten in horizontaler Lage denken kann." Nicht immer ist faul, wer gerne im Bette liegt. Denker, Dichter, Staatsmänner haben es als ein Recht für sich in Anspruch genommen, dann und wann einen Tag im Bette zu bleiben. Wenn dem berühmten Wasserbau-Ingenieur James Brindley (geb. 1716, gest.

1772) ein recht schwieriges Problem im Kopfe umherspukte, so legte er sich so lange in's Bett, bis er die Aufgabe gelöst hatte. Lord Melbourne, der britische Staatsmann (geb. 1779, gest. 1848), ertrug mit größtem Humor die stürmischen Launen seiner Gattin und ging zu Bette, wenn seine liebliche Ehehälfte im Salon die Nippes umherzufeuern begann und die Möbel demolirte. Dann trafen seine Freunde den Premierminister dort arbeitend, während die Bettdecke mit Briefen und Depeschen übersäet war.

Dichter aus dem Bette zu bringen, hat immer unsäglich schwer gehalten, wahrscheinlich mengten sich ihnen die Visionen des Tages zu lieblich mit denen der Nacht. Thomson (geb. 1700, gest. 1748) kultivirte die Faulheit wie eine schöne Kunst und dachte sich seine Lehrgedichte (z. B. „die Jahreszeiten") im Bette aus. Heinrich Heine dichtete Tage lang im Bette, so daß bei seinem endlichen Aufstehen das Zimmer mit beschriebenen Zettelchen überstreut war. Auch von Rossini ist es bekannt, daß er mit Vorliebe im Bette seine musikalischen Kompositionen schuf. Wer will ermessen, wie viele fruchtbare Ideen und große Thaten den schwellenden Kissen eines behaglichen Bettes ihren Ursprung verdanken, und wie viel Aerger wiederum, wie viel böse Laune und Ungerechtigkeit auf ein hartes Lager zurückgeführt werden müssen.

Haupt- und Urzweck des Liegens im Bette ist, zu schlafen. Schon die bloße Thatsache, daß man der Länge nach im behaglichen Bette liegt, ist jedenfalls für den ganzen Organismus kräftigend. Die Räder des Lebensmechanismus ruhen sich aus, werden sozusagen frisch geölt.

Nichts Besseres gibt es, als Schlaf; kein Arzneimittel der Welt kann den Schlaf ersetzen. Je mehr Schlaf das Gehirn erhält, desto besser arbeitet es; alle großen Kopfarbeiter waren auch gute Schläfer. Walter Scott (geb. 1771, gest. 1832) konnte nie mit weniger als zehn Stunden Schlaf auskommen. Georg III. (König von England 1760 bis 1820), ein Mann von eiserner Körperbeschaffenheit, sagte: „Ein Narr braucht acht, aber ein Philosoph neun Stunden Schlaf." Napoleon I. und Wellington konnten, wenn auch oft nur kurze Zeit, an jedem Orte und zu jeder Zeit schlafen; diese Eigenschaften besaßen auch die berühmtesten Parlamentarier, woraus sich die Frische erklärt, welche Palmerston noch im höchsten Alter besaß. „Schlaf," sagt ein griechisches Sprichwort, „ist die Arznei für jede Krankheit; schläft der Kranke, so wird er genesen."

Daß die Erziehung junger Damen in Amerika den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, wird nach dem Folgenden wohl nicht mehr in Zweifel gezogen werden können. In der „Damenakademie" zu Cincinnati wird den Schülerinnen auch die Kunst, graziös zu schlafen, beigebracht. „Ein Mädchen," äußert sich die ‚Frau Professorin des Schlafs', „muß jederzeit so nett und reizend als möglich aussehen, ganz abgesehen von ihrer zukünftigen Stellung als verheirathete Frau. Deshalb habe ich in meine Vorträge die Kunst, graziös zu schlafen, aufgenommen. Viele Damen z. B. haben die schlimme Gewohnheit, während des Schlafens den Mund offen zu halten, und das schrecklich unweibliche Schnarchen ist die Folge davon. Ich lehre die Mädchen, ihre Lippen vor dem Einschlafen

auf anmuthige Weise zu schließen und sich nöthigenfalls hierzu in einem Handspiegel zu besehen. Sie dürfen ihren Kopf auch nicht zu tief auf die Kissen zurücklegen, so daß der Mund sich nicht unwillkürlich öffnet, sobald die Muskeln erschlafft sind. Ich beschwöre sie auch, für die Nachtruhe ebenso sorgfältig Toilette zu machen, wie für den Tag. Die Nachtwäsche soll nett, pikant und passend sein, deshalb also die schreckliche Schlafhaube ganz ausschließen. Das Haar darf nicht in einen festen Knoten zusammengethan werden, sondern muß leicht und lose arrangirt sein. Ihre Stellungen und Lagen im Bette dürfen ebenso wenig linkisch und unschön sein, wie ihr Auftreten während des Tages, und ich instruire die jungen Damen derart, daß sie zu jeder Stunde des Tages und der Nachtzeit von ihren Familienmitgliedern und Kindern überrascht werden können. Sie werden stets ein anziehendes Bild darbieten, denn die anfänglich gezwungene Grazie wird bald zur Gewohnheit werden."

Der nächste „Fortschritt" wird demnach wohl sein, daß die amerikanischen Damen, wie einst die vornehmen Französinnen zur Zeit Ludwig's XIV. und XV., ihre Besuche im Bett empfangen, und daß somit das bei den schamhafteren germanischen Nationen als zu den Geheimnissen des Hauses gehörige Bett ein „salonfähiges Möbel" wird, was selbstverständlich seiner eigentlichen Bestimmung ganz und gar widerspricht. Denn diese ist einzig und allein, dem erschöpften Körper eine möglichst bequeme und passende Ruhestätte zu bieten, wo er sich erholen und im Schlafe neue Kräfte sammeln kann.

Der Affe unter den Vögeln.

Ein Charakterbild aus der Vogelwelt.

Von

Louis Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Von allen aus den Tropenländern bei uns eingeführten Vögeln hat sich keiner einer so verbreiteten Aufnahme zu erfreuen gehabt, als der Papagei, und es hat Zeiten gegeben, wo einzelne gut abgerichtete Exemplare mit enormen Summen bezahlt wurden. Im alten Rom z. B. erzielten die Papageien oft weit höhere Preise, als die kräftigsten Sklaven, sie erhielten kostbare silberne und elfenbeinerne Käfige und wurden von eigens bestellten Lehrern unterrichtet.

Die Heimath der Papageien ist das ganze Gebiet der heißen Zone, und reicht hie und da auch über dieselbe hinaus. Sie bevölkern vornehmlich mit den Affen die Wälder und verrathen von Weitem schon ihre Anwesenheit durch einen ungeheuren Lärm. „Man muß in diesen Ländern, besonders in den heißen Thälern der Anden Südamerika's gelebt haben," erzählt A. v. Humboldt, „um es für möglich zu halten, daß zuweilen das Geschrei dieser Vögel das Brausen der Bergströme, welche von Fels zu Fels stürzen, noch übertönte." Wird es uns doch schon

oft angst und bange, wenn nur ein einziger in unserem Zimmer seine grelle, kreischende Stimme erhebt; welchen Lärm muß es geben, sobald draußen in dem sonst stillen Urwalde plötzlich Tausende aus voller Brust ihr Nerven erschütterndes Konzert anstimmen! Trotzdem verschönern sie mit ihrem verschwenderisch gefärbten Gefieder die dunklen Schatten jener Wälder, und der gelehrte Reisende Gould versichert: „Es ist unmöglich, das Zauberhafte des Anblicks zu beschreiben, welchen gewisse Papageien, zumal die hochroth gefärbten Arten gewähren, wenn sie sich in großen Flügen in den silberblätterigen Akazien Australiens herumtummeln. Ihr prachtvolles Gefieder sticht wunderbar ab gegen die Umgebung."

Wehe aber den armen Ansiedlern, wenn solch' größere Trupps in ihre Kulturen einfallen und daselbst an Feld- und Baumfrüchten ihre Verwüstungen beginnen! Wenn die Menschen noch so schnell bei der Hand sind, mit flinken Rossen in die Schaar hineinsprengen, um sie mit den Hufen zu zertreten, mit Knüppeln zu erschlagen oder durch Flintenschüsse zu erlegen, und wenn eine große Zahl Todter den Boden auch deckt, der angerichtete Schaden ist immer ein beträchtlicher. Auch sonst werden von diesen Vögeln, da sie im Allgemeinen nicht scheu sind, viele gefangen. Die noch jungen richtet man etwas ab und verkauft sie meist an Matrosen, welche sie dann mit nach Europa bringen. Alexander der Große soll der Erste gewesen sein, der von seinem denkwürdigen Zuge nach Indien Papageien nach Europa zurückbrachte.

Sowie der Aufenthalt der Papageien meist zugleich

mit dem der Affen übereinstimmt, so zeigen sie auch sonst in ihrem Betragen viele Aehnlichkeit mit denselben. Sie ahmen viele Handlungen der Menschen nach; sie lachen und seufzen, gähnen, niesen und nehmen allerhand possierliche Stellungen an, die dem Zuschauer Vergnügen bereiten. Sie ahmen auch die Stimmen anderer Vögel und selbst das Miauen der Katzen, das Bellen der Hunde und das Geschrei kleiner Kinder nach. Ebenso lernen sie bald einzelne Worte und ganze Sätze deutlich nachsprechen, wozu sie durch den Bau ihres Schnabels, sowie durch die breite, fleischige Zunge so geschickt sind, daß man ihre Stimme von der eines Menschen oft kaum zu unterscheiden vermag. Manche lernen auch Liedchen pfeifen mit einer Reinheit, daß sie zuweilen einen Gimpel beschämen könnten. Brehm hat sie daher mit Recht „gefiederte Affen" genannt.

Während bei den übrigen Vögeln sich immer nur einzelne Sinne auf Kosten der anderen entwickeln, sehen wir bei dem Papagei, wie bei den höher stehenden Säugethieren, alle Sinne von fast gleicher Ausbildung und Schärfe. Diese höhere Entwickelung namentlich des Gesichts und Gehörs befähigt ihn auch zu einer höheren geistigen Ausbildung, als dies bei den meisten übrigen Vögeln der Fall ist. In all' seinem Thun zeigt er sich sehr verständig und äußerst vorsichtig, besitzt ein ausgezeichnetes Gedächtniß und ein scharfes Unterscheidungstalent. Doch ist er bei alledem höchst launenhaft und fast jeden Augenblick anders gestimmt. In diesem Augenbick ist er lieb und einschmeichelnd und der angenehmste Gesellschafter, im

nächsten Augenblick boshaft, hinterlistig und ein unerträglicher Bursche. Auch ist er zum Jähzorn wie zur Rachsucht geneigt, und vergißt ihm zugefügte Beleidigungen ebensowenig als empfangene Wohlthaten. Dabei kann er äußerst zärtlich gegen Personen sein, die es mit ihm gut meinen und Geduld mit seinen Unarten und Schwächen besitzen, woraus sich auch seine große Anhänglichkeit an Frauen erklären läßt.

Wenn wir schon aus vorstehenden charakteristischen Zügen auf eine höhere geistige Organisation der Papageien zu schließen berechtigt sind, so werden wir darin durch die Beobachtungen ihres Traumlebens, sowie ihrer Anlage zum Wahnsinn noch mehr unterstützt. Der Papagei träumt sehr lebhaft; er spricht bisweilen im Traume, als ob er sich mit einem Menschen unterhielte. Auch hat man beobachtet, daß derselbe, wenn er am Tage wegen irgend einer begangenen Unart Strafe erhalten hatte, in der Rückerinnerung derselben während der Nacht im Traume ächzte und stöhnte, wie wir dies ja auch bei kleinen Kindern und Hunden wahrnehmen. Manche Thiere überlassen sich der Melancholie bis zu einem Grade, daß sie durch Selbstmord enden. Ein solcher Fall ist am Papagei allerdings noch nicht nachgewiesen worden, dafür aber kann er in Wahnsinn verfallen und „verrückt" werden. Kapitän Bougainville besaß auf seinem Schiff einen Papagei, der Vieles zu sprechen verstand und deshalb der Liebling der ganzen Mannschaft war. Eines Tages wurde das Schiff von Seeräubern überfallen und von beiden Seiten eine furchtbare Kanonade eröffnet. Als nach mehrstündigem hart-

nädigem Kampfe die stark mitgenommenen Piraten die Flucht ergriffen hatten und auf dem Schiffe die Ordnung wieder hergestellt war, bemerkte man, daß der Allen so liebe Vogel verschwunden war. Nach langem Suchen fand man ihn endlich im äußersten Winkel versteckt. Scheu und dumm blickte er um sich, und wenn er gefragt wurde, wie er es sonst so gern hatte, so wußte er nichts darauf zu erwiedern als: Bum, bum! Angst und Schrecken hatten ihm das ganze Gedächtniß zerrüttet; nur der grausige Donner der Geschütze hatte in seinem kleinen Gehirn noch eine Stätte. Zwanzig Jahre nachher noch wiederholte der Vogel unter schreckhaftem Zittern des Kopfes und der Flügel sein ewiges: Bum, bum!

Die Lebensweise des Papageien und sein Verhalten im Verkehr mit dem Menschen hat zur Erfindung mancher sonst recht netter Anekdoten Veranlassung gegeben, die jedoch bei genauerer Betrachtung vor der Wirklichkeit nicht bestehen können. Das sogenannte Sprechenlernen der Vögel ist meist nur ein Nachahmen von Worten, ohne Auffassung des wahren Sinnes derselben. Oft kommt es aber vor, daß einzelne Thiere durch Anschauung von Dingen auch zu erstaunlich klaren Vorstellungen gelangen, die sie dann richtig mit anderen kombiniren.

Auch beim Papagei, als dem geistig begabtesten von allen Vögeln, ist dies der Fall, trotzdem er nie die Höhe der Intelligenz erreicht, wie der Hund. Ein Herr Matthes erzählt folgenden interessanten Fall. „Im Jahre 1852 besuchte ich in Cincinnati den Eiscream-Salon meines Nachbars das erste Mal, und im Begriff, mich wieder zu

entfernen, zündete ich mir nicht weit von dem Käfige eines Papagei mit Hilfe eines Reibzündhölzchens die Cigarre an. Sowie das Hölzchen brannte, schrie der grüne Bursche: „Fire, Fire, Fire!“ (Feuer!) Dies war mir natürlich überraschend, und um mich zu überzeugen, ob der Vogel mit diesen Worten zugleich eine Vorstellung vom Feuer verbände, zündete ich nach kurzer Pause ein zweites Zündhölzchen an, und abermals erscholl ein lautes: „Fire, Fire, Fire!“ Später überzeugte ich mich, daß das Thierchen nie den Feuerruf ausstieß, ohne Feuer zu sehen. Der Besitzer des Vogels erzählte mir, daß der Papagei auch sehr gut wisse, daß das Feuer Schmerz verursache, denn er habe früher einmal mit dem Fuße nach der Flamme gegriffen und sich denselben verbrannt. Dies schien er noch im Gedächtniß zu haben, denn wenn man mit einem brennenden Zündhölzchen dem Vogel sich näherte, so zog er sich schnell nach der anderen Seite des Käfigs zurück und zeigte sich sehr ängstlich.“

„Ich weiß,“ schreibt Zimmermann in Smellie's ‚Philosophie der Naturgeschichte‘, „ein zuverlässiges Beispiel, daß ein Papagei, der im Wohnzimmer einer Familie stand und dort mehrere Glieder derselben oft gegen Abend zusammen sah und hörte, einst, als es schon völlig dunkel war, eine außer dem Hause verheirathete Tochter einige Minuten lang unterhielt. Sie trat in's Zimmer, und da sie ihre Mutter daselbst anzutreffen glaubte, so redete sie diese an. Der Papagei, der ihre Stimme genau kannte, grüßte wieder und fragte, wie sie sich befände, that auch nachher noch zwei andere Fragen, die völlig zusammen-

hängend waren, bis die mit dem Lichte kommende Mutter der Täuschung ein Ende machte." Um diesen Fall zu erklären, muß man annehmen, daß die Unterhaltung zwischen Mutter und Tochter im Anfang wenigstens immer sehr stereotyp gewesen sein muß. — Ein anderer Papagei, der seinen Stand im Fenster hatte und jeden Morgen eine vorübergehende Frau „Salz!" rufen hörte, durfte kaum die Frau von Weitem erblicken, so rief er auch schon, noch ehe sie nur den Mund aufthat, aus Leibeskräften: „Salz, Salz!"

Einer der befähigtsten Papageien ist wohl unbestreitbar der graue, rothschwänzige Jako, der als das Urbild der ganzen Sippschaft, gleichsam als der Weise unter den Vögeln betrachtet werden kann. Präsident v. Kleimayern in Wien besaß einen solchen, den er 1842 für 370 Gulden erstanden hatte, und der ihm durch seine Gelehrigkeit viel Spaß machte. Dieser Herr theilte auch dem Naturforscher O. Lenz ein Verzeichniß mit, in welchem die Leistungen dieses Vogels enthalten waren, und welches Lenz in seiner vortrefflichen Naturgeschichte zum Besten gibt. Wir theilen daraus nur Folgendes mit: „Der Jako achtet auf Alles, was um ihn her vorgeht, er gibt auf Fragen die richtige Antwort, thut auf Befehl, was ihm geheißen wird, begrüßt Kommende, empfiehlt sich Gehenden, sagt nur früh: guten Morgen, und Abends: gute Nacht, und verlangt Futter, wenn er Hunger hat. Jedes Mitglied der Familie ruft er bei seinem Namen, und das Eine steht mehr bei ihm in Gunst, als das Andere. Will er mich bei sich haben, so ruft er: ‚Papa, komm her!' Was er spricht, singt und pfeift, trägt er vor wie ein Mensch."

Aus dem Verzeichniß dessen, was der Vogel sprach, greifen wir aus den 61 Nummern nur folgende heraus: „Geistlicher Herr, guten Morgen!“ — „Geistlicher Herr, ich bitt' um a Mandel.“ — „Bauer, Spitzbub, Spitzbub, Bauer, Wilddieb, gehst weiter? Gehst nach Haus oder nicht? Wart, Du Kerl!“ — Wenn Jemand an die Thüre klopft, so ruft er sehr laut und deutlich wie ein Mensch: „Herein, herein! Befehl mich, Herr Bräu, gehorsamer Diener! Freut mich, daß ich die Ehre hab'!“ — „Es lebe unser Kaiser, er lebe recht lange!“ — „Wo kommst Du her? Verzeihen Ihr Gnaden, ich hab' 'glaubt, Sie sei'n a Vogel.“ — Wenn er etwas beißt oder in seinem Hause etwas ruinirt, so sagt er: „Nicht beißen, gib Ruh! Was hast 'than?“ — „Der Papperl darf herausgehen, komm, allo komm!“ — Wenn man ihm befiehlt: „Schieß!“ so schreit er: „Puh!“ Dann macht er ein ordentliches Kommando: „Halt! Richt Euch! Macht Euch fertig! Schlagt an, hoch! Feuer! Puh; bravo bravissimo!“ Bisweilen läßt er das „Feuer!“ aus und ruft sogleich „Puh!“ worauf er dann aber das „Bravo!“ wegläßt, gleichsam im Bewußtsein seines gemachten Fehlers. — „Wart, ich will Dich beuteln, Dich!“ — „Was, mich beuteln (schütteln)? Was, mich beuteln?“ Er macht ein Zetergeschrei, als wenn er gebeutelt würde, dann ruft er wieder: „Was, mich beuteln? Mich beuteln? Wart, Du Kerl! Mich beuteln?“ — „'s Hunderl ist da, a schön's Hunderl ist da, gar a schön's Hunderl.“ — „Ja, ja, ja, so geht's auf der Welt!“ Dann lachte er mit der größten Deutlichkeit. — Wenn er den Tisch decken sah, oder von dem zweiten, dritten Zimmer

aus serviren hörte, rief er sogleich: „Gehen wir zum Essen! Allo! Komm zum Essen!“ — Wenn sein Herr im nächsten Zimmer frühstückte, sagte er: „Kakau (Kakao), bekommst an Kakau, bekommst schon was!“ — Wenn er zur Chorzeit das Chorglöckchen von der Domkirche läuten hörte, so rief er: „Ich geh', b'hüt Gott, ich geh'!“ — Der Eigenthümer dieses Jako besaß auch eine Wachtel; als sie im Frühjahr das erste Mal ihr Pickerwick schlug, kehrte sich der Papagei nach ihr um und rief: „Bravo, Papperl, bravo!“ — Er fragte: „Wie spricht's Hunderl?“ Dann bellte er. Darauf sprach er: „Pfeif 'm Hunderl!“ Dann pfiff er dem Hunde. — Sein Herr starb im Jahre 1853. Der gute Jako begann darauf, wie es schien, aus Sehnsucht nach seinem geliebten Herrn, zu kränkeln, wurde im folgenden Jahre ganz matt, in ein kleines Bettchen gelegt und sorgfältig verpflegt, schwatzte da noch fleißig und sagte oft mit trauriger Stimme: „Der Papperl ist krank, armer Papperl ist krank,“ und starb noch in demselben Jahr.

Mag auch dieser Jako als einzig in seiner Art dastehen, so ersehen wir doch aus völlig verbürgten Berichten, daß noch andere Papageien durch eine ungemeine Intelligenz und Fertigkeit im Sprechen sich auszeichneten. Frau Baronin v. Sina in Wien besaß 1855 einen Jako, der, wenn Jemand in's Zimmer trat, deutlich ausrief: „Grüß Dich Gott, ah, grüß Dich Gott!“ Wenn man ihm drohte oder ihn Schusterbub nannte, schrie er voller Aerger: „Kroat, Kroat, Kroat!“ — Er lachte ganz ordentlich und sagte dann: „Wie die lacht!“ — Setzte man etwas Schweres hin, so sagte er ganz ernsthaft: „So!“ Ebenso rief

er, wenn er auf einen Tisch gesetzt wurde. Er sang auch recht gut: „Was macht der Herr Papa? Was macht der Herr Papa?“ rc.

Brehm erzählt von einem Jako, der, wenn er Durst oder Hunger hatte, ausrief: „Papchen will Kluckluk machen!“ oder: „Papchen will was zu fressen haben!“ — „Papchen, wie sagt denn Lottchen?“ fragte er sich bisweilen und antwortete darauf ebenso, als ob diese Frage von sonst Jemand gethan worden wäre: „O mein schönes, schönes Papchen, komm, küß mich.“ Und das sagte er mit dem richtigen Ausdruck der Zärtlichkeit, wie es Lottchen nur sagen konnte. Seine Selbstzufriedenheit drückte er mit den Worten aus: „Ach, ach, wie ist doch das Papchen schön,“ und dabei strich er sich mit seinem Fuße über den Schnabel. Er war aber durchaus nicht schön, da er die Unart besaß, sich seine Federn auszuziehen. Als Gegenmittel wurden Weinbäder verordnet, die man ihm mittelst einer feinen Brause beibrachte. Diese Bäder waren ihm aber höchst unangenehm, und sobald er merkte, daß man dazu Anstalten traf, begann er flehentlich zu bitten: „Papchen doch nicht naß machen — ach, das arme Papchen — nicht — naß — machen!“ — Ein Freund des Hauses war längere Zeit nicht zu Besuch gekommen; es wurde darüber gesprochen und die Hoffnung geäußert, daß Roth sich selbigen Tags noch einstellen werde. „Da kommt Roth!“ sagte auf einmal der Papagei, welcher zum Fenster hinaussah und den Erwarteten von ferne erkannte.

Einen überraschenden Beweis von Ueberlegung des

Papagei erzählt auch Profeſſor Reclam von ſeinem Vogel, den er noch mit Stoppeln verſehen von einem Matroſen bekam. Die Thüre ſeines Bauers war mit einem Schloß verſehen, das er ſehr bald von innen öffnen lernte, um zu jeder beliebigen Zeit ſein Haus verlaſſen zu können. Wenn das Schloß durch ein noch darum gelegtes Band zugebunden wurde, ſo war ihm das Oeffnen unmöglich. Dies bemerkte der Vogel ſehr bald und gab ſich daher, ſobald er das Band angebunden ſah, gar keine Mühe, das Schloß zu öffnen. Sowie er aber das Band vermißte, ſchoß er mit einem Freudengeſchrei auf die Thüre los und riegelte ſofort das Schloß auf. Nachdem durch eine neue Vorrichtung der Verſchluß ſo hergeſtellt worden war, daß er die Thüre nicht mehr zu öffnen vermochte, ſaß er nach vielen vergeblichen Bemühungen einige Tage lang ſehr traurig auf ſeinem Stengel; bald jedoch verfiel er auf ein neues Auskunftsmittel. Das Bauer, in welchem er ſich befand, war aus ſtarken Meſſingſtäben gefertigt, welche durch mehrere Ringe hindurchgehend in den Fuß deſſelben ſich einſenkten. Der Papagei kletterte am oberen Ende des Bauers umher und verſuchte mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte einen Stab nach dem anderen in die Höhe zu ſchieben, bis es ihm endlich gelang, einen zu finden, der nicht feſt eingelöthet war. Sobald er dieſen durch Empordrücken aus der Vertiefung herausgezogen hatte, ſprang der Draht, ſeiner Federkraft folgend, auf die Seite und der Papagei kletterte nun eiligſt hinab, um durch dieſe erweiterte Lücke das Freie zu gewinnen. „Es iſt unmöglich, daß ein Menſch unter gleichen Verhältniſſen und

mit denselben Hilfsmitteln nur versehen, zweckmäßiger und vernünftiger hätte handeln können, als in diesem Falle dieser Vogel."

Daß der Papagei auch im Stande ist, durch absichtliche Vorspiegelungen seine Umgebung zu täuschen, erhellt aus folgender Thatsache. „Der eben erwähnte Papagei liebte es," erzählt Professor Reclam, „als er jünger war, mit glänzenden Gegenständen zu spielen. Wurde ihm dies verboten, während er auf dem Tische oder auf dem Fensterbrett saß, so that er eine Zeit lang, als ob er sich mit etwas ganz Anderem beschäftigte, behielt aber Denjenigen, von dem das Verbot ausgegangen war, beständig im Auge, und sobald derselbe den Kopf wendete, machte er sich eiligst darüber her, den verbotenen Gegenstand zu verarbeiten. Dieses Benehmen ließ sich bei ihm willkürlich hervorrufen und ist von so vielen Zeugen beobachtet worden, daß von einer Täuschung keine Rede sein kann."

So rücksichtslos und garstig der Papagei bisweilen gegen fremde Personen und so lieblos und grausam er gegen kleinere Thiere sein kann, so treu ergeben finden wir ihn auch wieder gegen seine Wohlthäter und so zärtlich besorgt für Seinesgleichen. „Ein Geistlicher besaß einst nach Pater Labat's Mittheilung einen Papagei, der seinem Herrn so zugethan war, daß er in der That eifersüchtig auf ihn wurde. Niemand durfte sich diesem Geistlichen nähern, ohne sich der Gefahr auszusetzen, gebissen zu werden. Man sah sich genöthigt, ihn während der Messe einzusperren, weil er sonst bis zum Altar vordrang und den

Küster in seinen Dienstgeschäften behinderte. Einst entwischte er, als man Einige von uns rasirte, fand seinen Herrn in derselben Stube, setzte sich seiner Gewohnheit gemäß bei ihm nieder und blieb ruhig, bis sein Herr sich auch niedersetzte, um sich den Bart abnehmen zu lassen. Da sträubte der Papagei die Federn. Man liebkoste ihn und bot ihm Leckereien an, wodurch er einigermaßen beruhigt wurde. Als er aber sah, daß der Barbier das Messer nahm und sich damit seinem Herrn näherte, fing er aus aller Macht an zu schreien, flog dem Barbier nach den Beinen und biß ihn mit solcher Wuth, daß Blut floß. Obwohl es uns nun leid that, daß der Barbier so übel ankam, so konnten wir doch nicht umhin, den Eifer zu bewundern, den der Vogel zur Vertheidigung seines Herrn bewies. Erst flog er ihm auf das Knie, dann auf die Schultern und schien, indem er den Schnabel aufthat und alle Federn ihm zu Berge standen, der ganzen Gesellschaft zu drohen. Sein Herr hatte große Mühe, ihn zu besänftigen. Endlich schloß er ihn in eine Kammer ein, damit der Barbier sein Bein verbinden und ihn rasiren konnte. Während dieser Zeit schrie der Vogel laut auf und nagte an der Thüre, um wieder heraus zu kommen."

F. Cunningham war Zeuge, als er aus Neu-Holland nach England zurückkehrte, daß zwischen Vögeln so dauernde Anhänglichkeit stattfinden kann, wie zwischen Menschen. „Der Schiffsarzt Walker besaß einen blauen Bergpapagei und einen andern sehr schönen kleineren, der so jung aus dem Neste genommen war, daß er seine Nahrung noch nicht

selbst zu sich nehmen konnte. Der ältere übernahm es, ihn zu füttern, sorgte eifrig für alle seine Bedürfnisse und bewachte ihn mit der größten Zärtlichkeit. Die gegenseitige Zuneigung der beiden Vögel nahm immer mehr zu, sie verbrachten den größten Theil des Tages mit Liebkosungen, schnäbelten sich und der ältere breitete seine Flügel auf's Zärtlichste über den Schützling aus. Ihre Freundschaftsbezeugungen wurden am Ende so laut, daß man sie trennte, um den Passagieren keinen Anlaß zur Klage zu geben, und der jüngere wurde zu mehreren anderen in meine Kajüte versetzt. Nach einer zweimonatlichen Trennung gelang es dem blauen Bergpapagei zu entkommen, und siehe da, die Stimme seines jungen Freundes leitete ihn gerade in meine Kajüte, wo er sich an dessen Käfig anklammerte. Herr Walker folgte ihm und nahm mich zum Zeugen dieses merkwürdigen Vorfalls, der den Eigenthümer bestimmte, gegen die wiederholte Trennung der Vögel zu protestiren. Vierzehn Tage darauf starb der jüngere an den Folgen einer Verletzung; sein Freund war seitdem stumm, bis wir nach Bahia kamen, wo er ebenfalls starb."

Allein dieselbe Pflege und Zärtlichkeit, welche der Papagei seinen Verwandten widmet, kann er auch auf andere, ihm ganz fern stehende Vogelarten übertragen. Herr Wood erzählt, daß einer seiner Freunde einen Papagei besaß, welcher die liebenswürdigste Pflegemutter anderer kleiner hilflosen Geschöpfe wurde. In dem Garten seines Besitzers gab es eine Zahl von Rosenbüschen, die von einem Drahtgehege umzogen und von Schlinggewächsen um-

geben waren. Hier nistete ein Finkenpärchen, welches beständig von den Einwohnern des Hauses gefüttert wurde. Die vielen Besuche des Rosenhaines fielen Polly, dem Papagei, auf, und er sah, wie dort Futter gestreut wurde. Da er sich frei bewegen konnte, verließ er bald seinen Käfig, ahmte den Lockton der alten Finken täuschend nach und schleppte den Jungen einen Schnabel voll nach dem andern von seinem Futter zu. Erschreckt durch die Zudringlichkeit des großen Vogels, flogen die alten Finken davon und Polly widmete sich nun voll und ganz der Pflege der verwaisten Jungen. Tag und Nacht blieb er bei den Pflegekindern, fütterte sie mit größter Sorgfalt und hatte die Freude, sie groß zu ziehen. Als die Kleinen flügge waren, saßen sie auf Kopf und Nacken ihrer Pflegemutter, und es war dann lustig anzusehen, wenn Polly mit ihrer Last so ernst umherspazierte. Als den Pflegekindern die Schwingen gewachsen waren, flogen sie auf und davon. Polly zeigte sich wohl einige Zeit betrübt, doch war er bald wieder der Alte, als es ihm gelungen war, andere junge Vögel auszustöbern, denen er seine ganze Sorgfalt zu Theil werden ließ.

Die Papageien erreichen zum Theil ein sehr hohes Alter, das nahe an hundert Jahre hinaufreichen dürfte. Alexander v. Humboldt sah einen auf seiner Reise im Gebiet des Orinokostromes, der, angeblich von den Aturen aufgezogen, den ganzen Stamm hatte untergehen sehen, und nun der einzige war, der ihre Sprache noch redete. Humboldt theilte diese Sage dem Professor Ernst Curtius in Berlin mit, welcher sie in ein liebliches Gedicht ein-

kleidete und so den „Affen unter den Vögeln", über den in Prosa bereits so viel geschrieben worden, auch durch die Poesie verherrlichte.

Mannigfaltiges.

Eine Geisterbeschwörung. — In der letzten Regierungszeit Ludwig's XV. zählten „Geisterbeschwörungen" zu den Moden der aristokratischen Kreise von Paris. Unter den sogenannten „Berufenen", die großen Zulauf hatten, war auch ein seit kurzer Zeit aus England nach Paris übergesiedeltes Ehepaar, das ein abgelegenes Hintergebäude für seine Zwecke gemiethet und sich durch seine Manipulationen einen gewissen Namen verschafft hatte. Eines Nachmittags war bei demselben ein reich gallonirter Lakai mit der Meldung erschienen, daß sich eine Anzahl Damen der hohen Gesellschaft gegen Mitternacht zu einer Sitzung einfinden würden. Das strengste Geheimniß dieses Besuches solle indessen gewahrt und jeder unberufene Zeuge entfernt werden, bis die aristokratischen Theilnehmerinnen des Cirkels ihre in einiger Entfernung von dem Eingang der Wohnung haltenden Sänften auf's Neue bestiegen haben würden. Natürlich wurde die pünktliche Erfüllung des Wunsches der erlauchten Damen zugesichert, und wirklich glich das verschwiegene Häuschen einem Grabe an Stille, als kurz nach Mitternacht eine Anzahl in Mäntel und Kapuzen gehüllter Damen durch die geöffnete Pforte des Hintergartens in das Häuschen der „Geisterbeschwörer" schlich. Am Eingang empfing die Frau vom Hause ihre nächtlichen Gäste; über den

dunklen Korridor führte sie dieselben in ein hellerleuchtetes Zimmer. Im Nu waren die schützenden Mäntel und Tücher entfernt, in vollem Schmuck des Festes, von dem aus die Damen ihre geheimnißvolle Wanderung angetreten, erschien der Damenkreis vor den Augen der Besitzerin des Raumes. Entsetzt wich die „Zauberin" bei diesem Anblick zurück. „Wehe uns Allen!" rief sie. „In diesem weltlichen Putze wollt Ihr der Gnade gewürdigt werden, des Anblickes verklärter Geister zu genießen? Alles hatte ich vorbereitet, aber Alles ist nun umsonst. Nicht Kinder der Welt, im Aeußeren wie im Inneren, darf ich in die geheiligte Stätte des Geisterkreises führen. Verlaßt mein Haus," fuhr sie mit gebieterischer Handbewegung fort, „und wählt eine andere Stunde und anderes Gewand." — Aber eine andere Stunde war den Damen wenig gelegen; inständig drangen sie in die Wirthin, ohne Säumniß die sehnlichst gewünschte Sitzung stattfinden zu lassen. Die Geheimnißvolle dachte eine Weile nach. „Wohl," sagte sie endlich, „aber ich stelle eine Bedingung. Entledigt Euch in diesem Gemach des weltlichen Tandes und begebt Euch in einen anderen Raum, in beschaulicher Stille Euch eine halbe Stunde lang zu dem Geisterwerke vorzubereiten. Sobald es Zeit sein wird, führe ich Euch aus Nacht zum Licht, erschließe Euch nie geahnte Wunder höherer Mächte." Natürlich fand dieser Vorschlag vollste Billigung des Damenkreises. Im Nu waren die Gewänder von Brokat, Sammet und Seide abgestreift, die Geschmeide thürmten sich zu einem blitzenden und funkelnden Haufen, und in den nächsten Minuten traten die Geisterbegierigen den Weg zu dem ihnen angewiesenen Raum an. Es war das ein kleines, völlig abgelegenes, von allen Möbeln entblößtes Gemach, dessen Außenthüre, wie sich deutlich vernehmen ließ, noch überdies nach dem Eintritt der letzten Dame verriegelt ward. Nur eine einzige Kerze spendete nothdürftig Licht, gewiß, hier vermochte nichts die innere Sammlung während der festgesetzten

halben Stunde zu stören. Aber obwohl die Damen die kostbaren Uhren im Vorgemach zurückgelassen hatten, ward es nach und nach selbst der zweifelndsten unter ihnen klar, daß die Frist längst überschritten sein mußte. Ein schüchternes, dann mit verstärkten Kräften unternommenes Pochen blieb ohne Wirkung, ein Versuch, die von außen fest geschlossenen Läden des einzigen Fensters zu öffnen, war vergeblich. So dämmerte der Tag herein, aber erst als die Sonne hoch am Himmel stand, kam den Geängstigten Hilfe; dem vertrauten Lakaien, der Stunden lang an der Gartenpforte der Rückkehr der Damen geharrt, war das Nichtwiedererscheinen derselben doch gar zu auffällig geworden. Von den Trägern der Sänften, in denen die erlauchte Gesellschaft das geheimnißvolle Haus aufgesucht, gedrängt, entschloß er sich endlich, in das Innere desselben zu dringen. Aber Alles war öde und ausgestorben. Mit bangen Ahnungen setzte er seine Forschung fort, bis ihn Hilferufe zur rechten Spur leiteten. Aber es bedurfte erst der Kunst eines Schlossers, das wohlverschlossene Gemach zu öffnen, und nun erschienen die Trägerinnen der stolzesten Namen der Monarchie in einem Zustande vor den Augen ihrer Befreier, der eben nicht großen Respekt einzuflößen vermochte. Von den abgelegten Kostbarkeiten, mit denen die betrügerischen Geisterbeschwörer das Weite gesucht, erhielt keine der Damen je das Geringste zurück, denn die Untersuchung wurde, um die fatale Sache nicht noch mehr an die große Glocke zu hängen, bald aufgegeben. Ob aber die Damen von ihrer Sehnsucht, einen Blick in die Geheimnisse der Geisterwelt zu thun, geheilt wurden, theilt unser Chronist, dem wir diese durchaus wahre Geschichte nacherzählen, leider nicht mit. Anzunehmen ist es kaum, ist der „Spiritismus“ ja heutzutage noch an der Tagesordnung. H. H.

Wie der Zufall spielt. — Kaiser Paul von Rußland war einst an einem warmen Sommertage nach Tische in seinem Lehn-

stuhl eingeschlummert, während die Parterrefenster seines Zimmers in der Sommerresidenz zu Gatschina offen standen. Im Nebenzimmer flüsterten leise einige Hofdamen am ebenfalls offenen Fenster, als ein ihnen bekannter junger Garde-Offizier vorüberkam und mit ihnen ein Gespräch anknüpfte. Angstvoll gaben die Fräulein dem Offizier durch Zeichen zu verstehen, daß der Kaiser im Nebenzimmer schlafe, durch sein lautes Sprechen erwachen und ihn in seiner strengen Weise bestrafen werde. „Ich werde ihn aufwecken, aber Sie dürfen mich nicht verrathen!“ raunte der junge Herr den erschrockenen Hofdamen zu, denen es um den zu allerhand tollen Streichen aufgelegten Offizier bangte. Dieser schlich sich zu dem offenen Fenster des kaiserlichen Zimmers und rief, so laut er konnte, den langgezogenen Ruf der russischen Wachen. Darauf verschwand er mit Blitzesschnelle im Gebüsch. Der Kaiser fuhr erschreckt zusammen und trat wüthend an's Fenster. Sein Zorn steigerte sich, als er Niemanden bemerkte, er schellte und fragte den dienstthuenden Kammerherrn nach dem Urheber dieses Frevels. Niemand wollte etwas von ihm wissen und endlich ließ der Kaiser den Kommandanten der in Gatschina stehenden Truppen kommen und befahl ihm, binnen einer Stunde den Frevler unter allen Umständen herbeizuschaffen. — Das war freilich eine schwere Aufgabe, aber Paul verstand in solchen Dingen keinen Spaß und forderte unbedingten Gehorsam. In seiner Verlegenheit ließ der Kommandant einen jungen, kräftigen Soldaten rufen und sagte zu ihm: „Du kannst Dir auf leichte Weise zweihundert Rubel verdienen, wenn Du Dich als den Schreier bekennst, der heute den Kaiser aus dem Schlafe aufgeweckt hat.“ Der Soldat kratzte sich hinter den Ohren. „Es wird Prügel geben, Herr Kommandant,“ wagte er zu entgegnen. — „Wohl möglich, aber was thut das?“ versetzte der Offizier. „Die Schmerzen werden vorübergehen und Du hast Dir zweihundert Rubel verdient.“ Der Soldat vermochte nicht zu widerstehen und eine Viertelstunde

später stand er als der gesuchte Missethäter, der sich selbst gemeldet habe, vor dem Monarchen. Aber dieser hatte sich beruhigt, sein Zorn war verraucht; er musterte den Soldaten von Kopf bis zu den Füßen, dann sagte er zu dem erstaunten General: „Der Mann hat, da er sich selbst gemeldet, nicht nur Muth und Charakter, er hat auch eine beneidenswerthe Stimme; man gebe ihm dreihundert Rubel als Geschenk und mache ihn zum Unteroffizier, er wird ein gutes Kommando führen!“ M. L.

Die Weihe des siamesischen Nebenkönigs. — Im hinterindischen Reiche Siam (Schan oder Thaï, 800,340 Quadrat-Kilometer) gibt es zwei Könige: einen ersten oder Oberkönig und einen Wangna genannten zweiten oder Nebenkönig, der jedoch auf die Regierung keinerlei Einfluß hat. Die Feierlichkeit bei der Weihe dieses Wangna ist eigenthümlicher Art. In großem Zuge, der von Fürsten und Edelleuten gebildet wird, und an welchem auch die fremden Konsuln und andere Europäer theilnehmen, wird er aus dem Palaste des Oberkönigs abgeholt, um in Gegenwart seiner Gesellschaft ein vorbereitendes Bad zu nehmen. Etwa eine Stunde später folgt der Oberkönig und dann beginnt die Feierlichkeit. Das Badegefäß ist von Gold und steht unter einem großen Schirme, der sieben Abtheilungen über einander hat. Es ist dies das geheiligte Symbol der königlichen Würde, der Sawetrayal. Der Oberkönig gießt dem ganz weiß gekleideten Wangna die ersten Wassertropfen über den Kopf, dann erfolgt das Bad und schließlich tritt seine Mutter vor und schüttet Wasser über sein Haupt. Nun verläßt der Wangna das Badegefäß, trocknet sich an einem Panong (Trockentuche) ab, legt die nassen Kleider ab und zieht ein trockenes Gewand an. Dies Alles geschieht vor versammeltem Hofe mit vieler Würde und solchem Anstande, daß das Dekorum nicht im Mindesten verletzt erscheint. Während der Wangna im Bade sitzt, ertönt die weite Halle von musikalischem Lärm, man schlägt auf Gongs und Trommeln, bläst auf großen

Seemuscheln und bearbeitet noch mancherlei andere Instrumente. Nachdem sich der Wangna in ein Nebenzimmer begeben, um königlichen Schmuck anzulegen, erscheint er wieder, um von dem Oberkönige Schwert und Scepter entgegen zu nehmen. Dann verliest ein hoher Beamter den Belehnungsbrief und verkündet den Namen, welchen der Wangna führen werde. Damit ist die Hauptfeierlichkeit beendigt und Alle begeben sich in die große Halle, wo inzwischen ein Festmahl bereitet ist. R.

Ein abschreckendes Beispiel. — Der Dichter Rochlitz war in seiner Jugend Zögling der Thomasschule in Leipzig, welche damals unter der Leitung des Rektors Fischer, des bekannten Herausgebers des „Anakreon", stand. Die poetische Neigung des jungen Mannes that sich schon früh kund, aber in einer verpönten Richtung; statt griechischer oder lateinischer Hexameter und Pentameter verfaßte er deutsche. Der Rektor, welchem dies zu Ohren kam und der Rochlitz als einen fleißigen und talentvollen Schüler schätzte, ließ ihn rufen und redete ihn folgendermaßen an: „Mein lieber Rochlitz, Er ist auf dem besten Wege, die schönen, Ihm vom Himmel verliehenen Gaben in unverzeihlicher Weise zu mißbrauchen. Er ahnt jedenfalls nicht, wohin ein solches Treiben führt. Ich will Ihm ein abschreckendes Beispiel aus meiner Jugend erzählen: Da machte ich auf der Universität die Bekanntschaft eines jungen Menschen von schönen Anlagen und Kenntnissen. Lateinisch und Griechisch verstand er aus dem Fundamente, und wir lasen die alten Klassiker häufig zusammen. Welche Zukunft blühte ihm! Aber da gerieth er in die Gesellschaft von Zeitungsschreibern und Komödianten. Die Klassiker blieben unbeachtet liegen, er lief dafür in's Theater. Und am Ende wurde er selbst nichts Besseres als ein Komödienschreiber. So geht's, wenn man sich wegwirft. Ich kann Ihm den Namen nennen, lieber Rochlitz, damit Er nicht etwa meint, daß ich flunkere. Der Mann war ein gewisser — Lessing." L. M.

Eine Ansprache. — Der berühmte Malesherbes, Minister des Innern unter Ludwig XVI., hatte seiner Zeit, der französischen Etikette gemäß, die Obliegenheit, dem in der Wiege liegenden Dauphin eine Rede zu halten. Das Kind schrie gerade heftig, und Malesherbes sagte: „Mögen Eure königliche Hoheit zu Ihrem eigenen und zum Glücke Frankreichs gegen die Sprache der Schmeichelei stets so unempfindlich und taub sein, wie Sie es jetzt für diese Rede sind, die ich die Ehre habe, an Sie zu richten." L. M.

Immer praktisch. — Ein amerikanisches Journal schreibt: „Die neueste Erfindung in der Papierbranche sind Hemden mit Papiereinsatz in sieben losen Blättern über einander, von welchen man täglich eines abreißt und so alle Tage eine reine, weiße Brustfläche darbietet. Der Erfinder dieser sehr praktischen Tracht druckt jetzt auf die Rückseite der einzelnen Blätter eine höchst spannende Novelle in Fortsetzungen. Hat nun der Träger eines solchen Hemdes einmal mit dem Lesen der Geschichte begonnen, so kann er oft nicht bis zum nächsten Tage auf die heiß ersehnte Fortsetzung warten, sondern reißt die Blätter herunter, bevor es sonst nöthig sein würde, wodurch sich der Konsum dieser Hemdeneinsätze so steigert, daß der Patentinhaber den an ihn gestellten Ansprüchen kaum mehr genügen kann." R.

Gesuch und Bescheid. — In Avignon konnte man vormals für zehn Thaler Doktor werden. Ein lustiger Advokat, der soeben für diesen Preis den Doktorhut empfangen hatte, zählte noch zehn andere Thaler auf den Tisch und bat ganz ernsthaft um die Gewogenheit, auch seinem Pudel die Doktorwürde zu verleihen. „Wir kreiren nie zwei Viecher an einem Tage," erhielt er als Bescheid. v. P.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.